P.O. germ. 1442 m

Taschenbuch

Digitized by Google

Digitized by Google

Powered by Google

1858
Rheinisches
Taschenbuch

Rheinisches Taschenbuch

für das Jahr 1858.

Mit Beiträgen

von

Gisbert Freiherrn Vincke, Claire von Glümer, Josef Rank, Ernst Willkomm, Franz Trautmann und Franz J. Englert.

Mit 5 Stahlstichen.

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

115 - 9.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von J. D. Sauerländer.

Digitized by Google

Inhalt.

Miniatur-Salon. Seite

Das Gebet für die kranke Mutter, von Theodor Piris . VII

Todesurtheils-Verkündigung an Conradin von Schwaben und Friedrich von Baden. Gemälde von Joseph Munsch X

Der Engel des ewigen Friedens. Von Xaver Barth . . . XII

Jesus erweckt des Jairus Töchterlein. Fresco-Gemälde auf dem neuen Gottesacker in München. Von Johann Schraudolph XIV

Die singende Spinnerin. Von B. Vautier XVI

Die Reise nach Italien. Novelle von Gisbert Freiherrn Vincke 1

Esclarmonda. Historische Erzählung von Claire von Glümer . 101

Herzfehler. Novelle von Josef Rank 207

Die Brodschüler, von Ernst Willkomm 233

Herr Esselmann von Erfurt. Erzählt von Franz Trautmann . 283

Die Bettlerin von Wien. Novelle von Dr. Franz J. Englert . 343

Miniatur-Salon.

Ausstellung 1858.

Digitized by Google

Theodor Pixis gemalt. Adrian Schleich gest.

DAS BETENDE KIND.

Das Gebet für die kranke Mutter.

Von Theodor Piris.

„Wie der Meiſter, ſo die Schüler.“

An der Spitze der k. Akademie der bildenden Künſte in München ſteht bekanntlich eine Perſönlichkeit, welche ſich der Genius der Kunſt als ein bevorzugtes Organ weitreichender Wirkſamkeit erkoren hat. Mit einer Fülle ſchöpferiſcher Kraft, deren Erzeugniſſe unvergängliche Muſter ſind, verbindet der Director von Kaulbach das regſte Intereſſe für aufſtrebende Talente. Schon ſeit längerer Zeit beſteht unter einer namhaften Zahl von Schülern der Akademie ein ſogenannter Componir-Verein, der ſich zur Aufgabe geſetzt hat, unter ſeinem perſönlichen Einfluſſe ſich neben dem regelmäßigen Unterricht in den einzelnen Lehrfächern in bildlichen Darſtellungen ſelbſtgewählter Stoffe aus der bibliſchen oder Profangeſchichte und der deutſchen Heldenſage zu üben. In periodiſchen Zuſammenkünften der Schüler unter ſich werden zuerſt die eingelieferten Arbeiten einer gegenſeitigen Beſprechung unterworfen und dann dem allſeitig verehrten Meiſter zur Durchſicht und Correctur vorgelegt. Kaulbach unterzieht ſich dieſem Geſchäft auf eine ebenſo humane und liebevolle, als anregende und fördernde Weiſe. Da iſt keine Spur von Geltendmachung amtlicher Autorität oder abgemeſſener Zurückhaltung. Das einzige Intereſſe, dem es gilt und vor dem alle anderen Rückſichten in den Hintergrund treten müſſen, iſt die Kunſt, deren Anforderungen auf Grund der vorgelegten Skizzen nach allen Richtungen hin erörtert werden. Der herbſte Tadel, das ſchärfſte Urtheil, das einſeitig verwunden oder abſchrecken und entmuthigen könnte, iſt ſtets mit Anerkennung des Gelungenen und des guten Willens und Strebens, wie mit freundlichen und aufmunternden Winken verknüpft, ſo daß die jugendlichen Gemüther durch dieſe lebens-

frischen Ansprachen und Belehrungen in stetem Enthusiasmus erhalten werden. Die Vortheile solch' unmittelbarer geistvoller Einwirkung sind für die Fortschritte der Zöglinge, die bei dem Meister stets die lebhafteste Freude erwecken, unberechenbar.

Dieser Geist nun und das lebendige Interesse an dem Kunstschönen, das den Mittelpunkt beseelt, pflanzt sich auch, wie von selbst einleuchtet, in weitere Kreise fort und durchdringt insbesondere die ganze Lehrthätigkeit und Unterrichtsweise der Professoren. Neben dem Antikensaal und der technischen Malklasse, worin es vorzugsweise auf Aneignung derjenigen Fertigkeit abgesehen ist, welche die Grundbedingung selbstständiger künstlerischer Productionen ist, bestehen für die letztere eigentliche Componirschulen, denen Meister von anerkanntem Rufe vorstehen und die der freien Entwicklung der jugendlichen Kräfte gehörigen Spielraum gönnen, so daß die Rücksicht auf die individuellen Anlagen und eigenthümliche Richtung der Schüler mit den Anforderungen der Kunst überhaupt in möglichstem Einklang erhalten werden. Das eigentlich wissenschaftliche Element ist durch Professor Carrière vertreten, welcher der Akademie, wie einst Schelling, zur besondern Zierde gereicht und der, mit den Tiefen des geistigen Lebens vertraut, in lichtvollen und faßlichen Vorträgen bei Schilderung der hervorragenden Kunstschöpfungen früherer und neuer Zeit die Zuhörer zugleich über Gegenstand und Zweck ihrer eigenen Thätigkeit verständigt und den Sinn für das Schöne, sowie für das davon untrennbare Wahre und Gute zu wecken und zu beleben versteht.

Unter so günstigen Verhältnissen ist es eine nothwendige, aber erfreuliche Erscheinung, daß, wenn die Zöglinge der Akademie ihrerseits den Anforderungen des Fleißes und der Ausdauer entsprechen und in hinreichendem Maaß innerlich befähigt sind, eine gründliche Durchbildung derselben und die Möglichkeit der Hervorbringung gediegener Kunstwerke erzielt wird. Beweis hiervon gibt unter Anderen der in der Ueberschrift genannte junge Künstler, welcher schon durch mehrere große historische Compositionen, theils in Cartons, theils in klassischer Oelmalerei ausgeführt, von seinem ernsten Streben, von gediegenem Wissen und Können Aufsehen erregende Proben gab.

Sein Carton „Coriolanus," seine großen Oelgemälde: „Friedrich II. und dessen Kanzler de Vinea," und vor Allen sein „Johann Huß nimmt Abschied von seinen Freunden ꝛc." machten tiefen Eindruck auf die anspruchvollsten Beschauer. Die ersten deutschen Blätter, unter anderen die „Illustrirte Zeitung," sprechen sich alle mit großer Emphase in lobendster Weise darüber aus.

Gegenwärtig studirt Theodor Piris die Kunstwunder Italiens. Nach einem sechsmonatlichen Aufenthalt in Oberitalien und die längste Zeit in Florenz befindet er sich seit zwei Monaten in Rom (wir schreiben dies im Monat Juli 1857), wo ihm von König Ludwig Majestät die Auszeichnung eines Besuchs in seiner Wohnung zu Theil ward.

Von Rom aus sandte der junge Künstler dieser Tage eine neue Composition: „Verkündigung des päpstlichen Bannfluchs an Kaiser Friedrich II. in Syrien," hierher, welche, obwohl nur erst in einer Farbenskizze ausgesprochen, dennoch abermals bekundete, daß Theod. Piris, welcher sich vorzugsweise solche historische Momente zur Aufgabe wählt, die irgend einem bedeutenden Gedanken der Zeit zum Gepräge dienen, deren Sinn und Handlung auch dem Geschichtsunkundigen in der bildlichen Darstellung klar werden und deshalb den Beschauer mit großer Gewalt ergreifen, auf seiner Bahn mit mächtigen Schritten voranschreitet und es namentlich in der Färbung schon bis zur Classizität brachte.

Doch nicht im höhern Styl der Historie bloß spricht sich die schöpferische Schwungkraft des jungen Künstlers aus, auch in dem idyllischen Genre excellirt er in nicht gewöhnlichem Grade; wir bieten davon unserm freundlichen Leser eine Probe in beigefügtem meisterhaften Stich von Adrian Schleich, mit der Unterschrift: „Das Gebet für die kranke Mutter." Der Gegenstand spricht sich von selbst so klar aus, daß er keiner Erklärung bedarf. Empfindungsvoller kann dieser liebliche Gedanke nicht ausgedrückt werden. Wer zweifelt auch an der gnädigen Erhörung des heißen kindlichen Gebetes, der sich auf die sonnige Heiterkeit und Wärme der reizenden Landschaft versteht?!" — Der Hauch der Liebe Gottes weht uns aus ihr entgegen! —

Todesurtheils-Verkündigung an Conradin von Schwaben und Friedrich von Baden.

Gemälde von Joseph Munsch.

Kein tragiſches Motiv der Geſchichte mag wohl öfter zu dramatiſcher oder bildlicher Darſtellung ausgebeutet worden ſein, als das traurige Schickſal und gewaltſame Ende Conradin's von Schwaben und ſeines edlen Freundes Friedrich von Baden. Aus Tragödien und Romanen allein ſchon ſind die beiden jungen Todesbelden und ihre Geſchichte allen Roman- und Dramen-Leſern hinlänglich bekannt, und Wenige von den Vielen, welchen die Weltgeſchichte eine terra incognita iſt, aber von Conradin von Schwaben hörten und laſen, möchten nicht beim Anblick unſeres recht maleriſch behandelten Stiches ausrufen: „Das iſt der unglückliche junge Hohenſtaufen und ſein treuer Pylades; da ſitzen ſie in ihrem Kerker und waren gerade beim Schachſpiel, als ihnen, die ſo Arges nicht ahnten, die traurige Botſchaft ihres Todes ward!“ —

Wir tadeln den jungen Künſtler nicht darum, daß auch er nach dieſem viel benützten, aber nie abzunützenden tragiſchen Stoffe griff, um ſo weniger, als er ſich deſſen Behandlung gewachſen zeigte und mit ſeinem Werke ſich und der Schule, in welcher er zu einem gediegenen Künſtler herangebildet wird, Ehre macht.

Das Original-Oelbild, etwa 6 Fuß breit und 4½ Fuß hoch, war im Münchener Kunſtverein ausgeſtellt und ſprach ſehr an. Man hat hin und wieder die Stellung und Haltung Deſſen, welcher das Todesurtheil den Jünglingen bringt und zur Anſicht hinhält, getadelt und „verdreht“ genannt. Es iſt etwas Gezwungenes darin, das kann nicht geleugnet werden, ſei aber nun die Abſicht des Künſtlers dabei geweſen oder nicht, ſie iſt hier ganz am Platze. Der grimmige, blutlechzende Tiger, der ihn ſandte, hat ſicher in ihm den rechten Mann

KONRADIN VON SCHWABEN UND FRIEDRICH VON BADEN.

zu treffen gewußt. Wen als ein verhärtetes ehrloſes Gemüth konnte Carl von Anjou zu dieſer Botſchaft der Schande und des Schreckens auserwählen? Und auch ſelbſt einen ſolchen Auswürfling, und wäre ſeine Bruſt mit dem dreifachen Erze der unnatürlichſten Rohheit und Frechheit umpanzert, mußte das Ergreifende dieſes Momentes verwirren. Als die Bürger von Minturnä einen cimbriſchen Sclaven in den Kerker zu dem gefangenen alten finſtern Helden ſchickten, um ihn zu tödten, rannte er ſofort wieder hinaus auf die Straße und warf das Schwert mit dem Ausdrucke fort: „Ich kann den Marius nicht tödten!" Nicht der ganze Ingrimm, nicht aller empörte Stolz eines geknechteten Barbaren, geknechtet von dem ihm zum Racheopfer überlaſſenen wehrloſen Gefangenen, konnte die Ehrfurcht vor der gefallenen Heldengröße in ihm zum Schweigen bringen. —

Unendlich mehr Grund wie der cimbriſche Sclave zur Schaam, zum Erröthen, ja zum Erbeben hatte der niedrige Sendling eines blutlechzenden Uſurpators, als er mit ſeiner ſchmachvollen Botſchaft vor die beiden hochherzigen, in ſeltener Schönheit ſtrahlenden Jünglinge trat, zwei ſchlanke Cedern, die alsbald der tückiſche Sturm ohne Grund zum tödtlichſten Haſſe knicken wird. Da ſchlottern dem Sendlinge ſeine Kniee, das Blut weicht ihm aus der Wange. Aber ſchnell rafft er ſich empor, wirft die Bruſt und den Kopf zurück, und in dieſer mit Mühe erkünſtelten Haltung überreicht er ſein Blutpergament.

Die Färbung des Bildes iſt dem Motiv angemeſſen, ſie iſt ernſt, aber ſehr befriedigend in ihrer Wirkung. Auch Munſch iſt, wie es der vorgenannte junge Maler Theodor Piris war, in der Schule des trefflichen Profeſſors Philipp Folz, eines jener ſeltenen akademiſchen Lehrmeiſter, welche bei allem Drange ſelbſtſchöpferiſcher Thätigkeit mit einer ausgezeichneten Gabe zum Lehren eine nicht minder warme Liebe zu dieſem ſchwierigen Berufe vereinigen.

Munſch iſt ein geborener Linzer. Er arbeitet gegenwärtig an dem Carton zu einer großen hiſtoriſchen Compoſition: „Rudolph von Habsburg bei der Leiche Ottokar's von Böhmen nach der Schlacht auf dem Marchfelde."

Der Engel des ewigen Friedens.

Von Xaver Barth.

Einer der lebendigſten, luxuriöſeſten und doch thränenreichſten Feſttage in München iſt der Allerſeelentag. Da wogt mehr als die halbe Bevölkerung dieſer großen Stadt hinaus zu den Gräbern ihrer Lieben; da ſpendet Reich und Arm, je nach ſeinen Kräften, die reichlichſten Gaben an Blumen und Kränzen. Der weite Leichenacker iſt ein großer Blumengarten. Die das ganze Jahr hindurch gefloſſenen Thränen der Wehmuth, des herbſten Schmerzes, an dieſem Tage ſind ſie in Blumen und die Seufzer in Knospen verwandelt. Auch der Schmerz hat ſeine Wonne, in ihm ſchwelgt an dieſem Tage jedes gefühlvolle Herz. —

Eine ſolche Unzahl von Marmor-, Granit-, Stein- und Erzmonumenten hat wohl keine andere Stadt auf ihren Kirchhöfen aufzuweiſen, als München. Aber nicht an Zahl allein, ſondern auch an Kunſtwerth ſuchen dieſelben ihres Gleichen. Griffel und Pinſel der erſten Künſtler des Jahrhunderts haben dieſem großen Todtenfeld außer ſeiner eigentlichen, noch eine zweite Bedeutung vindicirt: die einer Sammlung von ausgezeichneten Kunſtwerken.

Das vor etwa einem Jahrzehnt dem alten „Gottesacker" — wie ſich die Münchner ausdrücken — angebaute neue Leichenfeld, der emphatiſch ſogenannte Camposanto, in einem großen Quadrat von Arkaden umfaßt, bietet in ſeinen correſpondirenden inneren Mauerflächen unzählige Flachniſchen zu Rückwänden für die prachtvollſten Monumente oder zu Feldern für Freskobilder. Rechts am Eingange dieſes Camposanto ruhen die Gebeine ſeines Erbauers, des genialen Architekten von Gärtner, links jene des großen Bildhauers L. von Schwanthaler, unter Monumenten, welche ihnen ihr unſterblicher königlicher Gönner Ludwig errichten ließ.

n Friedens.

rth.

doch thränenreichsten Festtage
a wegt mehr als die halbe
u den Gräbern ihrer Lieben;
ten Kräften, die reichlichsten
· weite Leichenacker ist ein
Jahr hindurch geflossenen
ierzes, an diesem Tage sind
·ven verwandelt. Auch der
·lgt an diesem Tage jedes

Granit-, Stein- und Erz-
auf ihren Kirchhöfen aufzu-
l allein, sondern auch an
Griffel und Pinsel der
·m großen Todtenfeld außer
tung vindicirt: die einer

ten „Gottesacker" — wie
te neue Leichenfeld, der
u großen Quadrat von
den inneren Mauerflächen
prachtvollsten Monumente
i Eingange dieses Gan-
des genialen Architekten
ners L. von Schwan-
nsterblicher königlicher

Digitized by Google

A. Barth inv.

DER ENGEL DES EWIGEN FRIEDENS.

Digitized by Google

Anfänglich beſäete ſich dieſes Leichenfeld ſpärlich. Da brach auch über München mitten in den Tagen ſeiner höchſten Herrlichkeit, während der Induſtrie-Ausſtellung, der Plagedämon der Zeit, die Cholera, herein; in ſeinem zermalmenden Arme die vergiftete Senſe, legt er urplötzlich eine reiche Ernte nieder und ſtreute aus ihr eine ergiebige Saat über dieſe Stätte aus. Urkundlich beſtätigt dieſe Thränenſaat die den meiſten Monumenten eingegrabene, wundengeſchlagene Jahreszahl 1854! —

Wer mitfühlenden Herzens, wenn auch nicht ſelbſt betroffen, unter dieſen Grabeshügeln ſich ergeht, wendet nicht auch gerne den Blick von den ſtolzen Denkmälern des Reichthums und der Prunkſucht — denn die Zahl jener, welche dem Verdienſte gelten, iſt klein — nach jenen hundert und hundert Gedenkſteinen und Tafeln, welche ſich nur auszeichnen durch Einfachheit und Verborgenheit, aber in ihren Inſchriften deſto größeren Reichthum von tiefer Empfindung entfalten? Wandelt man den Mittelweg im neuen Gottesacker hinab bis faſt zu Ende und wendet ſich dann rechts, ſo findet man bald ein einfaches eichenes Kreuz, in deſſen Mitte ſich auf der Vorderſeite das in Oel gemalte Originalbild unſeres Stahlſtiches befindet. Auf der Rückſeite des Kreuzes lieſt man folgende ungekünſtelte Verſe:

War meines Vaters Freude
Und meiner Mutter Luſt,
Hab' nun zu ihrem Leide
In's dunkle Grab gemußt.
Viel Thränen, ach, mir floſſen,
Und fließen immer mehr! —
Der Himmel hat's beſchloſſen! —
Sie liebten mich zu ſehr! —

Leb' wohl, mein lieber Vater
Und liebe Mutter mein!
Leb' wohl, o liebes Gunderl!
Du trautes Schweſterlein.
Laßt ab vom tiefen Trauern
Und heitert auf den Blick;
Bin ja ein Engel worden
Und leb' im Himmelsglück! —

Was iſt aller Eindruck der Bewunderung über die ſtolze Sprache von Marmor, Erz und Fresken gegen die Rührung des Beileids, welche bis zu Thränen dieſer ſo unendlich tief empfundene und ſo ergreifend ausgedrückte Schmerz eines zerriſſenen Vaterherzens erweckt? — Denn des Künſtlers eigenen Kindern galt dieſe klagende Vaterſtimme; zu tief, um zu verharſchen, ſind die Wunden, welche dieſe Peſt ſeiner Familie ſchlug, da ſie ihm in Zeit von fünf Tagen drei Kinder hin-

würgte, darunter einen herrlich begabten Knaben von vier Jahren! — Xaver Barth ist 1821 in einem Marktflecken Niederbayerns geboren und lebt seit seiner Studienzeit an der königl. Akademie in München. Er ist Historienmaler im höchsten Sinne des Wortes. Seine Compositionen, zum Theil religiösen, zum Theil mythischen und allegorischen Inhaltes, tragen das Gepräge idealer Kunstanschauung und Auffassung; seine Technik huldigt jenem echten Styl in der Malerei, welcher die rechte Mitte zwischen grassem Naturalismus und der hyperidealen Phantasie-Malerei bildet, deren Werke meistens nahezu an die Machwerke der Coloriranstalten erinnern.

X. Barth ist einer unserer besten Freskenmaler.

„Jesus erweckt des Jairus Töchterlein."

Fresko-Gemälde auf dem neuen Gottesacker in München.

Von Johann Schraudolph.

Wir stehen hier vor einem Bilde der tiefsten, aber beseligendsten Bedeutung, dessen inniges Betrachten und sinniges Ueberdenken die Seele des Beschauers aufwärts zieht, trotz aller Banden, in welchen sie die Zweifelsucht gefangen halten möchte und sie mit himmlischer Heiterkeit durchstrahlt und verklärt.

Schlagen wir das Evangelium des Lucas auf, so lesen wir im achten Kapitel beim vierzigsten Verse Folgendes: „Und es begab sich, da Jesus wiederkam, nahm ihn das Volk auf, denn sie warteten Alle auf ihn. Und siehe, da kam ein Mann mit Namen Jairus, der ein Oberster der Schulen war, und fiel Jesu zu den Füßen und bat ihn, daß er wollte in sein Haus kommen. Denn er hatte eine einige Tochter bei zwölf Jahren, die lag in den letzten Zügen. Und da er hinging, drang ihn das Volk." —

JESUS ERWECKT DES JAIRUS TÖCHTERLEIN

J. J. Sauerländer's Verlag

Nun wird im Evangelium weiter vom 43ſten bis zum 49ſten Vers als Zwiſchenſpiel die Geſchichte von der kranken Frau erzählt, welche durch die Berührung des Heilandes zur Stelle geſundete. Hierauf heißt es weiter: „Da er noch redete, kam einer vom Geſinde des Oberſten der Schule und ſprach zu ihm: „Deine Tochter iſt geſtorben, bemühe den Meiſter nicht.“ Da aber Jeſus das hörte, antwortete er ihm und ſprach: „Fürchte dich nicht, glaube nur, ſo wird ſie geſund.“ Da er aber in das Haus kam, ließ er Niemand hineingehen, denn Petrum und Jacobum und Johannem, und des Kindes Vater und Mutter. Sie weinten aber Alle und klagten ſie. Er aber ſprach: „Weinet nicht, denn ſie iſt nicht geſtorben, ſie ſchläft.“ Und ſie verlachten ihn, wußten wohl, daß ſie geſtorben war. Er aber nahm ſie bei der Hand und rief und ſprach: „Kind, ſtehe auf!“ Und ihr Geiſt kam wieder, und ſie ſtund alſobald auf.“ —

Dieſe Scene hat uns der Künſtler in ſeiner herrlichen Freske mit lebensgroßen Figuren unter den Arkaden des Camposanto Münchens ſo innig ergreifend dargeſtellt, und unſere ſchöne Copie im Stahlſtiche von Carl Meyr in München wird ſelbſt in dieſem kleinen Maßſtab eine tiefe Wirkung nicht verfehlen. „Sie iſt nicht geſtorben, ſie ſchläft!“ — „Und ihr Geiſt kam wieder.“ — Welche bedeutungsſchweren Worte allerorten, völlig troſtdurchdringend für die Erdenwaller aber an jener Stätte, wo die Seelen ihre Hüllen abſtreiften, zum Aufſchwung über die Sterne dahin, wo Gottes Frieden wohnt, zum Erwachen vom Todesſchlafe der Erde zum ewigen Leben in der Gemeinſchaft der ſeligen Geiſter! —

Schraudolph iſt der Maler der berühmten Fresken im Dome zu Speyer. — Sapienti sat. —

Die ſingende Spinnerin.

Von B. Vautier.

Zum Schluſſe bieten wir noch ein Bildchen voller Anmuth, eine idylliſche Epiſode aus dem Landleben. Die fleißige Spinnerin verkürzt ſich die monotone Arbeit durch Geſang, vielleicht ein Liedchen von der Liebe Leid und Luſt, bei dem die alte Großmutter, das müde Haupt in die arbeitsſchwielige Hand geſtützt, ſanft eingeſchlummert iſt, oder im halbwachen Traume an die ſchöne Zeit ihrer eigenen Jugend zurückdenkt. Gerade durch dieſen Contraſt gehoben, tritt dem Beſchauer das ſonnigbelle Geſichtchen mit dem ſinnigen Auge und den halbgeöffneten ſchwellenden Lippen in bezauberndem Liebreiz aus dem beſcheidenen Rahmen entgegen.

Der Maler dieſes Bildchens, deſſen Original in Oel gemalt ſich in Paris befindet, iſt B. Vautier, ein geborner Genfer, der jedoch ſeinem ganzen Bildungsgang und ſeiner Richtung nach Deutſchland und ſpeziell der Düſſeldorfer Schule angehört. Nachdem derſelbe den erſten Zeichnenunterricht in ſeiner Vaterſtadt genoſſen hatte, kam er frühzeitig an die Akademie nach Düſſeldorf, die er jedoch nur wenige Monate beſuchte, um ſich für ſeine weitere Ausbildung ganz der ſpeziellen Leitung Meiſter Jordan's anvertrauen zu können. Nachdem Vautier eine größere Studienreiſe durch Bayern, Franken, Württemberg und die Schweiz unternommen und ſich längere Zeit in Paris aufgehalten hatte, kehrte er wieder nach Düſſeldorf zurück. Er wird jetzt mit Recht unter die tüchtigſten Meiſter dieſer Schule gerechnet.

Der Stich iſt mit großer Zartheit und Tiefe von F. Vogel aus Düſſeldorf, dermalen in Paris, ausgeführt, und dürfen wir dieſes Blatt wohl zu den gelungenſten unſeres Miniatur-Salons rechnen.

Die Reiſe nach Italien.

Novelle

von

Gisbert Freiherrn Vincke.

Digitized by Google

Auf dem ſchmalen Gange, welcher um das Dach des Cölner Domes führt, wandelte ein junger Mann in Reiſekleidung. Er hatte die Begleitung des Führers verbeten, um ungeſtört zu ſein, und gab ſich nun mit behaglicher Muße ſeinen Betrachtungen hin, welche ein lebhaftes Intereſſe an dem Fortſchreiten des in der Gliederung zierlichen und doch in der Geſammtwirkung ſo mächtigen Bauwerks verriethen. Dabei ließ er das Auge umherſchweifen über den grünen Rhein hinaus nach den Höhen des bergiſchen Landes, die vor ihm in heller Abendbeleuchtung lagen, nach den Kuppen des Siebengebirges, die zur Rechten den Horizont begrenzten, und über das dichte Häuſergewirr des heiligen Cöln. In den Straßen drängten ſich die Menſchen, aber hier oben herrſchte Stille, denn der Schall des lärmenden Getümmels drang nur gedämpft aus der Ferne herauf. Es war ihm ein wohlthuendes Gefühl, ſo allein zu ſein, hoch über dem Getriebe der Alltagswelt.

Jetzt umſchritt er die öſtliche Spitze der Chorbedachung, als plötzlich die ſchlanke Geſtalt einer ſchönen, jungen Dame

auf dem engen Pfad ihm entgegentrat. Beide verſuchten überraſcht einander auszuweichen, doch wollte das eine Weile nicht gelingen, weil ſie ſtets nach der nämlichen Seite ſich wendeten, bis endlich der junge Mann ſtillſtand und ehrerbietig grüßend die Bahn freiließ, auf welcher ſie anmuthig dankend vorüberging. Es befremdete ihn, daß die Dame ohne andere Begleitung als die eines Führers war, deſſen Worten ſie, wie es ſchien, mit großer Theilnahme zuhörte. Er ſtand ſinnend und ſchaute ihr nach voll Bewunderung der unbewußten Sicherheit einer ſo jugendlichen Erſcheinung; aber ſchon war ſie hinter dem Dache verſchwunden.

Die Sonne ſank hinunter; es ward kühl oben; er ſchlug den Rückweg ein.

Früh am andern Morgen lag derſelbe junge Mann in einem der Fenſter des Cölniſchen Hofes; ſein Koffer ſtand noch unausgepackt im Zimmer, er aber blickte, eine Cigarre rauchend, auf das bewegte Bild, welches ſich zu ſeinen Füßen entfaltete. Als draußen das laute Leben erwacht war, hatte es ihm keine Ruhe gelaſſen im Bett, er mußte aufſtehen und am Anblick des alten Rheins ſich erquicken. Ueber die Schiffbrücke wogte das geſchäftige Treiben des Verkehrs, und an den raſcheren Schritten ſah man, daß zu dieſer Stunde nicht Vergnügen oder Unterhaltung das bewegende Princip in den Maſſen der Hinüber- und Herüberwandelnden bildete, welche auch nicht in Gruppen ſich zuſammenſchloſſen, ſondern vereinzelter ihren mannichfaltigen Zielen der Thätigkeit zuſteuerten. Vor der Landungsbrücke des Rhein-Quais lag das Dampfboot „der Hohenzoller“ und rüſtete ſich zur erſten Tagesfahrt ſtromauf-

wärts. Aus dem schwarz und weiß geviertelten Schlote stiegen die Rauchwolken allgemach rascher und dichter. Die am Lande hochaufgestapelten Fässer, Kisten und Ballen wurden auf das Verdeck des Dampfers von kräftigen Händen hinübergerollt und gewälzt oder mittelst der kurzen Schiebkarren gefahren; der Capitän ermahnte zur Eile, und manch derber Scherz der Schürger fiel dazwischen. Droschken rollten heran und entluden sich ihrer Insassen vor dem Bureau, wo die Fahrbillets gelöst wurden, und zu Fuß kamen die Reisenden aus den nahen Hôtels, von schwerbepackten Hausknechten begleitet. Ueber alle Gegenstände aber ergoß sich der Maisonnenschein, und etlichen Bettelbuben, welche von dem vielen überflüssigen Reisegelde mit lustigen Worten ihr Scherflein zu erobern trachteten, drang er bis tief in die Kleider und wandelte dort die Morgenfrische zur behaglichen Wärme um.

In das Zimmer des jungen Mannes trat jetzt der Kellner mit dem Fremdenbuche; er bat um den Namen des Gastes, den dieser rasch einschrieb, und suchte natürlich, noch ehe er die Thüre geschlossen, mit neugierigen Augen die nassen Federzüge zu entziffern. Da las er: „Eduard von Heiden aus Braunschweig," die Colonne „Stand oder Gewerbe" nicht ausgefüllt. Der Fremde lag indessen schon wieder im Fenster und verfolgte hier und dort den Lauf der Fäden, aus denen das bunte Gewebe der verschiedenartigen Thätigkeit sich zusammensetzte, den hastigen Reisenden begleitend von dem Augenblick an, wo seine Droschke in beschleunigter Eile um die Ecke am großen Rheinberg bog, bis er mit allen Gepäcknothwendigkeiten auf dem Dampfbootverdeck das Ziel seiner Anstrengungen

keuchend, nur viel zu früh, erreicht hatte, oder dem zuverſichtlichen Reiſenden ſich anſchließend, der in aller Gemächlichkeit zu Fuße daherſchritt, weil ihn die Ueberzeugung nie verläßt, daß man wohl einmal ſpät, aber doch immer noch früh genug komme.

Die Glocke des „Hohenzollers" hatte ſchon zum erſten Male geläutet, das Verdeck begann allgemach mit Menſchen und Sachen ſich zu füllen, da trat plötzlich in den Zügen des bisher unbetheiligten Beobachters am Fenſter eine geſpannte Aufmerkſamkeit hervor. Er blickte ſchärfer nach dem Schiffe hinüber und faßte dort die ſchlanke Geſtalt einer jungen Dame in's Auge, welche im ſchwarzſeidenen Reiſekleide mit weißem Hut und blauem Schleier ihm den Rücken kehrte. In dem Augenblick wandte ſie ſich dem Ufer zu, und unwillkürlich entfuhr den Lippen Eduard's der Ausruf: „Sie iſt es!" als er das jugendlichfriſche Antlitz und die langen blonden Locken erblickte, welche am Abend vorher auf dem Dache des Doms ſeine Neugier erregt hatten. Jetzt ſprang er raſch vom Fenſter zurück und griff nach dem Klingelzuge.

„Der Hausknecht ſoll ſofort mein Gepäck auf das Dampfſchiff tragen, aber ohne Verzug, es iſt die höchſte Zeit!" rief er dem eintretenden Kellner zu, — „die Rechnung bezahle ich unten!" — Und ſchon eilte er an dem überraſcht Daſtehenden vorüber die Treppe hinab.

Zum dritten Male läutete die Glocke des „Hohenzollers," und einen Augenblick ehe die Uebergangsbretter abgeworfen wurden, ſprang Eduard auf das Verdeck. Zunächſt der Planke des Geländers, welche jetzt von geſchäftigen Händen der Schiffs-

Digitized by Google

leute wieder eingelegt wurde, ſtand die junge Dame im ſchwarzen Reiſekleid, aufmerkſam nach dem Lande hinüberſchauend. Er grüßte im Vorbeigehen wie geſtern, ſie dankte ebenſo.

„Nehmen Sie ſich in Acht, Fräulein!“ rief mit keckem Ton ein junger Mann aus dem Haufen der Paſſagiere, die ſich hier zuſammengedrängt hatten, als jetzt die Taue gelöſt wurden und in's Waſſer glitten, durch welche das Boot feſt an die Landungsbrücke gelegt war. Seine Warnung ſchien ziemlich überflüſſig, da die Bootsleute mit aller möglichen Rückſicht gegen die Reiſenden ihren Dienſt verrichteten, und augenſcheinlich hatte dieſelbe nicht ſowohl das Intereſſe der Gewarnten zum Zwecke, als das des Warners, der wohl auf eine Antwort rechnete, um dieſe dann zu weiteren menſchenfreundlichen Rathſchlägen auszubeuten. Die Dame aber wendete ihm den Rücken und erwiderte nichts; ſie begab ſich ruhigen Schrittes unter das Zeltdach, mit dem man das Verdeck des zweiten Platzes überſpannt hatte. Inmitten des maleriſchen Potpourri's, welches die Paſſagiere inzwiſchen aus Reiſeſäcken und Handtaſchen, aus Stöcken, Regen- und Sonnenſchirmen, untermiſcht mit rothen Reiſehandbüchern, Albums und Panorama's auf Tiſchen und Bänken improviſirt hatten, rückte ſie ſich ein Tabouret zurecht und nahm auf demſelben Platz.

Eduard war Zeuge der kleinen Scene geweſen. Sein Auge folgte der Dame, und nach einer Weile ging auch er dem Hintertheile des Schiffes zu, um ſich dort, ihr ſchräg gegenüber, auf der umlaufenden Bank niederzulaſſen. Er ſann, wie es ihm gelingen möchte, die Unbekannte in ein

Digitized by Google

Gespräch zu verwickeln, aber die negative Abfertigung des Warners mahnte ihn zur Vorsicht. Zunächst spähte er umher, ob denn nicht irgend eine Begleitung der Dame zu entdecken sei, und hatte rasch für alle Fälle seinen Operationsplan entworfen. Wär' es ein Herr, so rechnete er darauf, daß derselbe rauchen, und somit das oftbewährte Anknüpfungsmittel der Cigarre sich bewähren würde; denn die Friedenspfeife ist ja nicht bloß ein national-indianisches Institut, auch diesseit des Oceans läßt sich ihr die tiefere Bedeutung nicht absprechen. Besteht doch ein Gebrauch des Völkerrechts, daß kein Raucher dem andern das Feuer versagt, und von wem man Feuer erhalten, mit dem hat man fast das Salz des Gastrechts ausgetauscht. Wie leicht knüpft sich an dieses prometheische Geschäft eine technische oder menschenfreundliche Bemerkung, man sagt einerseits z. B.: „Die Cigarre scheint nicht rechte Luft zu haben!" oder andererseits: „Ich verderbe Ihnen aber Ihre Cigarre!" Das kann kaum ohne Erwiderung bleiben, und damit ist dann das Eis gebrochen, die Brücke geschlagen, auf welcher bedeutsamere Worte nachzurücken im Stande sind. Bei einer ältern Dame wäre freilich der Anker der Conversation schon schwieriger auszuwerfen; allein der Menschenkenner findet auch hier leicht Gelegenheit, nach einigen vorgängigen physiognomischen Studien sich in Rapport zu setzen, und kleine Aufmerksamkeiten bilden meist die sichersten Tirailleure. Von einem Bedienten oder einer Zofe endlich ließe sich wenigstens Reiseziel und Zweck ohne Schwierigkeit erkunden, Name und Aufenthaltsort dürfte dann nach Umständen schon in den Kauf gegeben werden.

Aber wie auch Eduard umherſchauen mochte, die Dame ſchien außer aller Verbindung mit der übrigen Reiſegeſellſchaft zu ſtehen; es näherte ſich ihr Niemand, ſie ſuchte ebenſo wenig Jemand, ſondern blickte ruhig nach den Ufern hinüber, wo freilich kaum ein Ausſichtspunkt ſich darbot, oder ſie blätterte ab und zu in einem Buche. Von einer Vermittelung durch Dritte ſchien alſo nichts zu hoffen, und alle Zweifel über dieſen Punkt fanden ihre Erledigung, als die Dame nunmehr Kaffee für ſich beſtellte und allein mit vortrefflichem Appetit zu frühſtücken begann. Daß ſie frühſtückte, ärgerte ihn; er wußte ſich keinen Grund dafür anzugeben, und das ärgerte ihn doppelt. Gleichwohl überwog das Intereſſe. Er grübelte abermals, auf welchem Wege geradezu eine Unterhaltung angeknüpft werden könnte ohne die Gefahr der Zurückweiſung. Da kam ihm, wie ſo oft, der Zufall auf unerwartete Weiſe zu Hilfe.

Von der entgegengeſetzten Seite fuhr ein Windſtoß über das Schiff und löſte den Schleier der Dame, ihn mit ſich fortführend. Sie bemerkte den Verluſt augenblicklich, allein ſie blieb ruhig auf ihrem Platz, und nur die Augen folgten dem flatternden Gewebe. Eduard aber war mit unverkennbarer Freude aufgeſprungen, um ſo eifriger beſtrebt, des Flüchtlings habhaft zu werden, als er plötzlich wahrnahm, daß auch der kecke Warner von vorhin ſich die Aufgabe geſtellt habe, hier einen Ritterdank zu verdienen. Dieſer indeß hatte wenig Glück bei dem Unternehmen, denn er fand ſich durch ſeinen Eifer auf einmal in die Mitte einer Damen-Coterie geführt, wo er, wie weiland das Pappenheim'ſche Cuiraſſier-Regiment unter Oberſt Max Piccolomini, „nicht vorwärts konnte und

auch nicht zurück, gekeilt in draugvoll fürchterliche Enge.“ Hinter ihm war der Eingang geſchloſſen, Gewänder bauſchten ſich dicht auf allen Seiten; er ſaß wie die Maus in der Falle, oder wie der Fiſch im Hamen, jede heftige Bewegung erſchien unmöglich. Nur erſt, als ein Tabouret von ſeiner Inhaberin beträchtlich zur Seite gerückt war, bahnte ſich der Ausweg — zu ſpät für den begonnenen Streifzug! Denn mit einem gewagten Sprunge, welcher alle benachbarten Füße veranlaßte, unter Stühlen und Bänken ſchleunig ein Aſyl zu ſuchen, hatte Eduard inzwiſchen den Schleier erhaſcht und überreichte ihn der jungen Dame mit den Worten:

„Ich bin ſo glücklich, Ihr Eigenthum zurückzubringen, auf das Sie freilich geringen Werth zu legen ſchienen.“

„Ich danke Ihnen, mein Herr!“ lautete die in freundlichem Tone geſprochene Erwiderung, welche nur leider ſeinen Nachſatz unberückſichtigt ließ, den er ja gerade als Angel ausgeworfen hatte, um die Converſation daran zu fangen.

Aber Eduard war nicht ſo leicht irre zu machen. „Wenn ich Arzt wäre,“ fuhr er fort, „würde ich vor Allem die Schleier verbieten.“

Statt nach dem Warum dieſer hippokratiſchen Anordnung zu fragen, verſetzte die Dame mit leichtem Lächeln: „Gut alſo, daß Sie nicht Arzt ſind!“

Sein Zweck war wiederum vereitelt; er that indeß, als ob die Entgegnung ſeine Worte nur unterbrochen habe, und fuhr raſch fort: „Denn der Schleier entzieht ja den Damen Licht und Luft, die beiden nothwendigen Erforderniſſe des Gedeihens — für die Pflanze wie für den Menſchen.“

Digitized by Google

„Da haben Sie nicht Unrecht!“ erhielt er zur Antwort in demſelben Tone wie früher.

Eduard empfand das Bedenkliche ſeiner Lage. Die Dame war überaus artig gegen ihn nach dem kleinen Dienſte, den er ihr geleiſtet, aber ſie ſchien abſichtlich von den beiden vortrefflichen, ihrem Geſchlechte mit Recht zugeſchriebenen Eigenſchaften der Wißbegierde und des Widerſpruchs keinen Gebrauch machen zu wollen, und einer Unterhaltung, welche nur einſeitig geführt wird, mangelt leider der wahre Nahrungsſtoff zum Leben. Er fühlte zugleich, daß es wie eine halbe Zudringlichkeit erſcheinen würde, auf's Neue die Unbekannte in ein Geſpräch zu verwickeln, wenn erſt die unerbittliche Parzenſcheere des flatternden Engels ſeinen ſauber geſponnenen Redefaden glatt abgeſchnitten hätte. Dazu kam ein gewiſſer Eigenſinn, der ihn ſtachelte, ſich nicht durch Paſſivität aus dem Felde ſchlagen zu laſſen. Während dieſe Betrachtungen ihm im Moment durch den Kopf ſchoſſen, ward es ihm klar, daß nur eine geſchickte Frage ihn vielleicht retten könne. Er verſetzte deßhalb raſch auf die letzte Aeußerung:

„Alſo war wohl Uebereinſtimmung mit meinen Anſichten der Grund, daß Sie Ihren Flüchtling ſo gleichgiltig ſich entfernen ſahen?“

„Wenigſtens würde ſein Verluſt meine Reiſeſtimmung nicht getrübt haben,“ — ſagte ſie.

Das war nicht viel, aber doch etwas, und Eduard ſäumte keinen Augenblick, auf dem gewonnenen Fußbreit Terrain ſich feſtzuſetzen.

Digitized by Google

„Es ist immer ein Vortheil," erwiderte er, „dessen nicht Jeder sich erfreut, wenn die kleinen Inconvenienzen, welche eine Reise täglich mit sich bringt, den größeren Genüssen, die damit Hand in Hand gehen, keinen Eintrag thun. Hier aber hätten leicht die vier Elemente einen Streit um Ihr Eigenthum erheben mögen. Die Luft befand sich in vorläufigem Besitz, den ihr Feuer und Wasser ohne Schwierigkeit streitig machen konnten, und auch die Erde war nicht so fern, um von der Möglichkeit einer Betheiligung ausgeschlossen zu sein."

„Denen gegenüber würden Sie freilich als stummer Zuschauer sich haben verhalten müssen."

„Müssen, meine Gnädige? Ich bitte um Verzeihung. Aus den Händen des Wassers und der Erde den Gefangenen zu erlösen, wäre am Ende nicht so schwierig gewesen, — wenn Sie dazu die Erlaubniß ertheilt hätten. Deren aber freilich würde ich zunächst bedurft haben, um einen Salto mortale in diesem Sinn auszuführen."

„Es ist vernünftig, daß Sie das anerkennen."

„Fast scheint es, als hätten Sie mich nicht für so vernünftig gehalten."

„Nun, die Vernunft gehört zu den Artikeln, deren Vorhandensein man sich besser nachweisen läßt, statt es vorauszusetzen."

„Das ist mindestens nicht sehr menschenfreundlich. Verlangt doch selbst die alte Rechtsregel, einen Jeden so lange für gut zu halten, bis das Gegentheil von ihm dargethan ist."

„Wer gut ist, braucht darum noch nicht vernünftig zu sein."

Digitized by Google

„Sie meinen ohne Zweifel, meine Gnädigſte, daß der mangelnde Ueberfluß an Verſtand in der Regel mit einem hohen Grade von Gutheit Hand in Hand zu gehen pflege? Das iſt ſicherlich wahr, und es klingt deßhalb höchſt bedenklich, wenn die Welt ſagt: Er iſt ein recht guter Menſch!“

„Ich habe das nicht geſagt und auch nicht ſagen wollen.“

„Es kommt eben überall auf den Standpunkt an, von welchem man ausgeht,“ fuhr er fort. „Iſt man fähig, von allem Egoismus ſich loszuſagen und ganz objectiv einen Menſchen zu beurtheilen, dann wird freilich ſeine Gutheit — es bleibt das immer ein etwas fatales Wort — am ſchwerſten in's Gewicht fallen, ſie wird ſeinem Charakter das beſte Relief geben. Urtheilt man dagegen ſubjectiver und denkt ſich den Nebenmenſchen in ſeinen Beziehungen zu uns ſelbſt, dann ſind wohl die Meiſten, und ich bekenne mich zu dieſen, von der verzeihlichen Schwäche beſeſſen, einiges Minus an Gutheit durch ein entſprechendes Plus an Geiſt und Verſtand gern aufwiegen zu laſſen. Mag Jeder ſich wahren, daß er in dem Verkehr mit einem Solchen nicht übervortheilt wird. Es iſt doch immer angenehm, die Kraft des eigenen Geiſtes an fremder Kraft zu erproben und zu ſtählen; aber mit der Dummheit — darüber belehrt uns ſchon das Wort des Dichters — kämpfen ja Götter ſelbſt vergebens.“

„Es iſt leichter, die Extreme reden zu laſſen, richtiger, ſie zu vermeiden.“

„Geſtatten Sie mir eine etwas veränderte Faſſung Ihrer Worte. Den Frauen iſt es in der Regel eigen, daß ſie gern die Vermittlerrolle übernehmen; dieſe aber gebietet ihnen, nicht

Digitized by Google

bloß den Extremen fern zu bleiben, sondern überhaupt jeder möglichst scharfen Auffassung aus dem Wege zu gehen."

„Das stellt wohl eine Pille vor, deren Aeußeres Sie nur übergoldeten?"

Eduard freute sich innerlich, denn ein Streit ist ja Oel für das Flämmlein der Unterhaltung.

„Es ist lediglich die Wahrheit, wie ich meine," fuhr er fort. „Ich habe den Frauen die Fähigkeit scharfer Auffassung nicht abgesprochen; ich habe nur gesagt, daß der Vermittler nicht mit zu scharfer Auffassung den Gegenständen nahe treten, wenigstens das Resultat einer solchen nicht aussprechen darf, falls er zum Ziele gelangen will."

„Wenn es Ihnen nur um Wahrheit zu thun ist, so fügen Sie noch hinzu, daß den Männern in der Regel die Fähigkeit eigen ist, um Ausreden nicht verlegen zu sein."

„Ich würde nicht gewagt haben, der gewandten Frauenzunge diesen Ruhm streitig zu machen. Eine Einrede ist da schwer, und wer sie ausreden läßt, hat immer unrecht."

„Wirklich, mein Herr? Aber kein Mann gesteht, einer Frau gegenüber, sein Unrecht ein —"

„Verzeihen Sie, meine Gnädigste, die Männer sind schwach einer geistreichen Frau gegenüber; allein seine Schwäche eingestehen heißt sich ganz verloren geben, und die Erfahrung lehrt, daß nicht jede Siegerin großmüthig ist."

Hier kam der Conducteur des Schiffes hinzu, um sich die Fahrbillets auszubitten. Eduard, der ihm zunächst stand, trat ein wenig zurück und verwies ihn durch eine Bewegung zuvörderst an die Dame, neugierig, wo sie auszusteigen beab-

sichtige. Ihr entging dieß nicht und sie sagte: „Ich werde nach meinem Portefeuille sehen, dort befindet sich das Billet.“ Der Conducteur machte ihr eine artige Verbeugung, indem er bemerkte, daß dieß durchaus nicht eile, und wandte sich nunmehr an Eduard. Der aber versetzte: „Ich habe ein Retourbillet bis Mainz und weiß noch nicht mit Bestimmtheit, wieweit ich heute fahren werde.“ Der Conducteur entfernte sich, die Dame war nach ihrem Gepäck gegangen; als aber Eduard folgte, um vielleicht auf einer Koffer-Etiquette den Name oder wenigstens hieroglyphische Buchstaben zu erspähen, kam sie ihm schon wieder entgegen und wandte sich eben an eine Engländerin mit der in vortrefflichem Englisch ausgedrückten Bitte, in ihrem Reisehandbuch etwas nachsehen zu dürfen, worauf denn Beide sehr bald in eine Unterhaltung über die Schönheiten des Rheins sich verwickelt fanden.

Eduard erkannte die Absicht und benutzte den Ruhepunkt, um der durch den Schleierflug unterbrochenen Cigarre eine neue nachfolgen zu lassen und bei dem Spiele der blauen Wölkchen seinen Gedanken eine, wie ihm schien, höchst nothwendige Audienz zu ertheilen. Er wiederholte sich die Momente seiner Begegnung mit der Unbekannten; aber er konnte nicht umhin, es auffallend zu finden, daß dieselbe ganz allein den Cölner Dom in Augenschein genommen hatte und wiederum ganz allein eine Reise auf dem Dampfschiff machte, da sie doch, nach ihrem ganzen Auftreten, den ersten Kreisen der Gesellschaft angehören mußte. Ihre große Sicherheit überraschte ihn um so mehr, als er keinen Zweifel hegte, die Dame sei noch unverheirathet. Beim Frühstück hatte er sie mit Argus-

augen überwacht, um Gewißheit zu erlangen, ob ein bedeutungsvoller einfacher Ring den vierten Finger ziere; allein der feine Handſchuh von däniſchem Leder wurde keinen Augenblick abgezogen, und die verſchiedenen Ringe, welche ſich in der enganſchließenden Hülle abpreßten, nahmen keine ſo deutliche Form an, um zur Löſung ſeiner Hypotheſe zu führen. Die Summa aller Betrachtungen war indeß, daß er ſich auf das Lebhafteſte für ſie intereſſirte und den Beſchluß faßte, ſie nicht aus dem Auge zu verlieren, jedenfalls aber eine neue Unterhaltung mit ihr anzuknüpfen. Als Termin für den Beginn dieſer zweiten Entdeckungsreiſe beſtimmte er den Zeitpunkt, wo die Cigarre ausgeraucht ſein würde. Innere Aufregung aber — und ſie war bei unſerm Freund unleugbar in gelindem Grade vorhanden — iſt dem ſparſamen Rauchen keineswegs förderlich, und ſo kam das Ende des Termins heran, ehe er's gedacht hatte. Das engliſche Geplauder erlitt indeß keine Unterbrechung, gewürzt durch manches fragende „How do you like," manches antwortende „O, I'm very fond of it," und durch noch weit mehrere langgezogene „Yes;" auch die Wörtlein „nice," „clever" und ganz beſonders „indeed" trafen in raſcher Folge das Ohr des Lauſchenden. Dieſem ſchien eine ſolche Eloquenz dem Faſſe der Danaiden vergleichbar und er ſah nicht ab, wie dieſelbe anders als von außen her jemals eine Störung erleiden ſollte. Ihm blieb deßhalb nur übrig, wie er meinte, ſelbſt dieſe Störung herbeizuführen, wenn er nicht etwa auf ſein Vorhaben gänzlich verzichten wolle. Zu dem Ende näherte er ſich den beiden Sprecherinnen beobachtend und ſtürzte ſich in den erſten Zwiſchenraum

einer kleinen Kunſtpauſe mit der an die Unbekannte gerichteten Bemerkung:

„Geſtatten Sie mir, darauf aufmerkſam zu machen, meine Gnädigſte, daß es an der Zeit ſein möchte, wenn Sie von dem Cölner Dome noch Abſchied nehmen wollen, denn er wird ſehr bald unſeren Augen entſchwunden ſein."

„Thank you!" erwiderte die Dame, freundlich zu ihm aufblickend, und wandte ſich an die Nachbarin, ihr das Verſchwinden des Domes mittheilend, was denn natürlich eine ſehr weit ausſehende Dom-Converſation zwiſchen Beiden zur Folge hatte.

Ganz gegen ſeine Abſicht ſah ſich alſo Eduard außer Gefecht geſetzt, während er vielmehr darauf gerechnet hatte, aus dieſer Blume noch manchen Honig zu ſaugen; denn — neben kleinen epiſodiſchen Abſchweifungen auf naheliegende Gebiete, als z. B. „architektoniſche Betrachtungen," oder „deutſche Einheit, gerade in dem Punkte bekundet, wo die hervorſtechend-deutſche Eigenſchaft der Gemüthlichkeit, nach dem Urtheil eines bekannten Staatsmanns, aufhört" — dachte der Redebegierige ganz beſonders daran, ſeine geſtrige perſönliche Begegnung einzuflechten und mit etlichen paſſenden Bemerkungen zu begleiten. Es war ihm ſchmerzlich, daß dieſer offenbar nicht ohne Geſchick entworfene Plan in engliſchem „Tattling" ſich verflüchtigen ſollte, und er hielt deßhalb, um denſelben wo möglich zu retten, eine äußerſte Anſtrengung nicht allein für erlaubt, ſondern ſelbſt für geboten. Weil aber ſeine letzte Bemerkung engliſch beantwortet worden war, und weil es ihm nach Lage der Umſtände nunmehr zweckmäßig ſchien, die

Engländerin für ſein Intereſſe zu gewinnen, ſo adreſſirte er, als die nächſte kleine Pauſe ſich darbot, der Unbekannten in engliſcher Sprache geſchickt die Bemerkung: er ſei verwundert geweſen über die Theilnahme, welche ſie geſtern bei der Beſichtigung des Domes der Auseinanderſetzung des Führers gewidmet habe. Die Dame antwortete engliſch mit unbefangener Artigkeit: „O, ich bin eine große Freundin der gothiſchen Baukunſt!“ und hatte ſich ſchon wieder zu ihrer Partnerin herumgewandt, welche natürlich von dem Dritten, der ihr nicht aufgeführt worden, gar keine Notiz nahm.

Selbſt eine minder ausgebreitete Welterfahrung ließ erkennen, wer hier der Ueberflüſſige war, und unſer Freund trat deßhalb ganz in der Stille einen geordneten Rückzug an, ohne alle kriegeriſchen Ehren. War es nun, daß ihn der Aerger hungrig gemacht hatte, wie das erfahrungsmäßig leicht der Fall iſt, oder daß ihm eine äußere Beſchäftigung augenblickliches Bedürfniß wurde, oder auch, daß er den Damen, um ihnen gewiſſermaßen ein Paroli zu bieten, von der materiellen Seite ſich zeigen wollte — kurzum, es iſt Thatſache, daß Eduard von Heiden nach geringem Zeitverlauf den beiden Sprecherinnen gerade gegenüber hinter einem dampfenden Beefſtak und einem größern Glaſe Portwein ſaß und beiden Gegenſtänden eine wohlgefällige Aufmerkſamkeit widmete. Er betrieb dieſe Thätigkeit, welche ihm zugleich als Zeitvertreib dienen mußte, möglichſt langſam, dann machte er noch eine längere Promenade auf dem Verdeck hin und her; allein überall begab ſich nichts Neues, die Unterhaltung der beiden Damen hatte ihren ungeſtörten Verlauf.

Auf Reisen ist die Erscheinung sehr gewöhnlich, daß das Gespräch, welches zwei einander fremde Personen beginnen, im Anfang von beiden Seiten mit großer Lebhaftigkeit geführt wird; dann aber hat man sich plötzlich ausgesprochen, weil eben die feineren Bezüge gänzlich fehlen, und nun pflegt in der Regel eine ebenso große Schweigsamkeit Platz zu greifen. Unser Freund war neugierig, wann dieser regelrechte Verlauf eintreten würde; seine Geduld ward durch die Geschicklichkeit der Unbekannten abermals auf eine harte Probe gesetzt.

So tauchte denn allmählich das Siebengebirge in der Ferne empor und die Spitze der Münsterkirche zu Bonn trat dem Auge näher; bald gruppirten sich zur Rechten die freundlichen Häuserreihen, das Dampfboot zog langsamer der Landungsbrücke entgegen, es legte an. Kaum war der Zugang freigegeben, als ein junger Mann auf das Schiff sprang und sich forschend nach allen Seiten umsah; im selben Augenblick rief er: „Eduard, alter Marco Polo!" Und aus dessen Munde flog ebenso rasch die Erwiderung: „Gustav der Stromer, du hier?" — Ein herzlicher Händedruck, die Kreuzfragen: „Wie steht's?" — „Wie geht's?" — wurden ausgetauscht, und die beiden Freunde, welche sich seit den acht Jahren, wo sie in Bonn dem blau-weiß-rothen Rhenanenbanner gefolgt waren, nicht wieder gesehen hatten, fanden sich durch die unvergessenen Spitznamen jener Zeit alsbald wieder zusammengeführt in Erinnerungen an die Vergangenheit, in Erkundigungen über die Gegenwart.

„Du schaust so ehrbar aus," sagte Gustav von Gerusheim, „hast dich wohl unter irgend einem Namen in den

Karren des Staatsdienſtes einſpannen laſſen und ſiehſt am Ende gar einem Orden minorum gentium mit Nächſtem entgegen?"

„Unbeſorgt!" lachte Eduard, „ich habe meinem Vater helfen müſſen ſeine Güter bewirthſchaften. Wie du ſiehſt, ein ſehr ſolides Fundament für die Zukunft."

„Aber die alten hübſchen Allotria ſind doch darüber nicht vergeſſen worden, hoff' ich, — das Conterfeien und Verſeſchmieden?"

„Es fällt noch dann und wann etwas ab für Stift und Feder. Aber du, welcher Winkel der Erde beherbergt dich und mit welchen Waffen machſt du auf die Zeit Jagd?"

„Das Gut meiner Eltern liegt eine Stunde von hier rheinaufwärts, da treibe ich ähnliche Lucubrationen wie du. Auf dem Dampfer erwartete ich Verwandte, um ſie dorthin zu geleiten, die aber, wie ich ſehe, nicht angelangt ſind. Komm' mit, alter Geſell! meinen Eltern wird es eine Freude ſein, dich bei ſich zu ſehen, und ich brenne vor Verlangen, Näheres von dir und deinen Erlebniſſen zu hören. Das Schiff geht gleich weiter."

„Dank für die freundliche Einladung! Ich kann ſie zur Zeit leider nicht annehmen, denn ich bin auf dem Wege in das gelobte Land Italia und muß heute noch nach Frankfurt, wo man mich erwartet. Aber zum Herbſt kehre ich zurück, und wenn's euch recht iſt, ſpreche ich dann bei deinen Eltern vor."

„Alſo immer noch die alte Reiſeluſt! Ja, ich weiß ſchon, da bringt dich Keiner zum Stehen. Schade, daß ich heute gerade die Pflicht habe, hier als Cicerone für die erwarteten Gäſte zu fungiren, ſonſt führe ich ein paar Stationen mit dir

Digitized by Google

hinauf. Halt da! daß man mich nicht unfreiwillig einſchifft. Nun, mich freut's, daß du eben noch als der Alte dich darſtellſt, gereifter natürlich an Lebenserfahrung, aber jung geblieben im Herzen, wie mir's ſcheinen will. Ich denke, du haſt dich in der Eile überzeugt, daß ich ebenfalls kein Philiſter geworden bin. Alſo im Herbſt rechnen wir mit Sicherheit auf dich. Addio für heute, zum fröhlichen Wiederſehen bei der Weinleſe!"

Und über die ſchmale Planke ſprang er auf die Landungsbrücke, dem Freunde noch Grüße mit der Hand zuwinkend, welche dieſer erwiderte, während das Schiff auf's Neue ſeine Furchen durch die Wellen zog. Bald war der alte Zoll vorübergeflogen und die Vinea Domini und endlich das dichtumlaubte Haus des Vaters Arndt, der ſich hier vor Jahren angeſiedelt, weit hinaus, fern von dem Treiben der Stadt, dem aber die Civiliſation inzwiſchen unaufhaltſam nachgerückt iſt und ihn bereits ereilt und überflügelt hat; denn bis an das hölzerne Stacket ſeines Gartens reichen die neuen Häuſer in ununterbrochener Reihe und darüber hinaus; als nächſter Nachbar erhebt ſich ein ſeltſamer Bau, der an Venedigs anmuthige Paläſte eine Erinnerung weckt.

Eduard mußte nicht gerade heute in Frankfurt ſein, wie er dem Freunde vorgeredet hatte, ſein Reiſeabenteuer war es, welches er zu Ende ſpinnen wollte, um zugleich an dieſem Faden aufzureihen, was ihm ſein Witz und der Zufall darbieten würde. Er ſah ſich alsbald nach ſeiner Unbekannten um: der Platz war leer, wo die beiden Damen geſeſſen hatten. Die Engländerin entdeckte ſein Auge an einer andern Stelle des Verdecks unter ſchweigenden Landsmänninnen, welche die mit

zaubervollem Frühlingsſchmelz angethanen Rheinufer auf den Blättern des rothen Murray bewunderten, der in ihrem Schooße ruhte. Von dem ſchwarzen Kleide, dem weißen Hute ſah er nichts. Ein Gang über das Schiff lieferte kein günſtigeres Reſultat. Er ſtieg zur Kajüte hinab, aber hier ruhte nur ein Sohn Albion's, mit ſeiner ganzen Länge die gepolſterte Bank meſſend, den graukarrirten Plaid unter dem Haupt; er ſchlief den Schlaf des Gerechten, wie es ſchien, — das war Alles, was man von ihm ſagen konnte. Noch ein Gang über das Verdeck des dritten Platzes, wobei jedes weibliche Weſen, ohne Rückſicht auf Coſtüm oder Lebensalter, ſeiner ſtrengen Muſterung unterzogen ward: — die Dame war und blieb verſchwunden! Sein Schritt war indeß unruhiger geworden; jetzt wandte er ſich zu dem ſchilderhausähnlichen Raume des Conducteurs, um ſich dort Gewißheit zu verſchaffen. Es dauerte eine Weile, bis dieſer, nach der ihm entworfenen Beſchreibung, ſeine Gedanken vollſtändig geordnet hatte, dann aber gab er die Auskunft: Beim Anlegen zu Bonn habe die Dame ihr Fahrbillet ihm ausgehändigt und das Schiff ſofort verlaſſen.

„Sie hatte Gepäck bei ſich?“ forſchte er weiter.

„Ich meine, daß dieſes einer der auf's Verdeck gekommenen Träger gleich an's Land ſchaffte.“

„Und ſahen Sie nicht, ob Jemand ihrer wartete und ſie in Empfang nahm?“

„Das weiß ich wirklich nicht,“ verſetzte lächelnd der Conducteur.

„Ich werde in Rolandseck ausſteigen,“ ſagte Eduard, ſein Billet hervorholend.

Digitized by Google

„Schön, mein Herr," antwortete der Conducteur und trennte, abermals lächelnd, den Coupon ab.

Die Station war bald erreicht; Eduard ſtieg aus und fuhr mit dem nächſten Zuge der Eiſenbahn nach Bonn zurück. Was ihn beſchäftigte, brauchen wir nicht erſt zu ſagen; mit dem jüngſten Bilde tauchte manches frühere in flüchtigen Umriſſen vor ſeinem Geiſte auf. Während der letzten Zeiten des Schülerlebens, wo alle Gedanken vorwärts ſtreben in die naheliegende ahnungsvolle Zukunft der Studentenfreiheit, war ſein Herz den Freunden als ein unendlich leicht feuerfangendes bekannt geweſen. Die Zahl ſeiner Verliebtheiten, welche freilich meiſt gänzlich unerwidert blieben, erreichte damals ungefähr die Zahl ſeiner Lebensjahre. Der Student lebte nur der Gegenwart, und wenn ſich in den Heften öfter ein weißes mahnendes Blatt zeigte, tröſtete ihn die Zuverſicht, daß er als Gedenkzeichen allemal ein Nebenblatt da einlegen oder zwei gekreuzte Schläger auf die leere Stelle zeichnen könne, und daß die Stunde, wenngleich für die Wiſſenſchaft, doch nicht für das Leben eine verlorene geweſen ſei. Freiheit, Freundſchaft, frohe Luſt hatten das Herz erfüllt, und für Schülerliebe war kein Raum geblieben. Als ſodann, nach glücklichen drei Jahren, die bunte Mütze und das dreifarbige Band nur noch am Spiegel ihren Platz gefunden hatten und aus der feſteren Gebundenheit des Lebens manch ein böſer Seufzer hinüberglitt in die zu raſch dahingezogene Vergangenheit; da war freilich unter den trockenen Beſchäftigungen des „Philiſteriums" auch die Liebe wieder in ihre Rechte getreten, nur daß ihr Charakter ebenfalls mit den Jahren eine

Veränderung erfahren hatte. Denn dem Herzen genügte jetzt nicht mehr jene über alles Maaß beſcheidene Schwärmerei einſeitiger Anbetung eines geliebten Gegenſtandes, es verlangte wiedergeliebt zu werden und wollte ertrotzen, was ihm nicht aus freien Stücken geboten ward. So waren manche Verhältniſſe durchgeſpielt und durchgekämpft worden, ſei es, daß ſie auf leichten Schwingen ſpurlos vorüberflogen, nur mit duftigem Hauch die Seele berührend, oder daß ihr gewichtiger Schritt ſich tiefer eingrub und einen unverwiſchbaren Eindruck zurückließ. Indeß hatte das Leben ſeinen Schüler gebildet, von Wunden war das Herz geneſen, und als Preis der Kämpfe blieb das Bewußtſein eines männlichen Charakters.

Auch von dem jüngſten Erlebniß ließ ſich nicht behaupten, daß es einen Rückfall in jene erſte Jünglingszeit angezeigt hätte. Als Eduard auf dem Dache des Cölner Doms der Unbekannten begegnet war, da berührte ihn die ſchöne Erſcheinung nur flüchtig, er fand es eben ſeltſam, das ſie ohne ſchützende Begleitung ging, aber er würde des ganzen Bildes nach wenigen Tagen kaum noch gedacht haben. Ihr Wiedererſcheinen auf dem Dampfboot regte ſeine Neugier ſtärker an: ob ſie auch dort unbegleitet ſein, ob er über den Grund dieſer Iſolirung Näheres erfahren könne? Und, vollkommen Herr ſeiner Zeit, war ihm das Veranlaſſung genug, mit dem nämlichen Boot, ſtatt mit einem ſpätern, weiterzufahren. Ihre Unterhaltung hatte ihn angezogen, ihr ablehnender Widerſtand ihn gereizt und den Eigenſinn, von dem er keineswegs frei war, bei ihm geweckt. Jetzt aber durch ihr Ver-

ſchwinden ward ſie ihm ein Gegenſtand tieferen Intereſſes, wozu wohl das Anziehende ihres ganzen Weſens nicht weniger beitrug, als das Gefühl, daß er ſich einigermaßen gedemüthigt wußte, ohne doch einen irgend haltbaren Grund zum Tadel ihres Benehmens auffinden zu können.

Der Bahnhof in Bonn war erreicht. Eduard ſandte ſein Gepäck in den Gaſthof „zum Stern“ und eilte gleich an den Rhein, um hier bei den Schürgern und Droſchkenkutſchern Erkundigungen einzuziehen. Dieſelben ergaben kein Reſultat; eine Dame, wie er ſie beſchrieb, hatte Niemand geſehen. Mißmuthig ging er zum Hôtel, wo ebenſo wenig etwas zu ermitteln war. Die Erfolgloſigkeit ſteigerte ſeine Hartnäckigkeit, und er beſchloß, in ſämmtlichen Gaſthöfen der Stadt Nachfrage zu halten. Bis zum Abend ward die ſaure Runde vollendet, zu welcher er ſich vergebens die unerſchütterliche Stirn eines Weinreiſenden wünſchte. Seine Erkundigung nach der jungen Dame, die beim Ausſteigen aus dem Dampfboot eine Pellerine verloren haben ſollte, fand nirgends eine Antwort. Sie war unſichtbar geworden in dem Augenblick, wo ſie das Schiff verließ.

Eduard konnte ſeiner Verſtimmung nicht Herr werden. Er hatte ſich darauf gefreut, in Bonn alle die alten ereignißreichen Plätze wiederum zu beſuchen, ſo manche Erinnerung aufzufriſchen an die luſtige, klingende, ſchäumende Studentenzeit, auf welche das Wort des Dichters am wenigſten Anwendung findet: daß Alles im Leben ſich wiederholt! Aber ſeine Gedanken verweilten einzig bei der Gegenwart. Wohl kam es ihm in den Sinn, der heute früh ausgeſchlagenen Einladung

ſeines Freundes jetzt noch Folge zu leiſten, wozu ſich ein Vorwand leicht erſinnen ließ; allein er fühlte, daß ihm die Stimmung gänzlich fehle, zumal er von dem, was ihn beſchäftigte, auch dem Freunde nichts mitgetheilt haben würde. Die Rolle der Vertrauten, welche das claſſiſche Theater der Franzoſen und jeder neuangehende ungeſchickte Dramatiker ſo nutzbar zu verwenden weiß, iſt zwar im Leben durchaus keine ungewöhnliche. Bei der Schülerliebe z. B. bildet ſie ein nothwendiges Requiſit, und das iſt ſo natürlich. Wer ſich mit paſſiver Anbetung begnügt und dem Gegenſtande derſelben höchſtens durch das Auge die Nachricht davon zukommen läßt, der muß doch irgend ein Reſervoir haben, in welches die Seligkeit und der Schmerz ſeines überſtrömenden Herzens ſich ergießen kann, und das iſt die Bruſt des vertrauten Freundes, der nun von Allem, was ſich ereignet oder nicht ereignet, gewiſſenhaft im Laufenden erhalten wird. Mehrentheils beruht ein ſolches Verhältniß ſogar auf Gegenſeitigkeit. Nun gibt es viele Menſchen, welche auch im ſpätern Leben des Vertrauten nicht entbehren können, weil ihnen für ihre Liebes-Leiden und Freuden immer noch das eigene Herz zu eng wird. Andere dagegen ſind nur die Vertrauten ihrer ſelbſt, ſei es, daß das Gefühl perſönlicher Würde gegen ſolche Mittheilſamkeit ſich auflehnt, oder daß die Verhältniſſe ſie nöthigen, nur bei ſich Rath zu ſuchen und zu finden. Auf dieſe darf man bauen, ſie werden nicht bloß mit Rath, ſie werden auch mit der That zu helfen bereit ſein. Der letzteren Menſchenklaſſe gehörte unſer Freund an, ſeit er beim Leben in die Schule gegangen war: ein fröhlicher Geſell nach außen, offen, anregend, mitwirkend; aber

was ihm das tiefſte Herz bewegte, davon kam nichts zu Tage, das blieb ſein Geheimniß.

Am andern Morgen fuhr Eduard mit dem erſten Schiffe bis Caſtel und von dort nach Frankfurt. Hier ſollte ihm der Eintritt in fremder Herren Länder erſt polizeilich erſchloſſen werden, und die Erlangung der verſchiedenen Viſa auf ſeinem Paſſe koſtete ihn einige Tage. Die aber laſſen ſich leicht hinbringen in der alten Krönungsſtadt mit ihrer Fülle von behaglichem Wohlleben, mit der in Accent und Gehaben überall anklingenden leichteren ſüddeutſchen Weiſe.

Am Tage vor ſeiner Abreiſe ging er zur Mittagsſtunde im Speiſeſaale des „Römiſchen Kaiſers“ auf und ab, wo eine erfriſchende Kühle herrſchte gegen die drückende Hitze draußen. Die Stunde des Eſſens hatte noch nicht geſchlagen, aber eine lange Tafel wartete nur der Gäſte, und an deren anderer Seite ſpazierte bereits ein älterer Herr. Seine Geſichtszüge waren fein und zeigten noch immer männliche Schönheit, ein kluges Auge lag nicht im Hinterhalt, ſondern blickte mit wohlwollender Offenheit umher, und doch ſchien in deſſen Tiefe mehr ſich zu bergen, als die Oberfläche abſpiegelte; der Mund und die impoſante aufrechte Geſtalt ließen Feſtigkeit vermuthen; ſein Anzug war gewählt, ohne auffallend zu ſein; in der Hand hielt er eine koſtbare Tabatière, aus welcher er von Zeit zu Zeit ſchnupfte.

Die Beiden ſchienen keine Notiz voneinander zu nehmen, und doch hätte ein unparteiiſcher Dritter beobachten können, daß manche ihrer Blicke hin und wieder wanderten, wo ſie unbemerkt blieben. Jeden intereſſirte der Andere, aber der

Digitized by Google

Ton der guten Gesellschaft war ihnen zu gewohnt, als daß sie dieß kundgeben oder gar durch eine zudringliche Frage die Bekanntschaft hätten vermitteln wollen. Endlich verkündigte die Glocke den Beginn des Diner's, und den Beiden wurden ihre Plätze nebeneinander angewiesen, welche sie mit stummer Verbeugung einnahmen. Der Kellner erschien und überreichte Eduard die Weinkarte. Dieser gab sie zurück mit den Worten: „Bringen Sie mir eine halbe Flasche Champagner und einen Krug Selterswasser, aber kein künstliches."

„Ich muß bedauern," versetzte der Kellner, „die halben Flaschen Champagner sind uns ausgegangen."

„Wäre es Ihnen gefällig," hub nun der ältere Herr an, „daß wir eine Flasche zusammentränken? Sie würden mich dadurch aus derselben Verlegenheit befreien, in welcher Sie sich eben befinden."

„Ich bin Ihnen dankbar für Ihre Freundlichkeit," versetzte Eduard, „und welcher Sorte geben Sie den Vorzug?"

„Man sagte mir, Moet & Chandon sei hier sehr zu empfehlen."

„Also von diesem eine Flasche, Kellner, und zwei Gläser."

Der Wein nebst dem Selterswasser wurde gebracht, Eduard entkorkte den Champagner mit Vorsicht und schenkte ein.

„Ich finde ihn gut," sagte der ältere Herr, nachdem er getrunken, „viel Wein und nicht zu süß; aber ich weiß nicht, ob das mit Ihrem Geschmack übereinstimmt."

„Beide Eigenschaften schätze ich ebenfalls und bin ganz einverstanden."

Digitized by Google

„Aber Sie wollten Ihren Wein mit Selterswaſſer vermiſchen, wie ich denke; meine aufgedrungene Geſellſchaft wird Sie davon doch nicht abhalten?“

„Ich bitte ſehr. An heißen Tagen gewährt mir dieſes Getränk die angenehmſte Erfriſchung, ohne nachträglich zu erhitzen; und dann, wenn Sie wollen, mag es auch als Vorbereitung auf italiſche Sitte gelten. Darf ich Ihnen von dem Mineralwaſſer anbieten?“

„Ich danke verbindlich. Sie haben ganz recht, dieſes kühlende Getränk in heißer Jahreszeit allen anderen vorzuziehen, und ich würde wahrſcheinlich Ihrem Beiſpiele folgen, wenn ich die Hälfte meiner Lebensjahre miſſen könnte.“

Es entſtand eine Pauſe, während welcher Beide der Kunſt des Kochs alle verdiente Ehre erwieſen. Dann hub der ältere Herr wieder an:

„Sie erwähnten, wenn ich recht verſtand, daß Ihr Weg Sie jenſeit der Alpen führen werde. Darf ich mir die Frage erlauben, ob es das erſte Mal iſt, daß Sie Italien beſuchen?“

„Es iſt das erſte Mal,“ verſetzte Eduard.

„Da ſind Sie in der That zu beneiden. Es liegt ein Genuß vor Ihnen, der bei dieſem Land um ſo reicher ſein muß, weil kein anderes in gleichem Maaße von dem gebildeten Manne ſchon vorher gekannt iſt; denn ſeit ſeiner Jugend hat nicht allein die Geſchichte, haben auch die Claſſiker der Alten ihn dort mehr oder minder heimiſch gemacht. Er ſieht nun mit eigenen Augen eine Fülle des Schönen, die ſeinem Geiſte ſchon nicht fremd war. Daneben wird er vielleicht auch manche Vorurtheile berichtigen, welche gegen die Bewohner dieſes Landes

ihm anklebten; und jedes abgelegte Vorurtheil iſt ja wiederum ein Gewinn."

„Sie kennen Italien genauer, wie ich glauben darf?"

„Ich habe es zu öfteren Malen durchreiſt, immer mit neuer Befriedigung, und immer mit Bereicherung meiner Kenntniſſe; aber den Genuß des erſten Eindrucks wiederhole ich mir ſtets mit beſonderer Freude, denn der erſte Eindruck iſt es ja zugleich, welcher, meines Dafürhaltens, über Menſchen und Sachen das allein unparteiiſche und deßhalb meiſt richtige Urtheil fällt."

„Hätten Sie wohl die große Güte, über meinen Reiſeplan mir Ihr Urtheil zu ſagen? Derſelbe ward zwar aus Büchern und Karten entworfen, aber ich bin deßhalb über ſeinen praktiſchen Werth um ſo zweifelhafter."

„Ich ſtehe mit Vergnügen zu Dienſten. Vorher aber erlauben Sie mir zwei Fragen zu meiner Orientirung. Iſt Ihr Reiſezweck nur auf Italien gerichtet, oder wollen Sie Anderes damit verbinden? Und welche Zeit haben Sie ſich geſetzt für die Ausführung?"

„Dießmal will ich lediglich Italien genießen, da mir die Schweiz ſchon bekannt iſt, und vier Monate gedachte ich darauf zu verwenden."

„Das iſt wenig und viel: für das Genießen wenig, für das Sehen viel. Sie wollen alſo durch die Schweiz gehen?"

„Auf dem geradeſten Wege, ſo weit mich die Schienen tragen, und ferner mit der Diligence über die Gotthardſtraße."

„Bravo! Da haben Sie als Titel-Vignette den Lago maggiore."

Digitized by Google

„Dann wollt' ich über Mailand nach Genua, vielleicht Turin berührend, und von Genua zu Schiff nach Neapel."

„Turin bietet im Ganzen wenig, wenn man nicht durch beſondere Intereſſen dorthin geführt wird."

„Jenſeit Neapel hatte ich Salern und Paeſtum als die ſüdlichſten Punkte meiner Reiſe beſtimmt."

„Sie können damit Amalfi, Capri und Sorrent ſehr zweckmäßig verbinden und machen dann in wenigen Tagen eine Fahrt, der ſich kaum andere möchten an die Seite ſtellen laſſen. Daß Sie Sicilien aufgeben, iſt ſchade, ſehr ſchade, aber freilich nothwendig bei der Zeit, die Sie verwenden wollen. Wer Alles ſehen will, ſieht nichts."

„Von Neapel wollt' ich dann zu Lande nach Rom gehen und ſpäter über Siena, Florenz, Bologna den Rückweg nach Venedig einſchlagen."

„Verſäumen Sie hier nicht Verona und Padua, und übergehen Sie Ferrara, wohin leicht hiſtoriſche Reminiscenzen zu leiten pflegen. Der Palaſt Alfonſo's iſt ſtark moderniſirt, das Gefängniß Taſſo's mehr denn apokryph, am intereſſanteſten vielleicht noch die authentiſche Casa d'Ariosto; aber es ſcheint mir doch dankenswerther, den Geiſt großer Männer in ihren Werken zu finden, als ihn vergebens zu ſuchen in den leeren Räumen, welche ſie einſt bewohnten. Venedig iſt der ſchönſte Abſchluß, den Sie ſich auswählen können, denn es faßt noch einmal die Reize Italiens in einem — ich möchte ſagen mährchenhaften Bilde zuſammen. Sie gehen dann über München oder Wien zurück?"

Digitized by Google

„Ueber München, dachte ich, weil ich auch dieſe Stadt noch nicht kenne.“

„Der Plan iſt gut: Sie laſſen nichts Weſentliches außer Acht. Und doch, wenn ich es noch einmal überlege, — haben Sie eine Woche übrig in Neapel, ſo fahren Sie nach Sicilien hinüber, wäre es auch nur um Palermo zu ſehen. Ich ſollte denken, Sie werden es nicht bereuen. Rom wird den längſten Aufenthalt in Anſpruch nehmen; gönnen Sie ſich dort vor Allem rechte Ruhe. Es findet ſich gar zu viel, was geiſtig einregiſtrirt werden muß, was nutzlos ſein würde, wenn es ungeordnet bliebe. Sie haben vielleicht unter den Malern Bekannte, ſonſt knüpfen Sie Bekanntſchaften mit denſelben an. Leben Sie mit dieſen wie dieſe, d. h. als Maler, im Lepre, im Café Greco, im Künſtler-Caſino. Sie finden ſo die beſte und ſachgemäßeſte Auskunft über Alles, gewinnen Zeit und ſparen beiläufig manche unnöthige Ausgabe, endlich aber ſind Sie auf dem claſſiſchen Boden ſtets in geiſtreicher, anregender Geſellſchaft, und das iſt nicht hoch genug anzuſchlagen, wie ich denken ſollte. Nach Rom wird Neapel die meiſte Zeit erfordern. Hier müſſen Sie vor Allem genießen, der Natur und dem Far niente leben, und in Santa Lucia müſſen Sie wohnen, wo man nur die Augen aufzuſchlagen braucht, um einen Genuß zu haben. Florenz erfordert auch ſeine Woche, da iſt Mancherlei zu ſehen, und es lebt ſich gar angenehm am Arno. Alles Andere braucht weniger Zeit, Genua einige Tage, aber Venedig endlich, wo Sie den Schluß machen, da empfehle ich wieder ein ruhiges Verweilen. Sie können nirgends beſſer als dort Ihre Reiſe recapituliren, wo noch alle Reize Italiens Sie umgeben.“

Digitized by Google

„Ich bin Ihnen aufrichtig verpflichtet," ſagte Eduard, „und darf ſchon jetzt verſprechen, daß ich Ihr dankbarer Schüler ſein werde."

„Ich bitte ſehr. Mir ſcheint es Pflicht eines Jeden, der in Italien war, dem dahin Reiſenden die Wege nach Kräften zu ebnen, damit ihm der Aufenthalt die reichſten Früchte trage. Laſſen Sie ſich auch nicht gegen das Volk einnehmen, es iſt graziös und höflich bis in die niederen Klaſſen hinab. Freilich werden Sie Schaaren von Bettlern finden, mehr als vielleicht ſonſt wo, aber wie liebenswürdig ſind ſie meiſt bei ihrer naiven Schlauheit! Dann wird man Sie vielfach zu übervortheilen ſuchen — das geſchieht auch in anderen Ländern, und dawider mag denn ein Jeder die Augen offenhalten. Endlich, es iſt wahr, zeigen ſich die nächtlichen Störenfriede aus dem Thierreich in erſchreckender Weiſe vervielfältigt; — nennen Sie das die Dornen der Roſe, wenn Sie einen ſtarken Ausdruck gebrauchen wollen."

„Nun, wer Land und Leute kennen lernen will, der muß ſie eben nehmen, wie ſie ſind. Blendendes Licht ohne Schatten bleibt immer die ſchlechteſte Beleuchtung. Fanden Sie denn aber, wenn ich fragen darf, die Wahrheit des Sprüchworts beſtätigt: „Vedi Napoli e poi muori?" Ich hörte als die ſchönſtgelegenen Städte der Welt außerdem noch Edinburgh, Stockholm und Conſtantinopel nennen. Von dieſen ſah ich nur Edinburgh und Stockholm, deren Lage allerdings wunderbar ſchön iſt."

„Man könnte vielleicht noch Palermo hinzufügen. Es iſt aber im Vergleich immer ein eigenes Ding. Bei allen

dieſen Städten kommen freilich Berge und Meer in Betracht, welche Vergleichungspunkte darbieten; allein wie große Verſchiedenheiten liegen daneben ſchon im Klima, in der Vegetation! — Fragen Sie mich, welche Stadt unter jener Fünfzahl am ſchönſten liegt! ſo muß ich die Antwort ſchuldig bleiben; denn eine jede hat eben ihre eigenthümlichen Reize. Soll ich ſagen, in welcher ich am liebſten meinen dauernden Aufenthalt nehmen möchte: ſo kann ich keine derſelben nennen, weil dabei wieder andere Umſtände zur Erwägung kommen. Wünſchen Sie aber zu wiſſen, welche Stadt überhaupt mir den wunderbarſten Eindruck gemacht hat, ſo iſt es wiederum keine der fünf, ſondern Venedig; denn alle die anderen bieten wenigſtens Aehnlichkeiten untereinander, Venedig dagegen ſteht ganz originell da, es gibt kein Zweites, das ſich ihm irgend vergleichen ließe. Und darum eben empfehle ich es als Schlußſtein einer italiſchen Reiſe."

„Ich wiederhole meinen Dank für Ihre freundlichen Anweiſungen, deren keine ungenutzt bleiben ſoll."

„Vielleicht fügt es der Zufall, daß Sie meiner Tochter begegnen, welche eben eine Reiſe nach Italien angetreten hat. Ich würde dann bitten, der Frau von Dobeneck einen Gruß auszurichten und ihr zu ſagen, daß wir hier einen angenehmen Mittag miteinander verlebten." Dabei holte der ältere Herr aus ſeinem Etui eine Viſitenkarte hervor, welche er Eduard mit dem Hinzufügen überreichte: „Ich habe wohl die Ehre, den Herrn von Heiden vor mir zu ſehen?"

Dieſer hatte mit flüchtigem Blick auf der Karte geleſen: „Baron Auer, Königlich Württembergiſcher Geheimer Legations-

Rath.“ Er verſetzte erſtaunt: „Ich war Ihnen bekannt? Das überraſcht mich“ —

„Ihr Paß ging heute zufällig durch meine Hände, zum Ueberfluß fand ſich als Wohnung dieſes Hôtel dabei bemerkt. Ihre Familie war mir nicht unbekannt, auch verleugnen Sie nicht ganz die Sprache der Heimat. So wurde die Combination eben keine ſchwierige. Alſo reiſen Sie glücklich,“ — er ſtieß mit ihm an — „und ſollte ſich's treffen, ſo gedenken Sie, wenn ich bitten darf, des Grußes an Frau von Dobeneck. Es hat mich ſehr gefreut, Ihre Bekanntſchaft zu machen.“

Sie ſchüttelten ſich die Hand und ſchieden. — —

Unſer Freund war von innerer Unruhe bewegt und reiſte raſch. Er ſagte ſich, es ſei die Sehnſucht nach Italien, welche ihn fortziehe, und ſie war es wohl; aber er wollte ſich nicht geſtehen, daß noch ein Anderes ihn trieb — raſtlos, immer weiter! Das war der Gedanke an die ſchöne Verſchwundene, dem er entfliehen wollte, ohne zu ahnen, daß der ſich an ſeine Sohlen geheftet habe und bereits ſein unzertrennlicher Begleiter geworden ſei.

Am dritten Tage rollte er auf der Gotthardſtraße hinab und ſah, wie der Schnee vor ihm ſchmolz, wie die öde Bergwildniß in einen reichblühenden Garten ſich verwandelte, und fühlte, wie der ſcharfe Hauch des Nordens hinter ihm wich, wie die ſüße, würzige Luft des Südens mit tauſend Düften ihm entgegenkam. Jeder Schritt erſchloß Neues, Ungeahntes, und es war ihm, als ob ſeine Seele wie niemals vordem dazu angethan ſei, alle die anmuthigen Reize in ſich aufzunehmen, ihrem holden Spiele ſich hinzugeben.

Am fünften Tage ſaß er im Boote, welches ihn nach den Borromäiſchen Inſeln hinüberſchaukelte, — nicht mehr allein: drei Heidelberger Studenten waren ſeine Reiſegeſellſchaft. In Pallanza, als er um das Boot handelte, ſchlugen ſie ihm gemeinſame Fahrt vor, und er fand keinen Grund der Weigerung. Sie hatten Eile, denn ſie wollten mit dem nächſten Dampfboot von der Iſola bella weiter nach Arona und von dort nach Mailand, während Eduard beſchloſſen hatte, auf der Inſel den Tag über zu verweilen, theils um dem Körper und Geiſt Ruhe zu gönnen auf die Anſtrengungen der eiligen Fahrt, theils auch, weil dieſes Eiland durch Wort und Schrift ſeit Jahren als ein leuchtendes Juwel ihm vorſchwebte, welchem er nicht bloß die flüchtige Beſichtigung des Touriſten, ſondern eine beſchauliche Betrachtung zu widmen geſonnen war.

Die Studenten, Süddeutſche, zeigten ſich ihm, wie er's nur wünſchen konnte: weder ſentimental, noch roh, voll friſcher Reiſeluſt; ſie trieben ſtets ihre Scherze miteinander und wußten auch ihn dann und wann hineinzuziehen. Das war ſonſt ganz ſeiner Art und Neigung entſprechend, nur heute wär' er lieber allein geweſen. Eine Vorſtellung hatte natürlich von keiner Seite Statt gefunden, die Studenten aber nannten ſich bloß bei ihren Spitznamen, und ſo kannte er denn bald den „Papa," den „Froſch" und das „Hinkel." Der Papa trug ein geſetztes Weſen zur Schau, welches hauptſächlich in einem natürlichen Phlegma begründet zu ſein ſchien; er führte aber auch einen ſtattlichen ſchwarzen Schnurrbart mit entſprechendem Henri-quatre; der Froſch, bloud und ſchlank, zeigte leichte Gewandtheit in allen Bewegungen und geſticulirte oft mit

ungeduldigem Zupfen an ſeiner Oberlippe, wo er bemüht ſchien, die im Schatten wohl kaum ſchon ſichtbaren Bartanfänge zu ermuntern, daß ſie der blöden Scheu ſich entkleiden und ihren Platz in der Geſellſchaft einnehmen möchten; das Hinkel endlich ſah noch faſt knabenhaft aus und erfreute ſich vermuthlich dieſerhalb des Privilegiums, ſeine Zunge mit mehr als gewöhnlicher Keckheit tummeln zu dürfen, welche ſogar über die ehrwürdige Geſtalt des Papas in freier Kritik ſich erging.

„Aber der Papa ſchaut gar ſo trübſelig drein," ſagte der Froſch.

„Als ob er heut in der Nacht vom Großpapa eine Epiſtel bekommen hätt', die das Porto nicht werth war," fuhr das Hinkel fort. „Sprich, was fehlt dir, Papa?"

„Kinder," verſetzte dieſer mit melancholiſcher Reſignation, „gewöhnt euch nimmer an Etwas: alle Gewohnheit iſt ein Laſter. Mir fehlt halt ein Tropfen Bier."

„Er iſt ſo bleich — wie ein Todter!" intonirte der Froſch nach bekannter Melodie.

Und das Hinkel fuhr fort: „Sein Schnurrbart hängt ſchon ganz welk danieder: das iſt ein gefährlich Anzeichen. Aber hat's denn hier gar kein Bier in dem Land?"

„Was braucht's auch!" meinte der Froſch, „trinkt Wein, da kriegt ihr noch zeitiger rothe Köpf'."

„Drum eben," verſetzte das Hinkel, „in den Kopf ſteigt hier der Wein ſchon, allein das Bier fährt zugleich in den Magen, das gefällt dem Papa beſſer."

Aber freilich," fiel hier Eduard ein, „gibt's in Italien Bier. Haben Sie denn danach gefragt in Ihrem Nachtquartier?"

Digitized by Google

„Nachgefragt? Nein!“ ſagte der Papa. „Ich hab' das denen Italienern gar nit zugetraut.“

„Und hätt'ſt ſo auf's Haar einen Selbſtmord begangen,“ bemerkte das Hinkel, „bloß durch's Maulhalten.“

„Wie heißt man's denn auf Italieniſch?“ forſchte der Papa weiter, für den die Converſation ein lebhaftes Intereſſe zu gewinnen ſchien.

„Birra,“ ſagte Eduard lächelnd. „In jedem Wirthshaus iſt es allerdings nicht zu finden, und bairiſch oder badiſch Bier wird es auch ſchwerlich ſein. Vielleicht können Sie aber ſchon auf Iſola bella Ihren Durſt löſchen, wenigſtens gibt's dort ein Wirthshaus.“

„Bier iſt freilich nicht immer Bier, aber doch Bier!“ philoſophirte der Papa tiefſinnig.

„Ja,“ ſagte der Froſch, „und du biſt zwar nicht hungrig, wenn du gegeſſen haſt, aber durſtig, wenn du getrunken haſt.“

„Iſt's noch weit bis Iſola bella?“ fragte der Papa.

„Die Kneip' ſitzt ihm in der Naſ',“ ſagte das Hinkel. „Wend' dich um, Papa, du ſchauſt ja mit dem Rücken auf all die ſchöne Gegend. Und dort erblickt man ſchon ganz genau das Cereviszeichen auf dem Schild über der Hauspforte.“

Wie ein Blitz warf ſich der Papa aus ſeiner behaglichen träumenden Stellung herum und durchſpähte mit Falkenaugen die Gegend. Da war nun zwar von dem verheißenen Palladium in Geſtalt eines Drudenfußes nichts zu ſehen, vor ihnen aber erhoben ſich aus dem Waſſer die kahlen Mauern eines geräumigen dreiſtöckigen Gebäudes. Es erſcheint wohl als ein verzeihlicher Irrthum des Papas, wenn er in dieſem Gebäude

das Haus der Verheißung zu erkennen glaubte und nach flüchtiger Betrachtung mit leiſem Seufzer meinte:

„Stattlich ſchaut's aus, aber verdammt theuer. — Dort muß Bier ſein!“ ſetzte er dann zuverſichtlich hinzu.

„Ich bin zwar auch zum erſten Male hier,“ bemerkte Eduard, „allein ich glaube feſt, daß wir das Schloß der Inſel vor uns haben. Indeß das Wirthshaus verbürg' ich ebenfalls, und finden wir dort, was Sie wünſchen, ſo theile ich Ihre Freude und werde Ihnen gleich einen Halben vortrinken.“

„Einen Ganzen!“ ſagte der Papa mit unnachahmlich techniſchem Ausdruck und einer gewiſſen Majeſtät in den Zügen, während ſeine Augen von wohlwollender Sehnſucht glänzten.

„Auch das, mit Vergnügen!“ erwiderte Eduard. „Aber ſehen Sie, der Kahn macht eine Wendung, dort führen Stufen bis in's Waſſer hinab, alſo ohne Zweifel unſer Landungsplatz. Richtig! Unter den grünen Bäumen tritt die Oſteria hervor, und es zeigt ſich ſchon ein dienſtbarer Geiſt auf der Schwelle.“

Mit kräftigen Ruderſchlägen näherte ſich das Boot an der öſtlichen Seite der Inſel den Stufen, wo bereits ein anderes Boot lag, als der Papa eine überraſchend ſchnelle Auffaſſung der ihm ſonſt völlig fremden italieniſchen Sprache bekundete, indem er dem oben harrenden Cameriere mit Stentorſtimme und in fragendem Tone das Wort: „Birra?“ zuſchleuderte.

„Si, Signor!“ verſetzte dieſer freundlich, und der Papa, im ganzen Stolze ſeines erſten linguiſtiſchen Erfolges, fügte gebieteriſch hinzu: „Cito!“

Staunend ſtand der Kellner, aber Eduard beherrſchte die Situation, indem er raſch hinüberrief: „Quattro bottiglie, — subito!"

Das Boot landete nun. Die Trinkgeld-Discuſſion mit den zurückfahrenden Schiffern nahm noch eine Weile in Anſpruch, doch ward hiervon der Papa nicht berührt, welcher vielmehr, als er die Stufen erſtiegen, unter der Veranda einen mit vier Bierflaſchen und ebenſo vielen Gläſern beſetzten Tiſch vorgefunden und hinter demſelben ſich augenblicklich ſeßhaft gemacht hatte. Der Kellner meldete, daß die Herren eine Weile ſich gedulden möchten, weil eben eine andere Geſellſchaft im Schloß umhergeführt werde, und ſo fand unſer Freund Zeit, wegen ſeines beabſichtigten Verweilens zunächſt über die Preiſe ſich zu verſtändigen und ſodann dem Papa den in Ausſicht geſtellten Ganzen vorzutrinken. Dieſer nickte gnädig dazu, vermochte aber doch die Bemerkung nicht zu unterdrücken:

„Fünf Minuten waren vorbei; nur, drei Bierrichter konnt' man hier nicht zuſammenbringen, um einen Convent zu berufen." Dann ließ er den Inhalt ſeines Glaſes mit unglaublicher Schnelle verſchwinden und ſagte: „Dünn — aber Bier!"

„Wirſt's ſchon noch dick kriegen!" ſetzte das Hinkel hinzu, während der Froſch meinte: „Aber erſt ſpäter!"

Ein Diener in Livree erſchien jetzt mit dem Erbieten, den Fremden das Schloß zu zeigen, nachdem er die früher Erſchienenen zur Beſichtigung des Gartens dem Gärtner überwieſen hatte. Der Papa erklärte indeß, Schlöſſer habe er ſchon mehr als zuviel geſehen, eins gerad' wie das andere, und er ſei bloß wegen der Gegend gekommen. So folgten

denn nur die drei Uebrigen dem Führer in das Innere, deſſen prächtige Gemächer in der That wenig nachhaltiges Intereſſe darboten. Demnächſt wurden auch ſie an der Ausgangsthür in den Garten den Händen des Gärtners übergeben, welcher inzwiſchen ihre Vorgänger bereits fertig geſtellt hatte und nun auch mit ihnen einen beſchleunigten Rundgang antrat. Eduard wollte ſich ärgern, weil ihm nichts ſo zuwider war, als dieſes fabrikmäßige Ciceroneweſen, welches eine verlangte Auskunft ſelten zu ertheilen vermag und lediglich einen Haufen auswendig gelernter Redensarten in die Pfanne haut; allein er überlegte, daß ihm hier der zweckmäßige Ueberblick leicht geboten werde, und daß er dann ſpäter die Erlaubniß ſich erkaufen könne, in dem Garten ohne Führer nach eigenem Gefallen umherzuwandeln. So folgte denn auch er den beiden Andern, welche nicht unempfänglich waren für die Reize, von denen ſie ſich umgeben ſahen, während ſie gleichwohl mit luſtigen Randgloſſen jede Sentimentalität aus dem Felde ſchlugen und daneben in Vermuthungen ſich ergingen über die zwiſchenzeitlichen Leiſtungen des Papas.

So waren ſie langſam bis zur höchſten der zehn Terraſſen emporgeſtiegen, die ſich im Quadrat, jede folgende kleiner als die vorhergehende, an hundert Fuß über den Spiegel des Sees erheben, da zogen Ruderſchläge ihre Augen auf die Waſſerfläche. Das Boot, welches die Geſellſchaft ihrer Vorgänger führte, hatte indeſſen die Spitze der Inſel umkreiſt, wo es, durch das hohe Ufer gedeckt, ihnen verborgen geblieben war, und fuhr nunmehr, ſchon eine ziemliche Strecke entfernt, in weſtlicher Richtung auf Laveno zu.

Digitized by Google

„Schau, auch Mädels!“ rief der Froſch, um die iſt's Schad', die haben uns grad' hier oben gefehlt!“

„Und ſind dort dem Papa in's Geſicht gelaufen, der ſich um keine gekümmert hat,“ ſetzte das Hinkel hinzu. „So geht's doch halt immer in der Welt: der Brei regnet, wo's keinen Löffel hat.“

Auch Eduard hatte ſich gleichgiltig umgewendet und dem Boote ziemlich gedankenlos nachgeſehen. Jetzt blickte er ſchärfer hin: — ein weißer Hut war dort mit blauem Schleier und ein ſchwarzſeidenes Kleid dazu. Haſtig riß er das kleine Fernglas, welches ihm zur Seite hing, aus dem ledernen Futteral und bohrte ſein Auge feſt auf die Barke. Der Shwal der Dame hatte ſich gelöſt und ſchleifte in den funkelnden Wellen, eine Nachbarin machte ſie darauf aufmerkſam, ſie wandte den Kopf zur Seite — das waren ihre Züge, die blonden Locken, ſo daß ihm ein unwillkürlicher Schrei entfuhr. Die Studenten ſahen ihn erſtaunt an, raſch hatte er ſich gefaßt und ſagte:

„Sehen Sie, wie ſich's trifft! Dort fährt ein Freund von mir, den ich lange nicht ſah.“

„Ei, aber auch das Pech!“ rief der Froſch.

„Ich ſag's,“ rief das Hinkel, „Ihnen fehlt der Löffel, und dort ſchwimmt der Brei!“

Im erſten Augenblicke wollte er nacheilen, der nächſte überzeugte ihn, daß das unmöglich ſei. Die Barke war zurückgeſchickt, auf Iſola bella eine andere nicht zu erhalten, denn mochte ſich ein Nachen dort finden, ſo fehlten doch die Ruderer; das Dampfboot ging in ſüdlicher Richtung nach Arona zu. Er fühlte ſein Herz in raſcheren Schlägen klopfen. Immer

weiter zog der weiße Hut von dannen, der bald nur noch als lichter Punkt zu ſehen war.

Die Drei kehrten unter die Veranda zurück, wo ſie den Papa zu ihrem Erſtaunen in das Studium eines Buches vertieft antrafen.

„Na, da ſeid ihr endlich!“ rief er ihnen entgegen, „aber ſchaut nur nicht ſo ſtolz auf mich herab. Ich hab' meine Zeit doch nützlicher verwandt und für euch hab' ich gleich mitgeſorgt. Hier, ſeht her, was in dem Herrn ſeinem Reiſebuch ſteht: Mailand, Gaſthof zu den drei Schweizern, billig, deutſcher Wirth, gutes Bier! Und der Förſter, der's geſagt hat, iſt ein Münchner, der wird ſchon um Bier Beſcheid wiſſen. Alſo, was wollt ihr mehr?“

„Wahr iſt's, Papa,“ ſagte der Froſch, „du biſt halt eine Amphibie, lebſt auf dem Land und im Bier.“

„Und wann er als Biermatroſ' redlich gewirkt hat,“ fügte das Hinkel hinzu, „da ſchwankt ihm das Land unter den Füßen.“

So ſaßen ſie noch eine Weile zuſammen in Geſprächen und Scherzen, dann kam das Dampfboot dahergerauſcht, die drei Studenten nahmen Abſchied von dem Reiſegefährten und ſchifften ſich ein gen Arona. Die Phantaſie des Papas war ſo aufgeregt, daß er in jedem grünen Zweig eine Hopfenranke zu erblicken glaubte. —

Eduard war jetzt allein, der einzige Fremde auf Iſola bella. Die Ruhe that ihm wohl nach dem unſtäten Treiben der letzten acht Tage. Von dem Gärtner erwirkte ſeine klingende Bitte leicht die Erlaubniß, im Bereiche des Parks und Gartens

ſich ungeſtört ergehen zu dürfen; er eilte, ſie zu nutzen. Es war die ganze Pracht ſüdlicher Vegetation, es war Italien, was ihn hier mit verſchwenderiſcher Fülle umgab. Ueber ihm rauſchte die Ceder, die Palme, der Lorbeer; Aloe und Myrthe nickten ihm zu. Von dorther jenſeit der glänzenden Welle blickte wohl das weiße Haupt des Simplon, der ſeine Gletſcher und Schneefelder in der Sonne leuchten ließ, als Vertreter des Nordens. Aber die reizenden Blumenkinder des Südens wandten ihr Auge lächelnd zu dem Greis empor, als ob ſie ſagen wollten: Wende dich rückwärts, da magſt du die Grenzen deines kalten Reichs überſchauen, hernieder bis zu uns reicht deine Macht nicht. Dorthin nach Norden lag die Heimat, welcher er mit tauſend Fäden verbunden war, hier aber fühlte er ſich nicht fremd in der Fremde.

Eine eigenthümlich weiche Stimmung kam über ihn. Er kehrte ein bei ſeinen Gedanken, und als er die Vergangenheit an der Seele vorüberziehen ließ, trat auch unmerklich die Zukunft heran und verflocht ſich mit jener. Ein Bild entſtand aus dem andern, jedes folgende immer noch reicher, farbenduftiger, als das vorhergehende. Auf dieſem ſchmalen, engumzirkten Stück Erde war er mit der Unbekannten, die ſein Fragen und Forſchen nicht erreichen konnte, vereinigt geweſen über eine Stunde lang, ohne es zu wiſſen; und keine innere Stimme der Ahnung hatte ihm davon Kunde gegeben. Nun lag Land und Welle zwiſchen ihnen — ſie war wieder unerreichbar wie vorher! — Und wenn ſie vor ihm geſtanden hätte im Kreiſe der Freunde oder Verwandten, bot ſich ihm Hoffnung, mehr als ein Wort vielleicht von ihr zu erlangen?

Soweit ging ſein Ueberlegen nicht: er wollte nur in ihrer Nähe ſein.

In dem feinen Sande, mit welchem die Wege beſtreut waren, zeigten ſich zahlreiche Fußtapfen. Sein Auge folgte denſelben aufmerkſam, aber ſie zogen ſich wirr und kraus durcheinander. Da, am Stamme des Lorbeerbaums, in welchen Napoleon, wie die Erzählung berichtet, vor der Schlacht bei Marengo das Wort „Battaglia" ſchnitt, war in der weicheren Erde ein feiner weiblicher Fuß deutlich abgedrückt, deſſen Eignerin offenbar die ausgewachſenen Buchſtaben näher hatte betrachten wollen. Er zweifelte keinen Augenblick, daß von ihr dieſe Spur herrühre, und betrachtete ſie lange. Dann flogen ſeine Blicke wieder über die Fläche des Sees nach Laveno zu, wo die Barke verſchwunden war. Und abermals ging er bis zur höchſten der zehn Terraſſen hinauf und ließ das Meer von Düften ihn umſtrömen.

Was er ſo recht dachte bei dieſen Wanderungen, das war ihm ſelber unbewußt; denn die Gedanken wollten ſich keiner regelmäßigen Ordnung fügen, ſie verſchwammen mit den Gefühlen, ſie verwuchſen mit den Reizen, die ihn umgaben; er meinte, in flüchtigem Champagner-Rauſche zu ſein. Iſola bella und die Unbekannte wurden Eins in ſeinem Herzen.

Allgemach ſank die Sonne, die raſch eintretende Dunkelheit trieb ihn in's Haus zurück. Aber als er nach dem Nachteſſen noch einmal das Fenſter ſeines Zimmers öffnete, war der Mond aufgegangen und ergoß neuen Zauber über die Herrlichkeit, welche ihn bethört hatte. Da geſtalteten ſich ſeine Gedanken zu Worten und die Worte zum Liede:

Digitized by Google

Nach Süden.

Ich ſtieg von den Alpen nieder —
Und milder wehet die Luft,
Und ſüßer klingen die Lieder:
Licht Alles und Glanz und Duft!

Und in dem duftigen Glanze
Ein See verborgen liegt,
Geſchirmt vom Bergeskranze,
Von Blüthen hold umwiegt.

Mein trunkenes Auge neigt ſich
In's blaue Aug' der Fluth:
Ein Bild bezaubernd zeigt ſich,
Das dort tiefinnen ruht.

Und wie ſich's nun enthüllet,
Ein Eiland ſteigt empor,
Die Stirn iſt überfüllet
Von glühendem Blumenflor.

Da herrſcht des Friedens Schweigen
Auf weiter Wellenbahn;
In dunkeln Lorbeerzweigen
Wiegt ſich der Goldfaſan.

Es winkt dem Myrthenbaume
Der Aloë ſtolze Pracht,
Erwacht aus langem Traume —
Die Königin der Nacht.

Von Marmorwänden ſchwebet
Das dichte Schlinggezweig,
Die ſchlanke Ceder ſtrebet
Empor zum Wolkenreich;

Und in den blauen Tiefen
Bewegt ſie leis das Haupt:
Die Waſſerfeien ſchliefen
Dort unten grünumlaubt. —

Des Lago maggiore Welle
Umfluthet der Inſel Strand,
Die Inſel ſonnighelle
Iſt Iſola bella genannt.

Dort wandelt' ich am Strande,
Die Bruſt voll ſeligem Glück, —
Und in dem Blumenlande
Blieb halb mein Herz zurück! —

Er ging zur Ruhe, und was er wachend geträumt, das ſpann ſich hinüber in das Reich des Schlummers, daß er nun träumend zu wachen glaubte.

Am nächſten Morgen war Eduard zeitig auf. Der geſunde Schlaf und die erquickende Morgenfriſche hatten bald alle Unklarheit von ſeiner Seele genommen. Lächelnd las er die Verſe durch und verſchloß ſie in die Schreibmappe, als ein theueres Andenken an den geſtrigen Tag. Noch einmal wurde die Inſel umkreiſt, dann fuhr er hinüber nach Laveno; doch blieben hier ſeine Erkundigungen fruchtlos, weil mehrere zahlreiche Geſellſchaften den Ort berührt hatten, ſo daß eine

Digitized by Google

beſtimmte Kunde nicht zu erlangen war. Er eilte weiter an den Comer-See, dort ſicher die Reiſenden vermuthend; allein getäuſchte Erwartungen wurden ihm abermals zu Theil.

Lag es nun daran oder an den Umſtänden, welche ihn den Lago maggiore in ſo außergewöhnlichem Lichte hatten erblicken laſſen, — der Lago di Como ſprach ihn weniger an, wenn auch deſſen mannichfaltige Schönheiten nicht ſpurlos an ihm vorübergingen. Denſelben Abend war er in Mailand. Hier verweilten die Studenten noch, welche aber nunmehr zur Heimkehr durch die Unzulänglichkeit der gemeinſamen Reiſekaſſe genöthigt wurden. Selbſt den Papa erblickte man auf eifrigen Fußwanderungen durch die Straßen, weil er die Beſichtigung der Merkwürdigkeiten einer Stadt für ſtrenger gebotene Vorſchrift hielt als das Reflektiren über Naturſchönheiten; letzteres ſchien ihm die Würde ſeiner Jahre zu beeinträchtigen. Uebrigens ſchwor er auf Förſter's „Italien" als das vorzüglichſte Reiſehandbuch, und das Hinkel hatte bereits vorgeſchlagen, der Papa ſolle dem Herrn Förſter für die nächſte Auflage eine Bierkarte der Lombardei zurechtmachen.

Eduard nahm die Sehenswürdigkeiten der Stadt mit einer gewiſſen Haſt in Augenſchein. Die ſchlanken und vollen Geſtalten der ſchönen Mailänderinnen, welche den ſchwarzen kurzen Schleier mit gar anmuthiger Grazie zu behandeln wiſſen, hatten für ihn kein Intereſſe, und auch ihr meiſterhaftes Fächerſpiel vermochte nicht ſeine Aufmerkſamkeit zu feſſeln. Zwei Tage genügten ihm und ſeiner Unruhe für Mailand, dann eilte er weiter über Pavia nach Genua. Hier mußte er, ohne alle Geſellſchaft, bis zum dritten Tag

ausharren, weil erſt dann ein Dampfer nach Neapel abging. Eine ſehr gedrückte Stimmung bemächtigte ſich ſeiner; er wußte, daß er den Gedanken nicht die Zügel dürfe ſchießen laſſen, wenn er der gegenwärtigen Stunde, was ſie zu bieten habe, abgewinnen wolle, weil ſie ihn entführen würden weit abwärts in fabelhafte Länder; er fühlte, daß das Alleinſein ihn peinige, die Unmöglichkeit, ſich mitzutheilen über all das Neue und Anregende, wodurch Auge und Ohr gefeſſelt wurden. „Geneva la superba" entzückte ihn durch die prächtige Lage, und doch trieb es ihn unaufhaltſam in die Ferne.

Das Fremdenbuch des Hôtel Feder in müßiger Stunde durchblätternd, fand er den Gutsbeſitzer von Dobeneck mit Frau kurz vor ihm eingeſchrieben und erkundigte ſich alsbald nach Beiden, nicht bloß um ſich des aufgetragenen Grußes zu entledigen, ſondern mehr noch in der ſichern Hoffnung, hier Menſchen zu finden, welche zu einem geiſtigen Verkehr die Hand böten. Es war eine neue Enttäuſchung, als er erfuhr, daß Jene gleich nach ſeiner Ankunft die Reiſe zur See fortgeſetzt hätten.

Endlich ſchlug die Scheideſtunde. Er eilte zeitig an Bord des Dampfſchiffes „il Lombardo," um die Mitreiſenden, wie ſie einträfen, gleich einzeln muſtern zu können und ſich danach ein Horoſkop zu ſtellen für die Fahrt, welche er in ihrer Geſellſchaft zurücklegen ſollte.

Bald kam ein Boot herangerudert, in demſelben ein blonder junger Mann mit etwas verlebten Zügen, dem Anſcheine nach unter dreißig Jahren; er ſtieg die Schiffstreppe hinauf, ſtreitend mit dem Ruderer, der die Bezahlung

für unzulänglich erklärte. Dieſer Streit hatte etwas Komiſches, weil der junge Mann kein Wort Italieniſch verſtand, ſondern in deutſcher Sprache, welche den harten, aber reinen Dialekt der ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen durchklingen ließ, ſeine Anſicht geltend zu machen ſuchte, indem er nur ab und zu die beſonders betonten Stichwörter auch noch in der Sprache des alten Roms wiederholte, feſt überzeugt, daß die claſſiſchen Laute in dem Lande Cicero's nicht gänzlich unverſtanden bleiben könnten. Seinem Widerpart aber war es unmöglich, dieſe Anſicht zu theilen, was er denn nicht ſäumte, in äußerſt geläufigem Italieniſch mit gleicher Fruchtloſigkeit auseinanderzuſetzen. So bildeten Geſticulationen das einzige halbverſtandene Auskunftsmittel, welches dem Sohne des Südens weit geläufiger war als dem Nordländer. Der Letztere wandte ſich endlich an Eduard mit den Worten:

„Mein Herr, ſprechen Sie vielleicht Italieniſch, und wollten Sie dann die Güte haben, mich von dieſem Menſchen zu befreien?"

Eine Vermittelung wurde bald dadurch herbeigeführt, daß der Schiffer noch eine Kleinigkeit ausbezahlt erhielt, worauf er ſich mit höflichem Dank und Gruß entfernte. Eduard wendete ſich nun an den jungen Mann:

„Ich glaube mich nicht zu täuſchen, mein Herr, daß Sie an der Oſtſee zu Hauſe ſind."

„Ich bin Ruſſe, kurländiſcher Edelmann, Baron Krousberg iſt mein Name." Unſer Freund nannte den ſeinigen. „Ich danke Ihnen ſehr für Ihre Unterſtützung, Herr von Heiden. Dieſe Italiener ſind alle Betrüger."

„Sie gehen wohl etwas zu weit, Herr Baron; ich finde, man kann ſich nicht ſo ſchwer mit ihnen verſtändigen.“

„Ja, Sie ſprechen Italieniſch. Ich glaubte nicht, daß das nothwendig wäre. Ich meinte, mit dem Lateiniſchen würde man allenfalls durchkommen.“

„Das möchte freilich nicht ausreichend ſein, wie Sie ſich überzeugt haben werden.“

„Allerdings. Die Sprache hat ſich ſehr verändert. Ich hätte Italieniſch gelernt, wenn ich das vermuthete.“

„Es würde Ihnen leicht geworden ſein.“

„Ich glaube wohl. Wenn man Ruſſiſch ſpricht, iſt in den anderen Sprachen keine große Schwierigkeit.“

„Und ſpricht man in den Oſtſeeprovinzen viel Ruſſiſch?“

„Der Adel allgemein; von jedem Unterthan, der als Civiliſt oder Militär ihm dient, verlangt es der Kaiſer. Ich bin Collegien-Aſſeſſor, alſo habe ich zwei Gründe, es zu ſprechen.“

„Das geſellige Leben bewegt ſich überhaupt bei Ihnen in beſtimmteren Formen als anderswo auf dem europäiſchen Continent, weil Jedem gleich die Stufe vorgeſchrieben iſt, welche ſeine äußeren Anſprüche regelt, gewiſſermaßen ſeinen Werth abwiegt im Verhältniß zu andern.“

„Ach, Sie meinen unſere Rangclaſſen, unſer Tſchinſyſtem. Das iſt eine ſehr praktiſche Einrichtung, die leider noch zu wenig Nachahmung in andern Ländern gefunden hat. Wo ſich Ruſſen begegnen, pflegt eine ihrer erſten gegenſeitigen Fragen zu ſein: Welchen Tſchin haben Sie? — Man erfährt das und iſt gleich orientirt über das Verhältniß, in welchem

man ſteht. Ich habe z. B. Majorsrang als Collegien-Aſſeſſor. Wie bequem iſt das, nicht wahr?“

Eduard machte ihm eine leichte Verbeugung und erwiderte mit zweifelhaftem Lächeln:

„So gut wird es freilich unſeren Aſſeſſoren nicht geboten. Aber erlauben Sie mir zu bemerken, daß dabei der innere Werth des Menſchen ſchlecht wegkommt.“

„Warum? Ueber ſeinen inneren Werth kann auch bei uns Jeder denken, wie er will. Nur äußerlich ſoll er ſich der vorgeſchriebenen Ordnung fügen und gehorchen. Das iſt das Wort, was bei uns gilt. Außerhalb Rußlands kennt man das Gehorchen zu wenig, ſonſt hätten überhaupt viele Dinge in neuerer Zeit gar nicht vorkommen können.“

Eduard hatte ſich's zum Grundſatz gemacht, auf Reiſen und in Bädern niemals über Politik zu ſprechen, weil jedes derartige Geſpräch faſt unausbleiblich zum Streite führt, der in der Regel ohne Reſultat verläuft. So lenkte er denn auch jetzt ab mit den Worten:

„Es ſcheint, daß wir noch mehr Reiſegeſellſchaft bekommen. Sehen Sie dort den Kahn, der auf das Schiff zuhält?“

In dem Kahne ſaßen zwei Männer mit breitkrämpigen grauen Hüten und vollen Bärten. Der Eine von ſtattlicher Geſtalt, mit hellem Haare, der Andere ſchwarz, ſchlank und ſchmächtig. Sie kamen auf Deck, nachdem ſie lachend mit dem Schiffer ſich abgefunden, und man hörte ſie Deutſch reden; doch ließ ſich bei dem Kleineren von Beiden, trotz ſeiner fertigen Ausdrucksweiſe, ein fremder Accent nicht verkennen.

Digitized by Google

„Ihr verſteht gut mit dieſen Schiffern und Facchini fertig zu werden," ſagte der Kleinere. „Ich ſah das nie ſo."

„Ja," verſetzte ſein Gefährte, „weil ich ihnen vor allen Dingen ein lachendes Geſicht zeige und wo möglich einen dazu paſſenden Scherz im Vorrath halte. Das erſpart viele Worte und wenigſtens einige Münze."

„Aber Ihr gebt immer nach."

„Doch nicht immer; ich laſſe auch mitunter den Ernſt des Lebens in's Treffen rücken. Iſt Einer ganz hartgeſotten in Unverſchämtheit, dem werfe ich mit großer Ruhe die Zauberformel: „Non volete?" in's Geſicht, und dann zieht er ab, um das zu retten, was ihm zu Theil geworden iſt."

Eduard wandte ſich zu den Neuangekommenen mit den Worten: „Es iſt ein ſeltener Zufall, daß ſich hier auf dem Lombardo vier Deutſchredende begegnen."

„Je ſeltener, deſto erfreulicher," ſagte der Blonde.

„Und noch mehr," fügte ſein Begleiter hinzu, „wenn die Herren ebenfalls nach Neapel wollen.

Eduard und der Kurländer bejahten dieß, und ſo führte denn die Ausſicht auf ein gemeinſames dreitägiges Zuſammenſein bald zu weiteren Mittheilungen. Die beiden neuen Reiſegenoſſen waren: der Größere Architekt aus Norddeutſchland, der Kleinere Bildhauer und geborener Belgier.

Noch verſchiedene andere Paſſagiere kamen an Bord, und endlich wurde unter dem monotonen Matroſengeſange der Anker emporgewunden. Indeß hatte das Schiff erſt kurze Zeit ſich in Bewegung geſetzt, als der Collegien-Aſſeſſor die demüthigende Bemerkung machen mußte, daß es eine nivellirende

Digitized by Google

Thatſache gibt, welche dem Kaiſer aller Reußen vor dem Lazzarone keinen Vorzug einräumt — das iſt die Seekrankheit, techniſch: Vomitus navigantium. Er ſträubte ſich lange, der Wahrheit die Ehre zu geben, erzählte, während die Tiſchglocke erſcholl, daß er ein längeres Faſten häufig auf Reiſen als Kur gebrauche, und ſchien, nach ſeinen in die Wellen gerichteten Blicken, ichthyologiſche Studien zu betreiben. Aber dabei wurden die Augen matter und matter, die Wangen bleicher und bleicher, bis er, ſelbſt einem Schatten ähnlich, zu den Schatten hinabſtieg. Die drei Anderen tafelten gemüthlich auf dem Verdeck, wo im Ganzen ſechs Tiſchgäſte als Feinde unfreiwilliger Libationen ſich zuſammengefunden hatten, und zwar zum nicht geringen Mißvergnügen des Koches, welcher das Verſchwinden einer größeren Anzahl von Hungrigen ſicher erwartet zu haben ſchien, und ſtatt derſelben vielmehr ſeine Mundvorräthe mit beſonderer Schnelligkeit verſchwinden ſah.

„Auf fröhliche Tage in Neapel!“ rief der Bildhauer, mit den Beiden anſtoßend.

„Sei dem ſo!“ verſetzte Eduard, und der Architekt fügte hinzu:

„Wer lacht über Italien? fragt ein alter ſchlechter Witz, worauf dann die Antwort lautet: Ein ewig heiterer Himmel. Ich hoffe, der Lacher ſoll ſich uns bewähren.“

„Dabei werde ich gegen die beiden Herrn im Vortheil ſein,“ fuhr Eduard fort, „mir lacht der blaue Himmel unbeſchränkt, während Sie den todten Stein zum Gegenſtand Ihres Studiums machen.“

„Nein, den lebendigen Stein,“ bemerkte der Bildhauer, „ihn hat ja die Kunſt belebt und gegliedert.“

„Freilich, amico," ſagte der Architekt, „wir machen ja Beide in Stein, nur mit dem Unterſchied: ich baue Häuſer, Ihr bauet Menſchen."

„Ja, und baut mir nur kein Haus, wohinein kein Menſch will!"

„Ich geb's zurück: baut mir nur keinen Menſchen, den Keiner in's Haus will! Und, wenn ich's recht überlege, könnte man auch alſo philoſophiren: weil alle Kunſt ſchließlich ihre Wurzel in der Natur findet, ſo iſt gerade eine ſchöne Natur das erſprießlichſte Quellenſtudium für alle Kunſt. Hab' ich recht?"

„Gewiß!" beſtätigte der Bildhauer, „von der Natur gewinnen wir die Vorwürfe, welchen die Kunſt Geſtalt verleihen ſoll."

„Daneben aber," ſagte Eduard, werden Sie das Studium der Gegenſtände nicht entbehren können, welche ſchon vor Ihnen künſtleriſch geſtaltet wurden."

„Auch richtig," fiel der Architekt ein. „Verbinden wir darum Beides, aber vor Allem Naturgenuß; denn dabei werden zwei Fliegen mit einer Klatſche geſchlagen: wir erfriſchen Leib und Geiſt gleichzeitig."

„Bravo!" rief Eduard, ſo wird jedenfalls dem Schönen gehuldigt, und das iſt ja doch der Zweck aller Kunſt."

„Freilich," verſetzte der Architekt, aber was iſt ſchön! Das bleibt ein ſchlimmes Ding. Ich habe mein Lebtag die Philoſophie mir nicht in den Kopf arbeiten können, wiewohl ich öfter dazu den Anlauf nahm. War mein Kopf zu hart oder die Philoſophie? ich will's ungeſagt ſein laſſen. Wenn

Ihr mich nun vor ein Bauwerk ſtellt und fragt mich, ob das ſchön ſei? ich geb' Euch Antwort. Und fragt Ihr weiter: warum denn, oder warum nicht? da kann ich ebenfalls dienen. Aber fragt mich Einer aus heitrer Luft: was iſt ſchön? da muß ich paſſen."

Eduard lachte: „Mit Definitionen iſt immer ſchwer umzugehen. Ich möcht' Ihnen auch nicht auf der Stelle antworten, wenn Sie mich fragten, was ein Tiſch ſei? Und über die Schönheit würden Sie wohl von Verſchiedenen der Herrn Philoſophen Verſchiedenes zu hören bekommen. Einer ſagt Ihnen z. B.: Schön iſt, was nothwendig wohlgefällt."

„Ja," meinte der Architekt, „Dem gefällt dieß und Jenem das, der Geſchmack iſt eben verſchieden, und mit der Nothwendigkeit will Keiner ſich zwingen laſſen."

Der Bildhauer aber fügte hinzu: „Ein gefälliges Ebenmaaß muß überall vorhanden ſein, wo von Schönheit die Rede iſt."

„Hm! meint Ihr, amico!" ſagte der Architekt. „Freilich, wenn ſich da Einer als Studienkopf in Enrem Atelier einſtellte, der das rechte Auge am gehörigen Ort und das linke mitten auf der Backe ſitzen hätte, Ihr würdet ſprechen: Grazie tante, Signor! für's Erſte kann ich von Enrem freundlichen Anerbieten keinen Gebrauch machen; ſollte mir indeß gelegentlich der Gedanke kommen, ein Scheuſal zu kneten, ſo werde ich Euch erſuchen, mich wieder zu beehren. — Ich könnte auch in der That die Antwort nur billigen. Nun aber merkt auf. Was haltet Ihr vom Dogenpalaſt in Venedig? Iſt's ein ſchönes Bauwerk?"

„Wie könnt Ihr fragen? Ohne allen Zweifel!“

„Gut. Schaut aber die Façade an, welche nach der Lagune hinausſieht. Sie iſt in der Mitte durch einen Altan getheilt, links und rechts demſelben ſind drei Spitzbogenfenſter. Aber die beiden letzten Fenſter zur Rechten hat der Baumeiſter, ohne äußerlich erſichtliches Motiv, um ein erhebliches Stück tiefer eingeſetzt als die anderen vier, und ſie ſind auch breiter als jene; und darüber befinden ſich noch, wiederum in unregelmäßigen Zwiſchenräumen, drei viereckige Oeffnungen, deren Gleichen in der ganzen übrigen Façade fehlt. Iſt dieß nicht das Auge, welches mitten auf der Backe ſitzt?“

„Ich kann Euch das nicht zugeben,“ antwortete der Bildhauer, „denn man bemerkt es nicht.“

„Das ſcheint auch mir der Punkt zu ſein,“ ſagte Eduard; „weil man die geringe Unregelmäßigkeit nicht bemerkt, kann ſie nicht ſtören, und darum iſt das Ganze doch ſchön.“

„Nun denn, ein anderes Beiſpiel. Sie ſind dutzendweiſe zu finden an den älteren Paläſten Venedigs, aber ich gebe Euch gleich das ſchlagendſte. Da iſt der Palaſt Badoer Partecipazi, er gehört eben zu den älteſten der Stadt und beſitzt noch die Eigenthümlichkeit, daß er gar nicht zu Waſſer, ſondern bloß vom Lande her zugänglich iſt. An dem herrſcht in keiner Etage Symmetrie, wenn man ſie für ſich betrachtet, und keine der drei Etagen ſteht zu der andern in ſymmetriſchem Verhältniß, und das Ganze iſt doch ſchön.“

„Euren Geſchmack in Ehren, amico, und ich weiß, Ihr habt einen guten Geſchmack, allein ſchwören möcht' ich nicht, daß mir dieſer Palaſt ſchön erſchiene.“

Digitized by Google

„Glaubt mir, er würd' es; indeß Fauſt's Mantel iſt nicht mein, um ihn Euch vorzuſtellen."

„Wann waren Sie in Venedig?" fragte Eduard.

„Vorläufig noch gar nicht," verſetzte der Architekt. „Was ich eben anführte, iſt lediglich Bücherweisheit, aber ich will ſie verbürgen."

„Inzwiſchen könnten wir uns ja," meinte Eduard, „an dem Praktiſch-Schönen genügen laſſen; denn ein ſchlechter Gewinn wär's immerhin, wenn wir noch ſo genau auseinanderſetzten, was ſchön iſt, und hätten das Schöne nicht vor Augen. Beſſer umgekehrt: wir erfreuen uns am Wirklichſchönen und laſſen's eben bei der Thatſache, ohne nach dem Warum zu fragen."

So verabredeten denn die Drei, das Sehenswerthe in und um Neapel gemeinſam zu genießen, damit der Genuß ein erhöhter werde. —

Wochen waren ſeitdem vergangen. Die Reiſegefährten betrachteten ſich faſt ſchon wie eingeborene Neapolitaner. Eduard und der Architekt aber lebten in beſonderer Freundſchaft mit der Lazzaroni-Genoſſenſchaft, während der Bildhauer für dieſe weniger Neigung zeigte. Der Baron glänzte durch ſeine Keckheit im Gebrauch der italieniſchen Sprache. Er hatte gehört, daß Eis sorbetto genannt ward, und trug deßhalb kein Bedenken, einen Eisberg als monte con sorbetto zu bezeichnen; ein anderes Mal verwechſelte er Trattoria mit Trottoir und wollte in dem letzteren diniren. Seines Bleibens war indeß nur kurze Zeit, weil er nach Italien noch einen großen Theil von Deutſchland durchreiſen wollte.

Digitized by Google

Die drei Anderen hatten die Stunden ihres Aufenthalts zu Neapel zwiſchen Kunſt und Natur getheilt und beide mannichfach miteinander verbunden. Die altrömiſche Stadt, wie ſie unter Aſche und Lava begraben ward, um nach ſo vielen Menſchenaltern wieder vor das Auge des Forſchers zu treten, bot ihnen Herculanum und Pompeji mit ihren Häuſern und Straßen, den Theatern und dem Circus; was dem Römer zur Ausſchmückung des Hauſes diente an nothwendigem oder überflüſſigem Geräth, an kunſtvollem Bildwerk, um den ſonnigen Ausdruck der Natur auch im Innern der eigenen Räume wiederzuſpiegeln, das fanden ſie geordnet und zuſammengeſtellt mit dem Werkzeug des Künſtlers oder des Handwerkers im Museo Borbonico; Paeſtum, einſt reich und groß, durch Roſenfülle berühmt und durch ſeine erquickenden Lüfte, jetzt von armſeligen Bettlern bewohnt, welche in dem giftigen Dunſte verkümmern, den die Gegend aushaucht, Paeſtum, die Stadt Poſeidon's, des Erderſchütterers, zeigte dem Auge ſeine prächtigen ſäulenreichen Tempel; und jenſeit der Grotte des Poſilipp erſchloß ſich die Gegend, wo Roms berühmteſte Männer in ihren Landhäuſern von den Staatslaſten ausruhten oder zu kühnen Plänen ſich verſchworen, während ſie im üppigſten Wohlleben ſchwelgten: — hier ſtanden die Villen des Cicero, Marius, Sulla, Pompejus und Cäſar, welcher mit Antonius und Lepidus ſein Triumvirat hier begründete; und rings um den Golf von Bajä gelagert bezeichnen die Reſte der Häuſer, Tempel und — Gräber in noch immer großartigen Zügen die große Vergangenheit.

Endlich mahnte die Zeit zum Aufbruch, weil ſie für

Alle mehr oder minder beschränkt war. Zufällige Hindernisse hatten schon wiederholt die Besteigung des Vesuvs hinausgeschoben, und nun ward dieselbe, nach Eduard's Vorschlag, auf den letzten Tag ihres Aufenthalts anberaumt, nachdem schon alle Vorkehrungen zur Abreise getroffen waren, um so noch einmal in einem Ueberblick das zu vereinigen, was ihnen Neapel dargeboten hatte.

Die Eisenbahn führte sie dem Golf entlang nach Resina, wo der ganze Ort auf der Straße in Bewegung war: zwei Lazzaroni hatten miteinander gewettet, wer von ihnen den Andern im Sacklaufen überwinden werde, und eben wurde dieser Wettkampf ausgefochten, zur unsäglichen Belustigung aller Zuschauer. Die heitere Stimmung der Bergbesteiger gewann dadurch neue Nahrung, und als tausendstimmiger Jubel den Sieg des Sackläufers verkündigt hatte, saßen sie hoch zu Esel und zogen neugierig des Pfades, der langsam bergan führte, zuerst über Steingerölle, dann über schwarze Lavafelder. Bald lag die Klause des Eremiten vor ihnen, der hier durch manche Sorgen — aber mehr für seinen irdischen, als für seinen himmlischen Vortheil — in Anspruch genommen wird. Dießmal blickte er mit dem Ausdrucke getäuschter Erwartung den Reitern nach, die seine tröstliche Beihilfe zur Zeit verschmähten, weil sie erst auf der Rückkehr hier vorzusprechen beschlossen hatten. Noch eine Weile wand sich der schmale Saumpfad über Felsen empor, dann waren sie am Fuße des Aschenkegels angelangt. Die Esel wurden verlassen und der Marsch zu Fuße begann. Die Höhe erschien kaum sehr beträchtlich, von unten gesehen, und ließ nicht

ahnen, wieviel Schweißtropfen vergossen werden müßten, um sie zu gewinnen; aber gewaltig steil ging es sofort aufwärts. Eine Schaar von unternehmenden Coadjutoren war alsbald zur Stelle und zeigte sich mit Vergnügen bereit, an langen ledernen Riemen, welche ihnen kreuzweis über Brust und Schultern liefen, die Reisenden nachzuziehen, indem sie ihnen voraussstiegen und so zugleich den besten Weg aussuchten. Der Bildhauer nahm ohne Umstände einen solchen Vorspann in Dienst, Eduard und der Architect hingegen setzten eine ziemlich unnöthige Ehre darein, den Vesuv ohne fremde Unterstützung erklommen zu haben, und wiesen die Hilfreichen mit der bestimmten Ablehnung: „Senza corda!" zurück. Jetzt versuchten die Schlauen durch ein künstliches Mittel sich nothwendig zu machen, indem sie, trotz der Abweisung, unmittelbar vor Jenen emporstiegen und ihnen absichtlich durch zurückgleitenden Schutt die Bahn verlegten, während sie gleichzeitig das Auskunftsmittel der Erleichterung gewährenden Riemen in nächster Nähe zeigten. Es bedurfte einiger nachdrücklichernsten Worte, um diese Kriegslist zu beseitigen.

Der Boden bestand zunächst aus lockerem Aschenschutt, in welchem der Fuß vergebens einen festen Anhalt zu gewinnen suchte und mindestens um die Hälfte des Schrittes, den er vorwärts gethan, jedesmal wieder zurückglitt. Ein eigentlicher Weg war nirgends zu entdecken: Jeder suchte sich die Stelle, welche ihm die geeignetste schien. Die lose übereinander geschichteten Lavastücke gewährten ebenso wenig eine sichere Stütze: sie schwankten bei der Berührung und zwangen zu oft wiederholter Pause, um das halbverlorene Gleichgewicht herzustellen, oder

sie schwanden ganz unter dem Fuße, so daß ein Fall und eine unfreiwillige Rutschpartie weit abwärts die Folge war, wodurch ein Stück mühsamer Leistung wieder zu nichte ward. So blieb der Eindruck einer Penelope-Arbeit vorherrschend: das kaum gewonnene Terrain wurde stets auf's Neue in Frage gestellt oder auch gleich wieder verloren; und wenn jetzt das Auge die zurückgelegte Entfernung mit der noch ungelösten Aufgabe verglich, so begann fast eine stille Muthlosigkeit in der Seele sich niederzulassen.

Der Bildhauer hatte eine ganze Strecke voraus, allein er ließ sich ziehen, was jedenfalls viel bequemer war. Nunmehr erlaubte schon die leidige Consequenz nicht, seinem Beispiele zu folgen. Also vorwärts senza corda! Die Ruhepausen wurden immer länger, um neuen Athem zu gewinnen, aber allmählich auch verkürzte sich dem Blicke das Ziel, — und endlich, mit einem Ausruf freudigen Stolzes, war dasselbe durch eigene Kräfte erreicht. Dieses Gefühl überwog reichlich den Neid, als der Bildhauer schon ganz ausgeruht und frisch ihnen entgegentrat.

Ein neuer Industriezweig eröffnete alsbald nicht unerfreuliche Aussichten. Unter den Freiwilligen, die mit emporgestiegen waren, hatte auch Einer einen Korb sich umgehängt, aus welchem er jetzt Eier und Brod nebst einer Flasche süßen Weines hervorholte. Der Preis war hoch, indeß das war auch der Berg, die Ueberraschung angenehm, — und so konnte schnelle Einigung zwischen Angebot und Abnahme nicht ausbleiben. Es war ein einfaches, aber köstliches Mahl. Dazu der Blick auf den glühenden Lavastrom, welcher unfern von

ihnen eine Vertiefung erfüllte und den ab und zu Feuer auswerfenden Krater rings umgab, so daß zu diesem kein Weg frei war.

Inzwischen hatte die Sonne sich tiefer und tiefer gesenkt: wundersame Schatten und Färbungen legten sich über das Bild, welches am Fuße des Berges aufgerollt war. Da breitete sich der Golf aus wie ein blauer Teppich, in welchem einzelne Sonnenlichter glänzten, und an seinem Ufer lagen, zur Guirlande gereiht, Dörfer und Städte, Berge, Felsen und Wälder. Weit hinaus verschwammen im Dufte die Inseln Procida, Ischia, Capri. Ueber dem Ganzen ruhte harmonisch ein rosiger Schleier. Alle Erinnerungspunkte der entzückenden jüngsten Vergangenheit traten hervor und wurden zum Abschied noch einmal begrüßt.

Endlich mahnte das dämmerhafte Blau, in welches die helleren Tinten hinüberzuspielen begannen, an die Rückkehr. Noch ein Trunk auf Neapel und seine ewige Schönheit! Dann standen sie wieder am Rande des Aschenkegels, welchen eine neue emporkeuchende Gesellschaft fast erklommen hatte. Hier wurde den Gefährten von ihren improvisirten Führern der Rath ertheilt, sie sollten sich die Hände reichen und in raschen Sätzen binnen wenigen Minuten die steile Strecke zurücklegen, welche beinahe eine Stunde beim Aufwärtssteigen erfordert haben mochte. Der Rath ward befolgt. Vor dem Falle bewahrte der Aschenschutt, in den sie bei jedem Sprunge knietief versanken, und der gegenseitige Anhalt.

So brausten sie an den Emporsteigenden vorüber; da gewahrte Eduard unter diesen, mit flüchtigem Blick zur Seite,

ein Antlitz von blonden Locken umwallt, welches er nur zu gut kannte. Die Dame ward auf einem Seſſel getragen, der zur Sänfte durch zwei Hebeſtangen geſtaltet war; ſie hatte alle ihre beſorgte Aufmerkſamkeit den Anſtrengungen der beiden rüſtigen Träger zugewendet und ſah nicht um ſich. Eduard rief: „Halt!“ und wollte ſtehen bleiben. Die Gefährten achteten nicht darauf, und es möchte beim beſten Willen kaum möglich geweſen ſein, die beflügelte Reiſe zu hemmen: ſie zogen ihn lachend mit fort. Schnell mußte er das Auge wieder vor ſich richten auf die abſchüſſige Bahn, um nicht völlig das Gleichgewicht zu verlieren. Unaufhaltſam ſprangen ſie vorwärts, und binnen Kurzem war der Fuß des Kegels erreicht. Eduard ſchaute zurück: da war nichts mehr zu ſehen, denn die Geſellſchaft hatte den oberen Abſatz des Berges gewonnen und war dadurch den Blicken der Unterſtehenden entzogen.

„Aber was hatten Sie?“ fragte der Bildhauer. „Faſt wär' ich von Ihnen umgeriſſen worden, als Sie uns ein Halt zuriefen.“

„Ja, es gibt Rutſchpartien,“ fügte der Architekt keuchend hinzu, „wo kein Hemmſchuh mehr ausreicht, auf dem Erdboden ſowohl, als allegoriſch im menſchlichen Leben. Aber was hatten Sie denn?“

„Ei nun,“ verſetzte Jener, „ich glaubte einen Freund unter der Geſellſchaft, die uns entgegenkam, zu erkennen, einen ſehr lieben Freund, den ich ſeit Jahren nicht geſehen habe.“

„Wenn's noch eine Freundin geweſen wäre!“ meinte der Architekt.

„Sie können ſich leicht getäuſcht haben,“ ſagte der Bildhauer, „denn es war ja nur ein Moment des Vorüberfliegens.“

Digitized by Google

„Ich täuſchte mich keinenfalls. Es gibt Geſichter, die man nicht vergißt.“

„Das muß ich einräumen,“ ſagte der Bildhauer.

„Nicht bloß Geſichter ſind unvergeßlich, ſondern auch Häuſer,“ warf der Architekt ein.

„Und ich muß wieder hinauf,“ fuhr Eduard fort, „denn ich kann's nicht verwinden, daß wir uns ſo nahe waren und ohne ein Wort der Begrüßung, vielleicht wieder auf Jahre, uns fern ſein ſollen.“

„Aber, Freund,“ verſetzte der Architekt mit ſtillem Entſetzen, „iſt das Ihr Ernſt? Glauben Sie mir, ich möchte um Vieles das Schauſpiel nicht entbehrt haben, welches wir oben genoſſen; aber Sie könnten mir noch weit mehr bieten, und ich machte doch die Tour, welche wir eben zurücklegten, nicht zum zweiten Mal. Ich bin gottlob! im Beſitze geſunder Gliedmaßen und habe manchen Berg erſtiegen, allein Reſpect vor dieſem: Spaß iſt Spaß! Und nun hören Sie ein vernünftiges Wort. Wir wandern in gemäßigtem Schritt zum Eremiten hinab, machen ihm die Freude einzutreten und verſuchen ſeinen Lacrimae Chriſti, auf welchen ich in dieſem Augenblick äußerſt geſpannt bin. Dort muß die Geſellſchaft vorüber, wenn ſie niederſteigt; Sie recognoſciren dann mit Ruhe, und haben Sie recht geſehen, ſo feiert ſich dort eine Wiedererkennungsſcene unter höchſt günſtigen Verhältniſſen, zumal gleich dem Gotte des Zufalls die richtige Libation geſpendet werden kann.“

Gegen dieſe Vernunftgründe ließ ſich wenig einwenden. Eduard folgte deßhalb den beiden Anderen, und bald ſaßen ſie

in der Klauſe des frommen Mannes, welcher nicht ſäumte, das Beſte ſeines Kellers ihnen auf den Tiſch zu ſtellen. Eine überwundene Mühſeligkeit gibt ſtets geiſtige Anregung, und wie der Becher kreiſte, kreiſte auch der Scherz.

Die Stunden verrannen — vom Veſuv kam Niemand. Eduard wurde unruhig; ſeine Gefährten meinten auch, es ſei Zeit zur Heimkehr nach Neapel. Man zog Erkundigungen bei dem Eremiten ein, und die allgemeine Anſicht ging endlich dahin, daß die Geſellſchaft ungewöhnlicherweiſe auf der andern Seite des Berges hinabgegangen ſein müſſe. Einer der Führer, die vor dem Hauſe noch dem Nichtsthun mit großem Ernſte oblagen, beſtätigte, daß er von Einem der Begleiter jener Reiſenden vernommen habe, ſie wollten nicht deſſelben Weges zurück; doch war er außer Stand anzugeben, wohin ſie zunächſt gedächten, oder welches ihr ferneres Ziel ſei. Eduard beſtand darauf, nach Torre del Greco und den benachbarten Dörfern weiterzugehen. Die Freunde ſtellten ihm vor, daß dorthin kein Eiſenbahnzug mehr fahre und daß die Rückkehr nach Neapel und die auf morgen anberaumte Abreiſe dann zur Unmöglichkeit werden würden; ſie vermochten indeß nicht, ihn umzuſtimmen. Da erklärte der Bildhauer:

„Gut! wir haben ſo lange miteinander der Kunſt und Natur gehuldigt, darum ſoll unſer Zuſammenſein in der zwölften Stunde keinen Schiffbruch erleiden. Ich mache dieſen Vorſchlag: — wenn Sie durchaus bei dem Plane ſtehen bleiben, Ihren Freund aufzuſuchen, ſo begleite ich Sie, und amico architetto eilt nach Neapel zurück, mit dem Vetturin vorläufig ein Abkommen zu treffen. Ich denke, wir können

höchstens einen Tag verlieren, und den wird er gern in seinem Contracte zusetzen!

Das war Eduard unangenehm. Auf eine Ablehnung wollte der Bildhauer unter keinen Umständen eingehen. Er hätte sich nun wohl entschlossen, diesem mitzutheilen, daß in der That der Freund in eine Freundin sich verwandle; aber es schien ihm doch sehr zweifelhaft, wie die Begrüßung der Unbekannten und seine Aufnahme von Seiten derselben ausfallen würde, und er schämte sich bei dem Gedanken, sein Begleiter könne Zeuge werden, wie jene ihn zurückweise und die frühere flüchtige Begegnung als Anknüpfungspunkt nicht gelten lassen wolle. Die Besorgniß vor dem Fluche des Lächerlichen, welche so häufig auf den ernsten Willen selbst entschlossener Männer lähmend einwirkt, trug auch hier den Sieg davon. So gewann er es denn mit schwerem Herzen über sich, in der Freundespflicht eine Brücke für seinen Rückzug zu finden, und erklärte, daß er den gemeinsam verabredeten Plan nicht stören und lieber das Wiedersehen aufgeben wolle.

Spät in der Nacht kehrten sie heim nach Neapel und die Morgenfrühe fand sie bereits auf dem Wege zur Siebenhügelstadt. —

Rom wirkt nicht betäubend auf den Ankommenden wie Paris oder gar London mit ihrem rastloslärmenden Getriebe; allein es nimmt doch den Geist gefangen durch die Fülle dessen, was allerwärts dem Auge geboten wird, so daß vorerst Sammlung nothwendig ist, um dem genußvollen Tagewerk mit Ruhe sich widmen zu können.

In Neapel hatte Eduard wenig einſame Stunden gehabt, weil er mit den beiden Gefährten unter einem Dache wohnte. Jetzt geſtaltete ſich das anders; denn es gelang ihnen nicht, in dem nämlichen Haus unterzukommen. Eduard nahm deßhalb für ſich ein Malerquartier in Via Siſtina, während die Beiden am ſpaniſchen Platz eine Wohnung fanden. So waren ſie zwar einander nahe und ſahen ſich täglich, aber die Stunden der Muße im häuslichen Zuſammenſein fielen fort. Dazu kam, daß der Architekt und der Bildhauer hier ernſtere Studien treiben und wirklich für ihre Kunſt thätig ſein wollten, wozu eben der ſüße neapolitaniſche Müßiggang ſie nicht hatte gelangen laſſen. Dieſe Arbeiten nahmen aber den Vormittag großentheils in Anſpruch. Unter den deutſchen Künſtlern hatten ſie bald einen Bekanntenkreis gefunden, der Eduard's Weſen ſehr zuſagte, denn es entfaltete ſich darin noch einmal die ganze Friſche des Studentenlebens, ohne deſſen Auswüchſe; allein auch hier verlangte Jeder die Morgenſtunden für ſich.

Mittags fand man ſich zum gemeinſamen Mahl im Lepre, nach Tiſch im Café Greco, wohin auch die Mittheilungen aus der Heimat adreſſirt zu werden pflegten. Die Poſt lieferte die ihr anvertrauten Briefe ohne Weiteres dem Wirth aus, dieſer legte ſie in einen offenen Kaſten, welcher auf dem Tiſche zu allgemeiner Durchwühlung hingeſtellt war, und ſo nahm Jeder das für ihn Beſtimmte an ſich. Dieß war der Zeitvertreib beim Kaffee, verbunden mit dem Genuß einer Regie-Cigarre, deren Geſchmack die aus Neapel Kommenden weniger unangenehm berührte, weil er gegen das dortige Regierungsprodukt noch einen entſchiedenen Fortſchritt zum Beſſern bekundete.

Digitized by Google

Wer nun Sieſta halten wollte, verſäumte das nicht. Die ſpäteren Nachmittagsſtunden gehörten dem Vergnügen, den Wanderungen durch die Stadt und die nähere Umgegend. Am Abend vereinigte man ſich meiſt im Künſtler-Caſino.

So vergingen die Tage in ſteter Geſelligkeit und Anregung und doch in ruhigem Geleiſe; nirgends waltete ein Zwang, Jeder behielt genügende Muße übrig, ſo daß weder Ueberreizung, noch Abſpannung eintreten konnte.

In den Kreiſen der Bekannten ſprach man häufig von Frau von Dobeneck, welche Eduard finden ſollte, ohne ſie eigentlich zu ſuchen. Alles pries ihre Liebenswürdigkeit, ihre feſſelnde Unterhaltung. Sie hatte, von Genua kommend, hier längere Zeit mit ihrem Manne verweilt, war aber vor Kurzem wieder abgereiſt. Ihm that es jetzt leid, ſie nicht mehr zu treffen, weil ihm der Umgang mit einer geiſtreichen Frau, welchen die Empfehlung des Vaters leicht vermitteln mußte, gerade gegenwärtig doppelt willkommen geweſen wäre.

Rom mit ſeinen zahlloſen Denkmalen gefallener Größe in der öden Campagna ſtimmt überhaupt mehr zu ernſter Betrachtung, als Neapels farbenreiche, üppige Natur — und nun war er täglich ſtundenlang ſich ſelbſt und ſeinen Gedanken überlaſſen. Dazu die unaufgelöſte Diſſonanz vom letzten Tage des neapolitaniſchen Aufenthalts! — Was konnte unter ſolchen Umſtänden natürlicher ſein, als daß er Empfindungen und Stimmungen anklingen fühlte, denen er in dem Männerkreiſe, welcher ihn umgab, keine Worte leihen wollte, die aber, einer Frau gegenüber, Ausdruck gefunden haben würden, und ſicher zu ſeiner Erleichterung. Empfänglich für alles Schöne in

Digitized by Google

Natur und Kunſt, ihren Eindrücken ſich gern und friſch hingebend, war doch Sentimentalität kein Zug ſeines Charakters, ſie berührte ihn vielmehr ſtets unangenehm, wo ſie äußerlich hervortrat. Aber auch in ſtarken Geiſtern vibrirt die Saite des Gefühls, ſobald ſie von den Ereigniſſen berührt wird, und um ſo ſtärker oft, je ſeltener es geſchehen mag. Wenn Eduard in einſamen Stunden nach dem ſtillen Kloſter San Onofrio hinaufwanderte und von dort die Siebenhügelſtadt überſchauend all' ihre geſunkene Pracht und Herrlichkeit dem Auge vorüberziehen ließ, oder wenn er in den entlegneren Schattengängen der Villa Borgheſe ſich erging, dann fühlte er öfter die Stimmung über ſich kommen, welche ihn auf Iſola bella ſo ganz in Feſſeln geſchlagen hatte. Er wollte mit Egmont ſprechen: „Das iſt ein fremder Tropfen in meinem Blut: gute Natur, wirf ihn wieder heraus!" Aber das war nicht immer ſo leicht. Auf's Neue traten die Gedanken an ihn heran, wenn er ſie fortgewieſen hatte, und klopften Einlaß begehrend an ſein Herz, und je öfter ſie kamen als ungeſtümere Mahner, deſto ſchwerer ward es ihm, ihrer Herr zu werden; unwillkürlich warfen ſie ihre Bande um ihn. Selbſt die Freunde, welche ihn ſo nicht gekannt hatten, fanden mit der Zeit, daß er ſtiller geworden ſei; doch unter ihnen gelang es ihm dann bald, ſeine Empfindungen wenigſtens für den Augenblick zu bemeiſtern und mit alter Theilnahme den verſchlungenen Windungen des Geſprächs zu folgen.

Auf ſeinen Wanderungen hoffte er ſtets, der Unbekannten zu begegnen, und ſein Wille ſtand feſt, um jeden Preis ihr näher zu treten oder einen Abſchluß herbeizuführen. Aber die

beſtimmt genährte Hoffnung ſollte ſich nicht erfüllen: der Stachel der Erwartung blieb in ſeiner Seele zurück. So ward Eduard mißmuthig. Er hatte mit Ruhe begonnen, Alles zu ſehen und zu genießen, was die ewige Stadt darbot; nun beſchleunigte er ſeine Gänge und durfte ſich nach einem vierwöchentlichen Aufenthalte ſagen, daß nichts Weſentliches von ihm unbeachtet geblieben ſei. Er beſchloß ſeine Abreiſe, und zwar allein, denn die Gefährten hatten ihre Zwecke noch nicht erreicht und konnten nur ein Wiederſehen zu Florenz oder Venedig in Ausſicht ſtellen.

Noch einmal ſah er die Sonne untergehen in aller Farbengluth über Rom, ſodann ein Glas Monteſiascone mit den Freunden zum Abſchied — und aus Porta del Popolo rollte der Wagen in die Campagna hinein. Drei Tage darauf war er zu Florenz. Sein erſter Gang führte ihn zur mediceiſchen Venus; er kam und ſah und — war beſiegt! Und doch fühlte er immer deutlicher, wie es mehr die Pflicht war, als das reine Wohlgefallen am Schönen, was ihn zur Anſchauung der Kunſtwerke und zu anderem Sehenswerthen trieb.

An jedem Morgen harrte ſeiner das Blumenmädchen, ihm einen friſchen Straus mit anmuthigen Worten darzubieten. Da fiel es ihm ein, daß ſie gewiß die zuverläſſigſte Kunde haben müſſe über Jeden und Jede der Fremden, die in Florenz länger denn einen Tag geweilt. Er forſchte und fragte und beſchrieb umſtändlich. Erminia ſah ſehr gut, worauf es ankam, und ſie wurde faſt traurig, daß ſie dem ſchönen Signor keine erwünſchte Auskunft geben konnte; aber ihr Gewiſſen verpflichtete ſie zur Wahrheit, und ſie mußte deßhalb verſichern,

Digitized by Google

daß eine ſolche Dame während der letzten Sommermonate ſich hier nicht aufgehalten habe.

Es duldete ihn nicht länger in Florenz. Er eilte, einen Platz auf der Diligenza zu nehmen und freute ſich, als das Billet ihm verkündete:

„Non si garantiscono gli avvenimenti per forza maggiore e latrocinj a mano armata."

Aber ein entſchiedenes Unglück begleitete ſeine Träume; auch nicht einmal die Ausſicht auf ein Räuberabenteuer ſollte ſich verwirklichen. Wohl ward die Diligenza manches Mal zur Negligenza, wenn etliche Joch Ochſen zur Unterſtützung für das ſchon vorhandene Vier- oder Sechsgeſpann herbeigeholt wurden; indeß dieſes Thierreich förderte ihn ungefährdet durch den wilden Apennin, welcher gleichzeitig das Tyrrhener Meer und die Adria zur Linken und Rechten erblicken ließ, und nach dem alten Bologna, wo König Enzio, der letzte Hohenſtaufe, zweiundzwanzig Jahre ſeines Lebens in goldenem Käfig vertrauern mußte; dann ging es abermals weiter durch die lombardiſche Ebene in einförmigen Alleen nach Padua, deſſen weiſer Bellario den blutlüſternen Shylock im eigenen Netze ſich fangen ließ; und auf den eiſernen Schienen rollten die Wagen nach Venedig hinein, welches den alten Ruhm auch darin nicht zu bewahren vermochte, daß innerhalb der Lagunen kein Wagen zu ſchauen war. —

Der ſo erfindungsreiche Menſch iſt nicht träge geweſen, die verſchiedenen Beförderungsarten, welche ſich im Allgemeinen den drei großen Hauptkategorien: Gehen, Reiten, Fahren unterordnen laſſen, im Laufe der Zeit nach Kräften zu vervoll-

kommnen. Aber ſeine Erfindungen haben ſich nicht ſämmtlich als ſtichhaltig erwieſen. Der Schnelllauf, eine höhere Potenzirung des Gehens, welche indeß immer nur von wenigen bevorzugten Naturen praktiſch geübt wurde, ſcheint, nach den fabelhaften Leiſtungen eines Menſen Ernſt, gänzlich der Vergeſſenheit anheimgefallen zu ſein, ohne Zweifel, weil er vor anderen neuen Leiſtungen auf dem Gebiete des Vorwärtskommens gar zu ſehr erröthen mußte. Gewiſſermaßen der Gegenſatz des männlichen Schnellaufs war die weibliche Portechaiſe; ſie ſuchte das Problem zu löſen: zwei Andere für ſich gehen zu laſſen, allein in Deutſchland führt ſie faſt nur noch zu Dresden ein Treibhausleben, während der Süden und beſonders der Orient ſie in Variationen verehrt und mit dem poetiſcheren Namen „Palankin" verherrlicht. Die Dräſine hatte ſich die Aufgabe geſtellt, den Menſchen je zu einem Drittel gehen, reiten und fahren zu laſſen; aber auch ihr Beſtreben nach Vermittelung der Gegenſätze hat nicht die erforderliche Anerkennung gefunden, und nebſt ihrem Erfinder iſt ſie ſo ziemlich der Vergeſſenheit anheimgefallen.

Wem es nicht gerade auf größtmögliche Schnelligkeit, ſondern vor Allem auf Bequemlichkeit und Annehmlichkeit der Vorwärtsbewegung ankommt, der findet keine liebenswürdigere Communicationsanſtalt als — die venetianiſche Gondel, ſei es, daß er im abgeſchloſſenen Raum, ungeſtört durch die Außenwelt, für ſich oder zu Zweien allein ſein will, ſei es, daß er das Dach zurückläßt, um im Anſchauen der wunderſamen Umgebung die Gegenwart zu genießen, mit welcher doch große Erinnerungen der Vergangenheit ſtets auf's Neue in

Eins verſchwimmen. Es gibt nichts Behaglicheres, als in die ſchwarzen ſchwellenden Polſter zurückzuſinken und vorwärtszugleiten, ohne daß auch nur eine Spur der Bewegung anders als durch das Auge wahrnehmbar wird; dabei in den Händen des Gondoliers, deſſen Meiſterſchaft ein falſcher Ruderſchlag unmöglich iſt, der durch keinen Blick, durch keine unnöthige Frage ſtört, und nur ab und zu, bei einer ſcharfen Wendung des engen Kanals, ſeinen langgezogenen ſingenden Ausruf erſchallen läßt und dadurch einer etwa entgegenkommenden Gondel ihre Fahrt bezeichnet. Endlich aber darf die Räumlichkeit, welche eben nur höchſtens zwei Perſonen Aufnahme geſtattet, noch das Horaziſche:

„Odi profanum vulgus et arceo!"

als Motto für ſich in Anſpruch nehmen. Die Gondel iſt praktiſch, weil ſie aus dem unmittelbaren Bedürfniß hervorging, und ſelbſt das blanke gezahnte Beil an ihrem Schnabel erſcheint nicht als ein nutzloſer Zierrath, denn es gibt ja den Maßſtab ab, ob die Meeresfluth ſo hoch ſtieg, daß die Durchfahrt unter den hochgewölbten Brückenbögen ein Hinderniß finden würde.

Und wenn nun das Dunkel herabſank und die Gondel hält ſtill an der Piazetta, und ihr wandelt dem Dogenpalaſt, der Baſilika vorüber, um auf dem Marcusplatze hier oder dort euch niederzulaſſen, — wo iſt eine Stelle in den Städten Europa's, zu der man, wie hierher, an jedem Abend tage- und wochenlang mit neuer Luſt wiederkehrte, ohne einen andern Zweck, als die Stunden zu verträumen im Anſchauen der meergeborenen Stadt und des Himmels, der ſeinen tiefblauen

Sternenteppich über dem offenen Saal des Platzes ausbreitet, oder auf- und abzuwandeln unter den zierlichen Arkaden, die als ein weiter Altan zwei Seiten des Dogenpalaſtes umgeben, und auf der Riva dei Schiavoni, der belebten Lagune entlang? — Es gibt eben nur Ein Venedig!

Unſer Freund fühlte ſich gleich am erſten Tage beſtrickt von dieſem Zauber. Hier war es ihm willkommen, täglich allein zu ſein in einer Umgebung, die den phantaſtiſchen Träumen Spielraum gewährte, ohne einſeitiges Grübeln aufkommen zu laſſen. Er hatte auch Landsleute gefunden im deutſchen Kaffeehaus am Marcusplatze, Jünger der Kunſt und Wiſſenſchaft, und ſie verplauderten dort miteinander die erſten Stunden der Nacht. An jedem Morgen aber ſaß er in der Gondel und ließ ſie halten, wo es ihm gefiel, hier ein Gemälde zu ſehen, da eine Kirche; oder er fuhr hinaus nach dem Lido, nach den Inſeln, zum ſtillen Kloſter der Armenier. Ihn freute jetzt die Eile der letzten Zeit, weil ſie ihm volle Muße gewährte für Venedig. Und war es genug der Fahrt, dann ſaß er im heimlichen Zimmer am offenen Balkon leſend oder ſchreibend, und dazwiſchen immer den Blick gerichtet auf den Canal grande vor ſeinen Fenſtern.

Auf Reiſen vergeht die Zeit tagweis in der Regel mit flügelgleicher Schnelligkeit; aber die Wochen dehnen ſich zu Monaten aus, wenn man die Erinnerung zurückſchweifen läßt. Das Neue und Ueberraſchende, was uns in jedem Augenblick aufſtößt, prägt ſich dem Gedächtniß klar und feſt ein, deßhalb däucht uns, wir hätten erſt geſtern geſehen, was ſchon tagelang hinter uns liegt, und ſo verkürzen wir alſo das Maaß der

Digitized by Google

Zeit. Aber die Menge des Neuen und Ueberraſchenden, wenn wir ſie dem gewöhnlichen Lebensgange vergleichen, wächſt dann wieder dergeſtalt an, daß das wirkliche Zeitmaaß dem Geiſte nicht genügt, um alles Erlebte darin unterzubringen, und nun dehnt die Phantaſie jenes unwillkürlich aus. So iſt denn der Geiſt oft am lebhafteſten beſchäftigt, wenn ihm eben entſchwundene Zeit unendlich lang däucht, und in dieſem Falle befand ſich Eduard.

Weit in nebelgrauer Ferne lag die Abreiſe nach Italien hinter ihm, aber als ein glänzendes ſcharfumgrenztes Bild ſtand die Begegnung auf dem Rheindampfer vor ſeinem Auge. Es war ihm wie ein wunderlicher Maskenſcherz dieſes Zuſammentreffen, ohne einander zu kennen, dieſes Vorüberſtreifen im Gewühl ohne ein Wort der Begrüßung. Und ſolche Gedanken ſtimmten überein mit der Umgebung, in welcher er lebte, die ihn täglich mit Bildern umgaukelte, als müſſe aus dem Thore des Dogenpalaſtes von der marmorglänzenden Rieſentreppe der Doge herniederſchreiten im Hermelingewand, umgeben von ſeiner Signoria; als müſſe der Bucintoro in goldener Pracht, im Schmucke der wallenden Teppiche anlegen an den Stufen der Piazzetta, um den mannhaften Bräutigam im Silberhaar der ewigfriſchen Meeresbraut entgegenzuführen. Dann verwoben ſich mit dem feſtlichen Gepränge auch andere lieblichere Geſtalten. Aus dem Kreiſe der ſtolzen Töchter Venedigs tauchte ein Antlitz auf, von blonden Locken umwallt, und ein kleiner Fuß ſtieg in die Gondel und verſchwand rückwärtsſchreitend in dem verſchwiegenen Raum, und eine feine Hand winkte ihm, der nicht ſäumte, dem Winke zu folgen. Da war des Erzählens und Fragens kein Ende, dann drängten ſich

viele andere bunte Geſtalten herzu, und in dem dichten Gewühl glitten Rheinſtrom und Veſuv und Iſola bella durcheinander. Er verſcheuchte dieſe Gedanken nicht; er verkehrte mit ihnen wie mit freundlichen Kobolden, die ihn neckend umgaben.

Eduard hatte ſchon viele Tage in Venedig verlebt, und mit jedem neuen wurde er dort nur heimiſcher. Oft iſt es ein Gefühl der Freude, welches man auf Reiſen bei dem Gedanken empfindet, alles Sehenswerthe an einem Ort in Augenſchein genommen zu haben und nunmehr mit ruhigem Gewiſſen ſeinen Stab weiterſetzen zu können. Auch er empfand die Freude der Befriedigung, als er ſich ſagen durfte, von dem Reichthum Venedigs in Stein und Farbe ſei ihm nichts entgangen; aber dieſe Freude ging aus dem entgegengeſetzten Gefühle hervor, daß er jetzt völlig ungeſtört und zwanglos genießen, daß er Alles, was ihm beſonders lieb geworden, nun mit Ruhe noch einmal durchkoſten könne. Ein Brief von Hauſe hatte ihm den Auftrag ertheilt, bei der Rückreiſe in Frankfurt am Main bis zu beſtimmtem Tag eine Geſchäftsangelegenheit zu ordnen. Die Zeit rückte allmählich heran, aber er mochte nicht der Abreiſe denken.

Faſt unbequem war es ihm, als eines Morgens der Architekt in ſein Zimmer trat. Er hätte ihm zurufen mögen wie Archimedes dem römiſchen Soldaten: „Zertritt mir meine Kreiſe nicht!“ — Und doch geſtaltete ſich ihr Verkehr ſofort beſſer, als er glaubte. Der Architekt brachte Grüße von dem Bildhauer, der in Rom einen ſchlummernden Amor modellirt hatte, mit deſſen Pfeilen eine faſt noch kindliche Najade ſpielt, ohne die Gefährlichkeit ihres Spielzeugs zu ahnen. Durch

den allgemeinen Beifall, welchen Künſtler und Kunſtfreunde dem Werke geſpendet, war er veranlaßt worden, daſſelbe gleich in Marmor auszuführen, und dieß hielt ihn in Rom zurück. Eduard machte jetzt den Führer durch Venedig; er hatte aber wenig mehr zu thun, als die Wege zu weiſen; denn ſchon vorher erläuterte ihm der Architekt die Bauwerke mit gründlicher Sachkenntniß, welche durch den Augenſchein nur ihre Beſtätigung fand. So freuten ſich Beide, das ſchon Bekannte in's Leben oder in künſtleriſchen Zuſammenhang treten zu ſehen. Auch der Palaſt Partecipazi ward dabei nicht vergeſſen und zu des Architekten Genugthuung als ſchön erkannt. Dann aber führte ihn Eduard noch zu ſeinen ſelbſterworbenen Schätzen, von denen die Bücher nichts ſagten. Hier verſteckte die Mauer einen ſchlanken wunderlichen Thurm, der wie ſonſt als Treppenhaus diente, dort barg der helle Hofraum hinter dem finſtern Durchgang einen zierlich durchbrochenen Erker, wo der weiße Marmor von friſchem lebendigen Grün umrankt war. Der Künſtler fand eine ſo reiche Nachleſe, daß er meinte, Wochen würden nicht ausreichen, um all das Neue dauernd ſich anzueignen.

An einem Sonntagnachmittage war Gondelcorſo — Fresco, wie der Venetianer ſagt — auf dem Canal grande. Den Architekten hielt eine Einladung zum Mittag ab, Eduard aber fehlte nicht bei dieſem Vergnügen; er fuhr in ſeiner Gondel dahin zwiſchen den übrigen Schiffchen aller Art, welche ſich theils regellos, aber niemals ordnungslos vorwärts und rückwärts bewegten, theils auch zuſammenfanden, ſo daß öfter je zwei Bord an Bord eine Strecke dahinglitten, wenn Bekannte

ſich trafen und der gemeinſamen Unterhaltung pflegen wollten. Viele reizende weibliche Köpfe tauchten auf aus den Gondeln und Barken, denn Venedig hat ſeinen alten Ruf der Frauenſchönheit noch nicht eingebüßt; aber er fand für ſie Alle nur das allgemeine Intereſſe des Auges.

So hatte er wiederholt die Strecke von der Piazzetta bis zum Rialto durchfahren; die Menge der Gondeln begann allgemach abzunehmen, hier und da verſchwand eine um die andere in den engern Seitenkanälen, weil der Abend herabſank. Auch Eduard gedachte der Heimkehr nach San Marco, da fiel ihm unfern, dem Palaſte Foscari gegenüber, eine Gondel in's Auge, in welcher ein elegantgekleidetes Paar ſaß. Sie kam ihm entgegen, aber auf der andern Seite des Kanals, und er wußte ſich ſelbſt nicht zu ſagen, weßhalb ſeine Aufmerkſamkeit dorthin gelenkt ward, denn es war nichts Auffallendes, ſo wenig in der Erſcheinung der Beiden, als in der gleichmäßig ſchwarzen Gondel. Die Dame hatte ſich zu dem Herrn gewendet, mit dem ſie in lebhafter Unterhaltung begriffen war, und ſo gelang es ihm nicht, ihr Geſicht zu ſehen, doch ſchien ſie eine ſchlanke, jugendliche Geſtalt zu ſein. Mit einer Handbewegung und kurzem Wort bedeutete er ſeinen Gondolier, ſo zu ſteuern, daß ſie jenen Beiden in der Nähe begegnen mußten, und durch wenige Ruderſchläge war dieß erreicht. Die eiſernen Beile der Schiffsſchnäbel näherten ſich, da ſchien es, als ob der Herr die Dame auf das entgegenkommende Fahrzeug aufmerkſam mache; ſie wandte ſich um nach demſelben — er ſah in das Antlitz ſeiner Unbekannten. In dem Augenblicke fuhren die beiden Gondeln auf Armeslänge langſam aneinander vorüber.

Digitized by Google

Eduard war in höchſter Verwirrung, aber er gewann noch die Zeit zu einem ehrerbietigen Gruße. Die Dame ſchien ihn einen Moment verwundert anzuſehen, dann erwiderte ſie den Gruß mit freundlichem Lächeln und mit dem Ausdruck, als ob ſie ihn jetzt erſt erkannt habe. Der Herr grüßte ebenfalls verbindlich. Die Gondeln waren wieder getrennt.

Eduard ſaß ſprachlos; er ſtarrte zurück und ſah noch, wie auch die Beiden ihm nachgeblickt hatten und nun ſich wieder umwandten. Er verſtändigte den Ruderer, von fern und wie abſichtslos ihnen zu folgen; es geſchah alsbald. Ein Gondolier iſt niemals gewandter, als wenn er einen Auftrag erhält, der auf ein Abenteuer hinzudeuten ſcheint.

So blieben die Gondeln in gemeſſener Entfernung hintereinander auf dem ſchon ziemlich menſchenleeren Kanale. Niemand hätte wahrnehmen können, daß zwiſchen beiden eine nähere Beziehung ſtattfand, daß nicht bloß die Welle ſie hinabtrug, daß hier auch ein Herz von dem Herzen angezogen ward. Eduard wurde von tauſend Gedanken durchkreuzt. Jetzt wollte, jetzt mußte er die Löſung des Räthſels finden, das ihn ſeit Monden gequält hatte. Kein Zweifel, ſie würden an der Piazzetta ausſteigen, um auf dem Marcusplatze den Reſt des Abends zu verbringen. Dort konnte er ſie anreden. Die Dame hatte ihn erkannt, das war augenſcheinlich; ſie hatte ihn begrüßt wie einen alten Bekannten; er durfte nicht fürchten, von ihr als Fremder behandelt oder gar abgewieſen zu werden. Wen aber hatte ſie zum Begleiter? Das machte ihm ſchwere Sorge. Einen Verwandten? Einen Bruder? — Ihre Unterhaltung war eine lebhafte; er mußte ſich ſagen, ſie war eine

Digitized by Google

vertrauliche geweſen; hatte er doch kein Auge von der Gondel abgewendet ſeit dem Moment, wo ſie zuerſt ſeine Aufmerkſamkeit erregte. Oder — war es der Gemahl? Er wagte ſich nicht zu geſtehen, daß dieſe Vermuthung die größte Wahrſcheinlichkeit für ſich habe.

Die Gedankenjagd wurde bewegter und wirrer, ſeine Spannung fieberhafter, je länger die Fahrt währte, je näher die Löſung rückte. Er fühlte ſeine Pulſe klopfen bis in die Schläfe; aber mit leiſen Ruderſchlägen glitt ſeine Gondel vorwärts, ohne die Entfernung zwiſchen den beiden Schiffen zu verkürzen.

An den Paläſten Cavalli, Corner la Grande, Giuſtiniani ging es vorüber, an Santa Maria della Salute und der Dogana da Mare, der Giardino Reale trat hervor, ſchon war auf den beiden Säulen zur Linken der heilige Theodor und neben ihm der geflügelte Löwe zu erkennen. Aber die voranglleitende Gondel machte keine Bewegung, an den Marmorſtufen der Piazzetta anzulegen. Eduard fürchtete, ſich abermals getäuſcht zu ſehen. „Etwas raſcher!“ gebot er dem Gondolier, und zwei kräftigere Ruderſchläge brachten ſie näher.

Indeß war der Dogenpalaſt hinter ihnen geblieben und die Seufzerbrücke. Die erſte Gondel hielt nah an die Riva de Schiavoni; jetzt bog ſie in den nächſten Seitenkanal zur Linken und hielt dort gleich an den Stufen vor dem Hôtel Danieli, in welches der Palaſt Nani-Morenigo ſich verwandelt hat.

Der Herr und die Dame ſtiegen aus; er bot ihr den Arm; ſie verſchwanden in der ſpitzbogigen Pforte des Hôtels. Gleich hinter ihnen war Eduard gelandet; er ſprang auf den

Quai und folgte. Den ersten Cameriere, der ihm in den Weg trat, hielt er an mit der Frage nach dem Paare. Die Antwort lautete: „La Baronessa Dobeneck e il suo marito!" —

Eine Stunde später finden wir unsern Freund auf seinem Zimmer. Papiere, Bücher, Kleidungsstücke — Alles liegt in bunter Unordnung um ihn herum. Der Koffer ist halbgepackt. Fort aus Venedig! war sein erster Gedanke nach der bittern Enttäuschung. Er fühlte sich nicht stark genug, der schönen Frau gegenüberzutreten und ihr, im Beisein des Gemahls, den Gruß zu überbringen, der ihm aufgetragen war. Dem Architekten schrieb er freundliche Worte des Abschieds, sein plötzliches Scheiden mit einem dringenden Brief aus der Heimat entschuldigend, welcher seine ungesäumte Anwesenheit dort erfordere. Am andern Morgen führte ihn die Eisenbahn nach Conegliano; am dritten Tage war München erreicht.

Hatte er wochen- und monatelang Träumen nachgehangen, welche ihm die Möglichkeit der Erfüllung zeigten, so war es doch nicht seine Weise, sich ferner selbstquälerisch darein zu versenken, nachdem ein Schlag alle die glänzenden Bilder zertrümmert hatte. Er hielt fest an dem Grundsatze, daß das Leben der Speer des Achilles sei, welcher allein die Wunden zu heilen vermochte, die er geschlagen. Und darum, wenn ein herber Schmerz ihn getroffen, war es das Leben, bei dem er Trost und Heilung suchte, — nicht durch zügelloses Uebertäuben, welches nach kurzen lärmenden Stunden nur Schalheit zurückläßt und uns elender macht, wenn die schlummernde Reue erwacht und neben jenem ersten Schmerz neue Verir-

rungen beklagen läßt. Er ſuchte vielmehr Beſchäftigung für den Geiſt und wußte ſie zu finden, ſei es durch Leſen, durch Aufzeichnungen, durch das lebendige Wort im Freundeskreiſe; vor Allem aber war es die Kunſt, bei der er niemals vergebens angeklopft hatte. Gegen Andere ſchwieg er, denn tröſtlicher Zuſpruch vermochte ihm nichts zu ſagen, was er ſich nicht ſelbſt zu ſagen im Stande geweſen wäre. Im eigenen Herzen mußte der Kampf gekämpft werden, um den Sieg zu erringen.

Die einſame Fahrt in den Alpen hatte hingereicht, ihn ſich ſelbſt wiederfinden zu laſſen. So beſchloß er denn, an München mit ſeinen reichen Kunſtſchätzen nicht vorüberzugehen. Wohl vermißte er den fröhlichen Sinn, der mit ihm nach Italien hinabgezogen, ſeine Stimmung war eine ernſte. Aber die Kunſt ſchloß ihm bald das Herz wieder auf, und die nicht zum erſten Mal erprobte Heilung bewährte ſich auf's Neue: das Leben gab ihn dem Leben zurück.

Dann fuhr er weiter nach Frankfurt, wo das ihm übertragene Geſchäft ſich verwickelter zeigte, als er Anfangs gedacht, während daſſelbe zugleich durch die praktiſche Thätigkeit, welche es erforderte, immer mehr dazu beitrug, ihn auf dem Boden der Wirklichkeit feſtzuhalten. Eine Erkundigung nach dem Geheimen Legationsrath von Auer blieb erfolglos; man ſagte ihm, daß derſelbe verreiſt ſei, und er war damit nicht unzufrieden.

Inzwiſchen erinnerte er ſich der dem Freund in Bonn gegebenen Zuſage, auf der Rückreiſe bei ihm vorzuſprechen. Er dachte ſich's erwünſcht, mit einem ſtillen Landaufenthalt

am Rheine ſeine ereignißreiche Fahrt zu beſchließen, und ſo ſchrieb er alsbald:

„Iſt's Dir und Deinen Eltern genehm, dann komme ich nächſtens auf ein paar Tage; aber Ihr müßt nicht das Haus von Gäſten voll haben, denn ich möchte nicht Unruhe vermehren und ſehne mich ſelbſt nach Ruhe. Sende mir einige Zeilen als Antwort hierher, wo ich noch für die nächſten Tage durch Geſchäfte zurückgehalten werde."

Der Freund erwiderte umgehend:

„Du biſt uns willkommen, wie ſich von ſelbſt verſteht, und ſollſt ganz nach Gefallen leben können, als Ein- oder Mehr-Siedler; denn die Weinleſe ſteht bevor, und da gilt es bei uns eigentlich: froh ſein mit den Fröhlichen! Aber lieben Gäſten, wie du biſt, wird auch ſogar dann eine Ausnahme verſtattet. Komm' und ſieh'! Wir zählen auf Dich mit Beſtimmtheit."

Danach ward es Eduard faſt leid, daß er ſich angemeldet hatte; indeß jetzt ließ ſich die Einladung ohne Unhöflichkeit nicht mehr ablehnen. So fuhr er denn an einem ſommerlichen Herbſttage mit dem Dampfboote rheinabwärts. In Coblenz ſtieg ein Schwarm von Reiſenden ein, und ehe noch das Gewirr ihres mannichfachen Gepäcks in der Mitte geordnet war, ſah ſich unſer Freund plötzlich von dem Baron Kronsberg begrüßt. Dieſer erzählte viel von ſeinem angenehmen Aufenthalt in den ſüddeutſchen Reſidenzen; der Groll gegen die Italiener ſchien bei ihm immer noch nicht überwunden zu ſein.

„Aber," ſagte er, „es iſt Zeit, daß ich nach Haus komme, denn in meinen Koffern iſt kein Platz mehr für alle Acquiſitionen, welche ich machte."

„Brachten Sie Kunſtgegenſtände aus Italien mit?" fragte Eduard.

„O nein, ich kaufte ſo viele Prezioſen und Toilettegegenſtände für mich und zu Geſchenken."

Eduard wünſchte dem Baron Glück zu dem feſtlichen Tage der Heimkehr. In Bonn trennte er ſich von ihm und ſtieg aus. Auf der Landungsbrücke koſtete es noch einen unwillkürlichen Seufzer. Er ſchüttelte ihn ab und ſaß in der Droſchke, den Rhein entlang fahrend. —

Das Landhaus des Herrn von Gernsheim lag am äußerſten Ende der Straße eines anſehnlichen Dorfs, unfern dem Rheine. Daſſelbe war mit gewählter Eleganz eingerichtet, aber nicht mit jenem Luxus, der uns in großen Handelsſtädten häufig zu begegnen pflegt, wo dann die Einrichtung nur den Eindruck macht, daß ſie äußerſt koſtbar geweſen ſein müſſe, ohne gleichzeitig für den Kunſtſinn oder Geſchmack des Beſitzers irgend ein Zeugniß abzulegen. Hier war Alles harmoniſch, einladend und bequem. Niemand ſcheute ſich, die gebohnten oder mit Teppichen belegten Fußböden zu betreten, auf den ſeide- oder ſammetüberzogenen Divans ſich auszuſtrecken, weil ſie zu erkennen gaben, daß ihnen nur die Aufgabe geſtellt ſei, ihrem Berufe zu dienen.

Das Aeußere des dreiſtöckigen Hauſes zeigte inen modernen Charakter; es trug keine feudalen Thürme und Erker, keine ſpitz- oder rundbogigen Fenſter zur Schau. Den-

noch hatten dem Epigonen einer bedürfnißreicheren Zeit die Räume nicht mehr genügt, welche dem Erbauer noch ausreichend erschienen, und so war dem Hauptgebäude nach dem Garten hinaus ein Flügel in rechtem Winkel angesetzt worden, welcher noch einen besondern Vortheil darbot. Es befand sich nämlich jetzt in dem Flügel sowohl, als in dem Hauptgebäude zu ebener Erde ein Gartensalon, beide hatten Glasthüren, aus denen wenige Stufen in den Garten führten, welcher hier einen geräumigen kiesbeschütteten Platz mit Tisch und Stühlen darbot, dem das Haus gegen Abend vollständigen Schatten gewährte. Nach dem Stande der Sonne benutzte man aber auch die beiden Salons in geregelter Ordnung, so daß selbst die heißeste Jahreszeit der Gesellschaft stets einen kühlen Versammlungsort übrigließ. Der Eingang in's Haus war von der Dorfstraße; dessen unteres Geschoß wurde, außer den beiden Salons und zwischen ihnen, von der Küche mit den zu ihr gehörigen Räumlichkeiten vollständig eingenommen. Die beiden oberen Geschosse enthielten, außer den Zimmern für die Familie und die Gäste, noch eine kleine, aber ausgewählte Bibliothek.

Ein Billardzimmer war am Ende des nicht allzu geräumigen Gartens in besonderm Gebäude untergebracht, und hier befanden sich, durch geschickte Raumbenutzung, noch Badegemächer, etliche Gastzimmer, falls das Haus nicht mehr ausreichen sollte, und eine nach dem Feld hinaus offene Gallerie, deren Balustrade und Pfeiler mit dichtem Grün umrankt waren. Jede der also geschaffenen Fensteröffnungen gab den Rahmen zu einem entzückenden Bilde, denn das Auge ruhte hier zunächst auf dem Rhein und schweifte dann weiter

zu den Kuppen des Siebengebirges hinüber. Auf der andern Seite lehnte ſich an die Mauer dieſes Gebäudes noch ein Gewächshaus, welches mit der Gallerie durch eine Treppe von wenigen Stufen in Verbindung ſtand.

Von dem Kiesplatz hinter dem Hauſe gelangte man in ein Bosquet mit ſchattigen Gängen, und die Brücke über fließendes Waſſer, welche hier in den kleinen hochſtämmigen Luſthain leitete, zeigte zur Linken einen anmuthigen See, auf welchem die Bewohner eines als Inſelpalaſt geſtalteten Schwanenhauſes ſtolz und würdevoll einherzogen, während am Ufer ein leichter Nachen ſchaukelnd ſeine Ketten erklirren ließ. Jenſeit des Luſthains lief eine dichte Tarushecke entlang, die dem Auge verbergen ſollte, daß auch das Nützliche hier nicht unberückſichtigt geblieben ſei; denn hinter ihr lag der Küchengarten, und in dieſen führte die eine der beiden ſchmalen Oeffnungen, welche die Hecke nur an den äußerſten Enden aufzuweiſen hatte, während die andere wieder auf einen Kiesplatz ging, der dem inhaltreichen Billardhaus als Vorraum diente. Das Ganze umfaßte wenige Morgen, allein die Abwechslung täuſchte über den Umfang.

Die gemüthlichſte Gaſtlichkeit war ſeit Jahren auf dieſem Beſitzthum heimiſch. Jeder ward willkommen geheißen, der gebend und empfangend den geſelligen Kreis erweitern wollte; aber es war rathſam, ſich vorher anzumelden, weil man ſonſt nicht immer mit Sicherheit darauf rechnen durfte, ein Unterkommen zu finden. Die Hausordnung verlangte von dem Gaſte, daß er zum gemeinſamen Frühſtück, Mittag- und Abendeſſen ſich einfand; während der Zwiſchenzeiten war Keiner in ſeiner Muße beſchränkt. Die Salons, die ſchattigen Garten-

plätze ſtanden zur allgemeinen Benutzung: da ſaßen die Damen mit ihrer Arbeit, die Herren mit den Cigarren, Geſpräch oder Vorleſen wechſelte zwanglos, Gruppen ſchloſſen oder löſten ſich, nachdem Abſicht oder Zufall ſie zuſammengeführt hatten; man ging und kam, Niemand ſtörte, denn Niemand ließ ſich ſtören. Nachmittags wurden öfter Partien in die Umgegend zu Roß und Wagen oder zu Kahn unternommen, aber auch bei dieſen herrſchte kein Zwang der Betheiligung.

Eduard's Wagen hielt vor der Thür. Ein Bedienter öffnete und nahm das Gepäck in Empfang. Er trat ein. Da kam ihm, zu ſeiner Verwunderung, der Geheime Legationsrath von Auer entgegen mit den Worten:

„Willkommen aus Italien, Herr von Heiden! Ich muß den Hausherrn entſchuldigen: Herr von Gernsheim macht mit ſeiner Frau einen Beſuch in der Umgegend und hat mir aufgetragen, Sie zu inſtalliren, falls Sie ankämen, da Guſtav heute Nachmittag in Bonn zu thun hatte. Ich bitte alſo, mir zu folgen."

Die Begegnung war Eduard nicht erwünſcht, ſie erweckte ihm trübe Erinnerungen und ließ außerdem erwarten, daß dieſelben noch näher erörtert werden würden. Er erwiderte indeß:

„Ich wollte Ihnen in Frankfurt meinen Beſuch machen, Herr Baron, mußte aber zu meinem Bedauern hören, daß Sie nicht anweſend ſeien."

„Ach, das thut mir leid. Ich würde Sie gebeten haben, wieder einen Mittag in Ihrer Geſellſchaft verplaudern zu dürfen."

Sie waren indeß durch das Haus über den Kiesplatz in das Bosket geſchritten, während der Bediente mit dem Gepäck folgte.

Digitized by Google

„Ich muß Ihnen gleich eine Promenade zumuthen," fuhr Jener fort, „weil man Sie im Gartenhaus einquartirt hat, wo es am ruhigſten iſt."

Die Bemerkung, welche auf den Inhalt ſeines Anmeldungsbriefes hindeutete, war durchaus natürlich, und doch berührte ſie Eduard nicht angenehm, weil er auf's Neue daran erinnert ward, aus welchem Grund er das Bedürfniß nach Ruhe empfunden und ausgeſprochen hatte. Seine Antwort lautete:

„Ich muß nur ſehr bedauern, wenn ich Unbequemlichkeiten verurſache; das war durchaus nicht meine Abſicht."

„O keineswegs! Die Zimmer ſind alle eingerichtet und warten nur auf ihre Bewohner, alſo ſtand Ihnen jedenfalls die Auswahl zu. Sehen Sie hier die beiden Parterre-Fenſter, das iſt Ihr Domicil. Friedrich, tragen Sie die Sachen hinein. Und nun, mein Herr von Heiden, müſſen Sie mich entſchuldigen; ich habe noch einen dringenden Brief zu ſchreiben. Aber erlauben Sie, daß ich Sie vorher zu meiner Tochter bringe."

Und ehe Eduard eine Antwort fand, hatte er ihn die Stufen zu der Gallerie hinaufgeführt mit den Worten:

„Von Frau von Dobeneck ſagte ich Ihnen ſchon früher, ſie kommt eben aus Italien, da werden Sie beiderſeits viele Reminiscenzen auszutauſchen finden."

In der Gallerie ſaß an einer der umrankten Fenſteröffnungen eine Dame. Herr von Auer rief:

„Hier, mein Kind, bringe ich dir den lange erwarteten Herrn von Heiden. Ihr kennt euch ja eigentlich ſchon."

Digitized by Google

„Gewiß, wir ſind wenigſtens halbe Bekannte, Papa,“ verſetzte ſie, und mit den Worten: „Nun, bis nachher alſo!“ war der Legationsrath verſchwunden. Eduard aber ſtand, ohne im Augenblick eines Wortes mächtig zu ſein, vor — der ihm nicht mehr Unbekannten.

„Nehmen Sie Platz,“ fuhr Frau von Dobeneck fort, auf einen ihr gegenüberſtehenden Seſſel deutend, „es freut mich, daß Sie hier ſind, denn ich möchte Vieles fragen und hören. Aber vor Allem Eins. Warum ſuchten Sie uns nicht in Venedig auf, als wir uns bei dem Fresco begegneten? Mein Mann und ich hatten mit Sicherheit darauf gerechnet, zumal Sie uns durch den Papa ſchon ſo lange angekündigt waren.“

„Gnädigſte Frau,“ ſagte Eduard, der noch immer ſeine Verwirrung kaum bemeiſtern konnte, „ein unerwarteter Brief rief mich ſchleunig nach Deutſchland zurück, ſonſt würde ich mir gewiß die Ehre erbeten haben, Ihnen aufzuwarten.“

„Aber mir iſt,“ hub die Dame wieder an, als müßten wir uns auch ſonſtwo in Italien begegnet ſein. Irre ich mich darin?“

„Ich meine,“ ſagte Eduard, „wir ſind auf dem Veſuv aneinander vorbeigegangen. Sie kamen hinauf, wir eilten hinab.“

„Ganz recht, ich beſinne mich. Wir ſtiegen nachher auf der andern Seite nieder, weil wir bei guter Zeit Pompeji in Augenſchein nehmen wollten. Dann waren Sie alſo wohl längere Zeit in Neapel, während wir zu Rom uns aufhielten, und ſo erklärt ſich's, daß wir dort nichts von Ihnen hörten.“

„Aber noch ein anderes Mal war ich wenigſtens ſo glücklich, Sie zu ſehen, meine gnädige Frau. Wir hatten

zuſammen auf Iſola bella verweilt, allein ich wurde Ihrer erſt anſichtig, als Ihre Barke, ſchon eine Strecke entfernt, auf Laveno zuſteuerte. Früh des andern Morgens machte ich den vergeblichen Verſuch, Ihnen am Comer-See zu begegnen."

„Ach, ganz recht! Wir waren von Laveno gleich nach Lugano weitergefahren. Der folgende Tag wurde dem Luganer-See gewidmet, und erſt Abends ſpät gelangten wir nach Como. Da konnten Sie uns freilich nicht treffen."

„Es entſtand eine kurze Pauſe, und Eduard wollte dieſelbe nicht weiter ſich ausdehnen laſſen, weil er aus Erfahrung wußte, daß dann die erſte Bemerkung leicht eine ungeſchickte zu werden pflegt. Er knüpfte deßhalb an den nächſten Gegenſtand an, der ihm im Sinne lag, und ſagte:

„Waren Sie ſchon wieder im Cölner Dome, meine gnädige Frau, ſeit ich die Ehre hatte, Ihnen dort zu begegnen und am folgenden Morgen auf dem Dampfboot mit Ihnen nach Bonn zu fahren?"

Die Dame blickte auf und ſagte lächelnd: „Auf dem Dampfboot? Ach, es war ja wohl der „Hohenzoller?""

„Allerdings!" verſetzte er.

Sie wandte ſich um und rief: „Bella!"

Eine trällernde Stimme ließ ſich von unten vernehmen: „Wer ruft mich? Ich bin hier!" — Näher kam der Geſang, von leichten Schritten begleitet, welche die Stufen aus dem Gewächshaus hinaneilten, und in der offenen Thür am Ende der Gallerie erſchien eine junge Dame, bei deren Anblick Eduard zu verſteinern ſchien, als hätte er das Haupt der Meduſa erblickt, und doch war ſie gar jung und anmuthig.

Er behielt kaum die Faſſung, eine ſehr verſpätete Verbeugung nachzuholen; denn vor ihm ſtand das Spiegelbild der Frau von Dobeneck. Erſt ein ſchärferer Vergleich der Beiden ließ erkennen, daß die Letztere einige Jahre älter, auch wohl um einige Zoll kleiner ſei. Dieſe ſagte bei dem Erſcheinen der Doppelgängerin:

„Meine Schweſter Iſabella kennen Sie bereits, Herr von Heiden!“ und das Fräulein fügte mit ſicherer Anmuth hinzu:

„Bei uns hatte der gewöhnliche Lauf der Welt ſich umgekehrt: wir lernten uns zuerſt perſönlich und dann dem Namen nach kennen.“

Eduard war noch immer keines Wortes mächtig; er mußte ſich darauf beſchränken, die zweite, wenn auch nicht gerade verbeſſerte Auflage ſeiner ſtummen Verbeugung zu ediren.

Frau von Dobeneck fuhr indeß fort: „Sie verwechſelten mich mit meiner Schweſter, ein Fall, der freilich ſchon öfter vorgekommen iſt und über den ich immerhin nicht ungehalten zu ſein brauche. Liebe Bella, Herr von Heiden wünſchte zu wiſſen, ob du den Cölner Dom ſchon wieder in Augenſchein genommen hätteſt ſeit dem Tage, wo ihr euch dort begegnetet?“

„Ich ſah ihn damals zuletzt!“ antwortete die Schweſter, zu Eduard gewendet. „Wenn ich aber nicht irre, hatten Sie am andern Tag auf dem Dampfboot die Abſicht, uns noch Näheres über die gothiſche Baukunſt mitzutheilen. Ich würde mich freuen, dieß jetzt nachträglich von Ihnen zu hören.“

Die harmloſe Ironie, welche in dieſen Worten lag, war mit einer ſo gutmüthigen Freundlichkeit gemiſcht, daß ſie nicht

verletzen konnte. Eduard aber empfand allgemach, wie ſein anfänglicher Starrkrampf in ein Gefühl ſeligen Wohlbehagens überzugehen begann. Damit erlangte er die gewohnte Sicherheit wieder und antwortete:

„Wenn die Redſeligkeit Ihrer engliſchen Dampfboot-Freundin dieſe Bemerkungen nicht überflüſſig gemacht hat und Sie mir ein geneigtes Ohr ſchenken wollen, bin ich dazu gern bereit, mein gnädiges Fräulein. Ich kann nicht leugnen, daß damals Ihre durchaus ſelbſtſtändige Erſcheinung auf dem Dache des Doms und auf dem Dampfboot mich ſehr myſtificirt hatte.“

„Und doch war der Zuſammenhang ein ſo natürlicher. Der Vater blieb unten im Schiff des Domes, weil er nicht Luſt hatte, die vielen Stufen zu ſteigen, und am andern Morgen ging er vom Dampfboot nach dem Hôtel zurück, wo ſeine Tabatière ſtehengeblieben war, und gab mir die Weiſung, ruhig weiterzufahren, wenn er ſich verſpäten ſollte, weil in Bonn Kutſcher und Wagen meines Onkels zu unſerm Empfange bereit ſtanden, um uns hierherzuführen. Meinen Herrn Vetter Guſtav, der ebenfalls bereit ſtehen ſollte, hatten Sie freilich ſo in Anſpruch genommen, daß er mich gänzlich überſah und ich im Wagen ihn erſt erwarten mußte.“

„Aber geſtatten Sie mir noch eine Frage, meine gnädige Frau,“ ſo wandte ſich Eduard nun an Frau von Dobeneck, „Sie waren ſo freundlich, mich in Venedig wie einen Bekannten zu begrüßen, und ich hörte vorher von Ihnen, daß Sie und Ihr Herr Gemahl meinen Beſuch dort erwartet hätten. Wie erkannten Sie mich aber, wenn ich fragen darf, da ich doch

früher, meines Wiſſens, niemals die Ehre hatte, mit Ihnen zuſammenzuſein?“

„Das iſt ſehr wahr,“ ſagte Frau von Dobeneck, „allein Sie ſelbſt hatten ja umſichtige Fürſorge getroffen, dieſe Kluft zu überbrücken, als Sie dem Florentiner Blumenmädchen ein ſo überaus vollſtändiges Signalement meiner unbedeutenden Perſon gaben. Wir verweilten in Florenz noch nicht vier und zwanzig Stunden, da hatte uns die Mittheilung bereits erreicht, und natürlicherweiſe erhielt ich bei dieſer Gelegenheit ein ebenſo ſorgfältiges Signalement des unbekannten Fragſtellers überwieſen.“

Faſt ſchien es, als ob Eduard die Erwähnung des Blumenmädchens nicht gerade für dringend nothwendig gehalten hätte. Frau von Dobeneck aber fuhr weiter fort:

„Daran darf ich nun wohl die Gegenfrage knüpfen, Herr von Heiden, woher meine Perſon Ihnen bekannt war, nachdem Sie ſchon ſelbſt bemerkten, daß wir uns früher nicht ſahen?“

Es mochte ein Glück für ihn ſein, daß dieſe Frage nicht gleich zu Anfang aufgeworfen ward, denn da würde ſie ſeine Verlegenheit bis zum Aeußerſten geſteigert haben. Jetzt konnte ihn nichts mehr aus der Faſſung bringen, und er antwortete dreiſt mit lachendem Munde:

„Nun, meine gnädige Frau, da die Aehnlichkeit zwiſchen Ihnen und Ihrer Fräulein Schweſter eine ſo auffallende iſt, brauchte ich ja nur dieſe zu ſchildern, wenn ich Ihr Portrait liefern wollte; und Sie ſehen, daß dieß vollſtändig zum Ziele geführt hat.“

Hier ſtürmte Guſtav in die Gallerie und in die Arme des Freundes mit den Worten:

„Willkommen hier, mein alter Kumpan, und gut, daß wir dich haben. Ich ſehe, du biſt ſchon ganz bekannt mit den Couſinen? Schade, daß mir die Vorſtellung entgangen iſt! Jetzt ſei aber ſo gut und nimm auch gleich die reichliche Hälfte der Strafpredigt von meinen auf deine Schultern, welche Fräulein Iſabella da deponirt hat, weil mir über deinem Wiederſehen das ihrige angeblich aus dem Sinne gekommen ſein ſoll, wobei indeß noch zu erwägen bleibt, daß dieſe ſehr reizende junge Dame ſich mir zuletzt im Flügelkleide vorgeſtellt hatte, als ſie auf die Mädchenſchule ging, demnach eine Erkennungsſcene auf dem Dampfboot ohne die Vermittlung des Papas zu den unüberwindlichen Schwierigkeiten zu zählen war.“

„Sie aber waren ausgeſchickt, Vetter, um Acht zu geben,“ ſagte Iſabella, „dieſe Pflicht vernachläſſigten Sie ganz, und darum bleibt Ihnen mit Recht auch die ganze Strafpredigt, an welcher Herr von Heiden höchſt unſchuldig iſt. Wonach ſich zu achten!“

Ein Wagen rollte vorüber. „Die Eltern!“ rief Guſtav, und beide Freunde verabſchiedeten ſich bei den Damen und eilten Arm in Arm durch den Garten dem Hauſe zu, um die Rückkehrenden zu empfangen.

Drei Wochen waren ſeitdem verſtrichen. Die Geſellſchaft bewegte ſich, der Hausordnung gemäß, in ungezwungenſter Weiſe. Von Eduard's angekündigter Sehnſucht nach Ruhe

hatte ſich nichts wahrnehmen laſſen, er war vielmehr einer der Ausgelaſſenſten des Kreiſes und gedachte der Abreiſe nur zum Schein, um zu hören, daß davon gar nicht die Rede ſein könne.

Wieder an einem warmen ſonnigen Nachmittage befanden ſich Iſabelle und Eduard in der Gallerie, dießmal ohne Frau von Dobeneck. Das Fräulein ſaß und zeichnete, er ſtand neben ihr und unterſtützte ſie mit ſeinem Rath. Aus den Bergen rings ſcholl Geſang und fröhliches Getümmel, und Schüſſe knallten dazwiſchen, denn die Weinleſe hatte begonnen. Aber mit all' den heitern Menſchengeſichtern ſchien auch die ganze Natur ſich zu freuen, neubelebt von den Strahlen der noch immer kräftigen Sonne.

„Eines begreif' ich nicht," ſagte Iſabelle, „daß Sie, bei Ihrem Zeichnentalent, nicht eine Mappe voll Anſichten aus dem Süden mitgebracht haben."

„Man hat ſo wenig ruhige Muße auf der Reiſe."

„Aber bedarf's denn auch deren? Skizzen hätten genügt, mit wenigen Strichen hingeworfen, und ich denke mir das als einen hohen Genuß, dieſe Skizzen dann daheim weiter auszuführen und alle die bunten Scenen nicht bloß im Geiſte, ſondern in lebendiger Darſtellung an dem Auge vorüberziehen zu laſſen."

„Sie haben wohl recht, Fräulein Iſabelle, und ich bedaure jetzt ſelbſt die Unterlaſſung; aber mir fehlte weniger die ruhige Zeit, als die ruhige Stimmung, welche dazu erforderlich geweſen wäre."

„Das faſſ' ich nicht. Ich hätte im Gehen zeichnen müſſen, ſo wenig ich davon verſtehe, wie die Engländerinnen auf dem Dampfſchiff, wenn's rheinabwärts fährt. Und auch

nur zu einem Gedicht hat Ihnen Italien Stoff geboten, wie Sie ſagten, nachdem's der Vetter zuerſt verrathen hatte, denn ſonſt wären wir ſchwerlich dahinter gekommen. Aber dieſes Gedicht verſprachen Sie mir aufzuſchreiben, und ich warte ſchon lange vergebens darauf."

„Das wußt' ich nicht; denn zum Beweiſe, daß ich meines Verſprechens gedachte, — hier ſind die Verſe!" und er legte das Blatt neben Sie auf den Zeichnentiſch.

„Bitte, leſen Sie. Man iſt ſelten genug in der Lage, den Verfaſſer ſein Werk ſelbſt vortragen zu hören und ſo über jede ſeiner Intentionen Klarheit zu erhalten, daß ich die Gelegenheit nicht vorübergehen laſſen möchte."

„Ich fürchte, Sie haben Ihre Erwartungen zu hoch geſpannt, als daß meine Verſe folgen könnten. Aber Sie wollen es, alſo zur Sache."

Und Eduard las die Strophen, welche er an jenem Abend auf Iſola bella niedergeſchrieben hatte.

„Sie malen mit warmen Farben," ſagte das Fräulein, „und es iſt ein anmuthiges Bild, daß die Waſſerfeien tief unter der Fluth im grünen Laube ſchlummern. Aber ich finde dennoch, die Iſola hat nicht allzu vielen Grund, Ihnen dankbar zu ſein."

„Und warum nicht?" Sollte meine Schilderung, die freilich nur wahrheitsgetreu iſt, ungenügend erſcheinen?"

„Das keineswegs; allein, daß Sie, trotz dieſer warmen glänzenden Schilderung, ihr nur ein halbes Herz zurücklaſſen, damit wird ſie ſich wenig zufrieden erklären."

„Ich konnte nicht mehr ſagen, ohne die Wahrheit zu verleugnen. Indeß Sie haben vollkommen recht: der Schluß

iſt poetiſch unbefriedigend. Ich fühlte das ſelbſt und ſuchte nachzuhelfen, indem ich eine zweite Strophenreihe folgen ließ, welche nun vielleicht einen Abſchluß vermitteln könnte. Ich ſchrieb dieſe Zeilen erſt hier; darf ich ſie Ihnen ebenfalls vorlegen und mir dann ein Endurtheil erbitten?“

„Geſchwind, leſen Sie! Und das iſt nun hübſch von Ihnen, daß Sie endlich einmal von freien Stücken Eigenes bringen.“

Eduard las mit auffallend ernſtem Ausdruck:

Nach Norden.

Verſchwunden ſind ſie, die Bilder,
Du reicher Garten, ade!
Schon ſtarren die Berge wilder,
Schon flimmert der Alpe Schnee.

In fern verſchwimmender Weite
Zerrinnt der goldene Duft,
Der Bergſtrom rauſcht zur Seite,
Und eiſig weht die Luft.

Vorwärts! — Da biſt du wieder,
Mein nordiſches Vaterland!
Ich höre der Heimat Lieder,
Ich ſchaue des Rheines Strand.

Da blüht die deutſche Treue,
Da glüht der funkelnde Wein:
Willkommen ſei mir auf's Neue,
Du rebumgürteter Rhein! —

Ein Bild bezaubernd zeigt ſich,
Mit Anmuth reich geſchmückt:
Mein trunk'nes Auge neigt ſich
Vor dieſem Bild entzückt.

Digitized by Google

In blauen Auges Tiefen
Birgt ſich der Sonnenſtrahl:
Viel neckiſche Fei'n, die ſchliefen,
Erwachen dort zumal.

Leicht, gleich der flinken Gazelle,
Schwebt die Erſcheinung daher,
Und ruhig; ſo wie die Welle
Im leiſe fluthenden Meer.

Ihr dienen die Sylphiden,
Und nickt ihr lockiges Haupt,
Verheißt ſie ſeligen Frieden,
Nachdem ſie das Herz geraubt.

Und was ich vom Herzen verloren
Im Süden beim Abſchiedsſchmerz,
Ihr Zauber hat es beſchworen:
Bei ihr iſt mein ganzes Herz!

Seine Stimme bebte, als er die letzten Strophen las; jetzt ſtand er bleich vor ihr, alles Blut hatte ſich zum Herzen zurückgezogen. Sie aber ſaß von tiefer Purpurgluth übergoſſen, und ihre Hand ſchraffirte ſchon eine Weile Strich auf Strich mit emſiger Haſt in die Zeichnung, ſo daß der ſchönſte Lichteffekt zum ſchwarzen Schlagſchatten umgewandelt ward.

Eduard ſagte leiſe: „Das erſte Gedicht ſollte Iſola bella heißen, das zweite Iſabella.“ Und er legte dabei ſeine Hand auf die ihrige, um deren Thätigkeit zu hemmen, welche ihre Aufmerkſamkeit abzulenken ſchien. Die Folge war, daß ſie einhielt und aufſah; ihre Augen begegneten ſich.

„Iſabelle,“ ſagte er, „was darf ich hoffen?“

„Wiſſen Sie es denn nicht?“ war ihre ſtockende Gegenfrage, und ſie reichte ihm beide Hände hin. Er zog ſie zu ſich empor, ein langer Kuß war Frage und Antwort zugleich. Sie ſtanden in der Fenſteröffnung, umrankt vom Rahmen des lebendigen Grüns; ein ſchönes Bild, welchem auch ſein Bewunderer nicht fehlte.

„Ich gratulire beſtens!“ ſcholl es von unten herauf. Das Paar fuhr auseinander. Guſtav kletterte außen empor und rief, in die Gallerie ſpringend:

„Verzeihung, daß ich geſtört habe. Alſo Alea jacta est! Mir hatten die Spatzen längſt eine Variation des Liedes zugezwitſchert, deſſen Originaltext lautet: „Eduard und Kunigunde.“ Aber halt! Couſine Bella macht ein böſes Geſicht! Dann will ich mir nur noch die Bemerkung erlauben, Freund Eduard, daß es doch eigentlich einfacher und bequemer geweſen wäre, wenn du gleich vor vier Monaten mit hierherkamſt, ſtatt dich durch ganz Italien zu arbeiten auf der Schneckenpoſt der unbefriedigten Sehnſucht.“

Iſabelle lächelte. Eduard aber antwortete mit komiſchem Pathos:

„Wir ſehen das Glück nicht, welches vor unſeren Füßen liegt, und reiſen ihm nach in ferne Länder, um es dort vergebens zu ſuchen!“

Esclarmonda.

Historische Erzählung

von

Claire von Glümer.

Digitized by Google

Nach einem der heißen Tage, von denen im Languedoc die Redensart gilt, daß ſie den Trauben Saft, dem Mais Mehl, den Oliven Oel und den Menſchen einen Vorſchmack des Fegefeuers geben, waren Hausgenoſſen und Nachbarn im Garten unſerer Wirthin verſammelt, um die kühleren Abendſtunden zu genießen. Die Männer ſaßen theils auf der niedrigen Mauer, welche den Garten vom Hofe trennt, theils auf der Bank unter dem Tulpenbaum; ein munterer Junge hatte ſogar die Aeſte des Feigenbaumes zum Sitz erkoren, um ſich ungeſtört dem Genuß einer Erſtlingscigarre hinzugeben, und die Frauen hatten nach echt touloufiſcher Weiſe die Stühle nach rückwärts gelehnt, ſo daß der Kopf an der Wand des Hauſes ruht und die Füße oder Füßchen der Stuhlinhaberinnen in freier Luft hängen — was durchaus nicht ſchön, aber gewiß ſehr behaglich iſt. Sieht doch ſogar Madame Anaſtaſie, die ſchwarzäugige, ſchnurrbärtige Capitänsfrau aus der zweiten Etage, in dieſer Stellung ſo friedlich aus, daß ich wagen könnte, ſie anzureden, und Mademoiſelle Felicité, unſere ehrſame

Wirthin und — wie sie selbst versichert — „die arbeitsamste Person in ganz Toulouse," läßt in solchen Momenten sowohl die fleißigen Hände wie die wachsamen Augen ruhen — freilich müssen die Sprachwerkzeuge um so thätiger sein.

Aber daran ist eigentlich nur Monsieur Charles, der kleine Epicier von der Ecke schuld — ein Mann, oder vielmehr ein Männchen, das in früheren Jahren als Handlungsreisender weiter in der Welt herumgekommen ist, als für sein Glück gut war, denn er spricht mit übermäßiger Bewunderung von auswärtigen Dingen, und geht selbst so weit, mit den Einrichtungen seiner Heimat unzufrieden zu sein.

Mademoiselle findet das im höchsten Grad unwürdig, und wäre sie nicht — ihrer eigenen Versicherung nach — „die sanftmüthigste Person in ganz Toulouse," so könnte dann und wann Streit zwischen den Beiden ausbrechen. Aber Monsieur Charles hat so vortreffliche Waaren und ist ein so gefälliger Nachbar, daß es Thorheit wäre, mit ihm zu brechen. Mademoiselle Felicité hat darum das Auskunftsmittel ergriffen, so viel als möglich selbst zu sprechen, damit er nicht zu viel Zeit für seine „Narrheiten" behält.

Auch an dem erwähnten Abend ging Mademoiselle Felicité mit muthiger Beredsamkeit an's Werk. Sie hatte ihr Lieblingsthema, die Herrlichkeiten von Toulouse, gewählt, wohl weniger, um Monsieur Charles herauszufordern, als um den „neuen Engländer," der im Laufe des Tages das Haus bezogen hatte, von der Nothwendigkeit eines längeren Aufenthalts in dieser reichbegabten Stadt zu überzeugen.

Der Engländer — es war ein reicher Fabrikant aus Bayern, aber da er die Prachtzimmer des ersten Stockes gemiethet hatte, mußte er nothwendig aus England sein — der Engländer hörte so geduldig und aufmerksam zu, wie es die Erzählerin nur wünschen konnte. Wahrscheinlich machte er Sprachstudien, denn sein starrer Blick ließ mich ahnen, daß er dem Redefluß der rührigen Dame kaum zu folgen vermochte. Aber Mademoiselle hatte durchaus kein Mitleid mit der Schwerfälligkeit des Miethsmannes: — von den Reliquien in der Kirche des heiligen Saturnin, die natürlich immer in erster Reihe stehen, ging's zu den Sehenswürdigkeiten des Kapitols; dann kamen die anderen Kirchen an die Reihe, eine stattliche Schaar; die Promenaden, der Grand-Rond durften nicht vergessen werden; der Kanal du Midi gab zu weisen Bemerkungen über den Handel Veranlassung; das Museum im ehemaligen Kloster der Augustiner lieferte unzählige Beweise für den Kunstsinn der Stadt, — und dann die Wasserleitungen, die Brücken, die Vorstädte mit ihren Gärten — immer starrer wurden die Aeuglein des neuen Hausgenossen, immer rascher strömte Mademoiselles Rede hin, immer lebhafter wurden ihre Geberden, immer triumphirender ihre Miene, bis sie endlich, wie gewöhnlich, mit der unumstößlichen Behauptung schloß, daß Toulouse, außer Paris, die schönste Stadt in der Welt ist, und daß ihr, was die Heiligkeit betrifft, nach Rom der erste Platz gebührt.

„Und doch," sagte eine sanfte, beinahe schüchterne Stimme, „und doch, meine liebe Dame, ist Toulouse nicht mehr halb so schön, wie es in früheren Zeiten war."

„Nicht mehr halb ſo ſchön!“ Mademoiſelle Felicité richtete ſich mit ſolcher Vehemenz aus ihrer bequemen Stellung auf, daß es ausſah, als ob ſie ſich bäumte. — Aber es war Monſieur Marc-Antoine Picheron, der Glöckner von St. Saturnin, der die kühnen Worte geſprochen hatte, ein Mann, der halb und halb zur Geiſtlichkeit gehörte. — Das tief gekränkte Fräulein begnügte ſich darum mit einem Seufzer und der halblaut gemurmelten Behauptung, das zu beweiſen, möchte ſelbſt einem Gelehrten wie Monſieur Picheron ſchwer fallen.

„O, ich bitte, ich bin kein Gelehrter,“ erwiderte Monſieur Picheron mit einer Verbeugung, während ein Erröthen das bleiche, runzelige Geſicht gleichſam verklärte.

Aber nun erhob ſich ein Chorus widerſprechender und betheuernder Stimmen, durch welche wir Fremden erfuhren, daß Monſieur Picheron ſein Lebenlang in Büchern gekramt hätte, daß ihm alle Chroniken ſo vertraut wären „wie dem, der ſie gemacht hat,“ daß Monſieur Picheron Eſſen und Trinken über ſolchen Forſchungen vergäße, und daß es zuweilen um das Läuten der Vesperſtunde und des Angelus übel beſtellt ſein möchte, hätte nicht Mademoiſelle Jeanette, die Wirthſchafterin des Gelehrten, die Uhr im Kopfe. Endlich kam Monſieur Charles, der Epicier, zu Worte. Er war überzeugt, Nachbar Picheron hätte ſich 'mal wieder mit allerhand Geſchichten aus dem alten Toulouſe beſchäftigt, und es würde am beſten ſein, wenn der würdige Herr und ſehr liebe Freund der Geſellſchaft etwas davon erzählte.

„Von den Grafen von Toulouſe! — Von der Macht der Kapitouls!“ riefen einige Nachbarn.

„Von den Kreuzzügen oder dem Kriege gegen die Albigenſer!“ ſagte die Capitänsfrau mit blitzenden Augen.

„Von der ſchönen Paula!“ bat ein junges Mädchen.

„Von Foulco's Geiſt, der den Ketzern den Hals umdreht!“ ſchrie der Junge aus dem Feigenbaume herunter.

Monſieur Picheron ſchüttelte den Kopf: „Ich weiß nur eine Herzensgeſchichte,“ ſagte er.

Damit waren Alle zufrieden, bis auf Madame Anaſtaſie, die mit verächtlicher Miene vor ſich niederſah, und ſo nahm der kleine blaſſe Mann eine Ermuthigungspriſe und begann:

„Ich muß noch einmal darauf zurückkommen, und Ihr, meine liebe Dame, dürft es mir nicht übel nehmen, daß Toulouſe vor etwa dreihundert Jahren um Vieles ſchöner war als heutzutage. Damals gab es noch zahlreiche Bauten aus der Römerzeit, rothbraune Mauern und Thürme von vielhundertjährigem Epheu umſponnen; dazwiſchen erhoben ſich über hundert Kirchen, Klöſter und Kapellen, das finſtere Chateau Narbonnais, die prachtvollen Schlöſſer von Bazacle und Matelli; auch das Kapitol war ſchon erbaut und neben alten Patrizierhäuſern mit hohen Giebeln zeigten ſich ſchon hier und da die zierlichen Bauten der Renaiſſance. Waren die Straßen auch nach heutigen Begriffen zu eng, zu krumm und zu winkelig, ſo gaben ſie um ſo beſſer Schutz vor der Sommerſonne und den afrikaniſchen Winden, auch ſahen ſie trotz ihrer hohen, ſich dicht gegenüberſtehenden Häuſer viel freundlicher aus, als unſere breiten Straßen mit den weißglänzenden Paläſten, denn überall, wo ſich zwei Gaſſen kreuzten, ſtand ein Brunnen, der von Ulmen beſchattet war, und neben

den Häuſern der Reichen zogen ſich Terraſſen voll Blumen und Strauchwerk hin, auf denen vornehme Frauen die Abendkühle zu genießen pflegten.

„Für die weniger Vornehmen und Wohlhabenden dienten die Brunnenplätze zum Verſammlungsorte. Da ſprachen die Männer von Handel und Gewerbe, von Krieg und Frieden; die Frauen von der Wirthſchaft oder den Tugenden des Beichtvaters; und die Burſchen und Mädchen unterhielten ſich, wie die Jugend immer thun wird, ſo lange die Erde ihre Bahnen verfolgt. Zuweilen kamen auch Jongleurs, die ihre Kunſtſtücke producirten, oder Improviſatoren und Märchenerzähler; zuweilen wurde im Schatten der Ulmen getanzt, und wenn die alten Bäume in der Abendluft rauſchten und die Brunnen in der Abendſtille lauter zu plätſchern ſchienen, bildete das Rauſchen und Plätſchern die ſchönſte Begleitung zu den einfachen Melodien provençaliſcher Lieder.

„In der Zeit, von welcher ich erzähle, war der beliebteſte dieſer Brunnenplätze an der Ecke der Rue du Perron, wo das Haus des Kauf- und Magiſtratsherrn von Spinet ſtand. Daß es weder der Reichthum, noch das Anſehen dieſes edeln Herrn war, was Sänger und Tänzer anzog, könnt Ihr wohl denken, auch ſeine Tochter, Esclarmonde, that es nicht, obwohl ſie zu den ſieben Dichterinnen gehörte, die man die Pleyade von Toulouſe zu nennen pflegte, und von denen Ihr gewiß ſchon gehört habt. Die Zauberin, welche den Brunnenplatz der Rue du Perron in den ſchönſten der ganzen Stadt verwandelte, war nur ein Bürgermädchen, Jeanne Vidal, ein liebliches Kind von ſechzehn Jahren, mit rothen Wangen, weißen

Zähnen, ſchönen blauen Augen und ſo glänzendem gelben Haar, als ob es aus lauter Goldfäden geſponnen wäre. Wenn ich Euch ſage, daß Jeanne im Kloſter erzogen war, werdet Ihr's begreiflich finden, daß ihre Eitelkeit ihrer Schönheit gleichkam" (bei dieſen Worten warf Mademoiſelle Jeanette, Picheron's Wirthſchafterin, einen zornigen Blick auf den Erzähler), „denn iſt es nicht heutzutage noch üblich, daß die ſchönſten Koſtgängerinnen — verſteht ſich zur Ehre des Kloſters — beim Kirchengeſang in der vorderſten Reihe ſtehen, daß ſie bei Prozeſſionen Banner und Kreuze tragen und daß ſie von gutmüthigen Nonnen mit Engeln oder Heiligen verglichen werden? Daß es der kleinen Jeanne im Kloſter ſo erging, könnet Ihr mir glauben; darum fand ſie's auch ganz natürlich, daß ſie nach der Rückkehr in's Vaterhaus von allen Seiten verhätſchelt und bewundert wurde, daß man ſie „la bel pel" — die Schönhaarige — nannte, und daß ſie in vielen Liedern beſungen wurde."

„Da haben wir's," ſchaltete Mademoiſelle Jeanette mit frommem Augenaufſchlag ein; „wäre die Kleine ganz unwiſſend — ich meine, ohne eine Idee von ihrer eigenen Schönheit, in die verderbte Welt hineingerathen, ſo hätte ſie der Teufel des Hochmuths und der Eitelkeit noch mehr in ſeine Gewalt bekommen."

„Ach ſo, das habe ich freilich nicht bedacht," ſagte Picheron mit ſpöttiſcher Miene, erfriſchte ſich durch eine Priſe und fuhr dann fort: „So war's wohl auch eine beſondere Wohlthat der Heiligen, daß ſich Vater Vidal, der ehrſame Klempnermeiſter, noch mehr auf Jeanne's Schönheit einbildete, als das Mädchen

ſelbſt, und daß er nicht müde wurde, dem Tanzen des Töchterchens und dem Courtoiſiren ihrer Anbeter zuzuſehen, obwohl er wußte, daß ihn ſeine beſſere Hälfte mit Vorwürfen über die Nachtſchwärmerei empfangen würde. Aber wer konnte widerſtehen, wenn das Kind mit dem zärtlichſten Blicke der blauen Augen bat: Noch eine Viertelſtunde, Väterchen!

„Nur einmal wurde das Courmachen ſogar dem Meiſter Vidal zu viel, und das war am Abend des Faſtnacht-Dienſtags. Die vorhergehenden Tage waren unter den üblichen Maskenſpäſſen, unter Tanz und Gelächter vergangen; die Nachbarn waren übereingekommen, — wie man das jedes Jahr zu thun pflegt, — daß ſeit Menſchengedenken kein ſo fröhlicher Carneval in der Rue du Perron gefeiert wäre, und Vater Vidal war von früh bis in die Nacht auf dem Brunnenplatze zu finden. Er ſummte die Melodien, trat den Takt zum Tanz und nahm die ſchwarze Kapuze der Tochter in Empfang, ſo oft dieſe — die zu fromm oder zu ſchön war, um ſich zu maskiren — der Bitte eines der verlarvten Tänzer folgte.

„Aber nun ging's mit der Feſtlichkeit zu Ende — vierzig Tage ohne Tanz und Geſang ſtanden der Chriſtenheit bevor. Es war, als ob ſich in die luſtigen Weiſen der Rundtänze ſchon hin und wieder die Klagelaute miſchten, mit denen der Faſching zu Grabe geſungen wird, und als die Glocken zum Abendgebete riefen, ſchlichen ſich einige der Burſchen fort, um die Bahre mit der Strohpuppe zu holen, die als Sinnbild des Carnevals begraben oder in's Waſſer geworfen wird.

„Als ſie damit ankamen, hatte Jeder ſein Ave gebetet, und die Paare waren ſchon wieder zum Contretanz angetreten;

die Bahreträger wollten das, wie es schien, nicht beachten, denn sie stimmten das übliche Klagelied an, wurden aber sogleich von den Kameraden umringt und zum Schweigen gebracht.

„Noch nicht! Noch nicht! riefen die Unersättlichen. Bis Mitternacht dürfen wir tanzen! Mit diesen Worten bemächtigten sie sich der Bahre, um sie wieder fortzuschaffen, aber Jeanne Vidal näherte sich der Gruppe und bat: Laßt mich das Unding 'mal in der Nähe sehen! Natürlich stellten die jungen Leute ihre Last zu Boden und machten dem Mädchen Platz, das erst mit koketter Aengstlichkeit herantrippelte, dann durch Zuruf und Gelächter ermuntert ein Herz zu fassen schien, sich auf die Bahre setzte, die mit bunten Teppichen belegt war, und die häßliche Strohpuppe mit der schwarzen Maske, der Schellenkappe und dem vielfarbigen Lappenkleid aufzurichten versuchte.

„Plötzlich fühlte sie sich selbst emporgehoben; einige ihrer Verehrer hatten die Bahre ergriffen und riefen: Seht die Königin des Carnevals! Nun stürzten auch die Anderen herbei; einen Augenblick schwankte das erschreckte Mädchen und stieß einen Schrei aus; ihr Kopftuch fiel zu Boden und das prächtige blonde Haar floß wie ein goldener Mantel über die Schultern nieder.

„Jetzt brach der Jubel von allen Seiten los, wie aus einem Mund erscholl das noch jetzt beliebte Lied von Jeanne Schönhaar:

„Toun pel daourat
Ten embaoumat

Ten rembouillat
Mon cor es tiu!" u. ſ. w. *)

und wie auf Kommando ordnete ſich der Zug: voran gingen die Dudelſackpfeifer und Tambourinſchläger, dann kam die teppichbehangene Bahre mit der Königin des Feſtes von wunderlichen Masken getragen, ein Gefolge von Rittern, Dämonen, fabelhaften Thieren, Harlekins und Blumenmädchen ſchloß ſich an und den Nachtrab bildeten die „guten Alten," um Vater Vidal geſchaart, der zuerſt halb vergnügt und halb ängſtlich hintendrein watſchelte. Aber als er ſah, daß ſich die übermüthige Schaar mit dem Rundgang um den Brunnen nicht begnügte, gewannen Beſorgniß und Unwillen die Oberhand — er ſchrie, er winkte — Alles war vergebens, und ſo blieb ihm doch nichts übrig, als mitzuziehen. Bald war der Brunnenplatz verödet, der Geſang verhallte in der Ferne.

„Es war gut, daß Vater Vidal, der ſich den vornehmen Nachbarn gegenüber als würdiger Mann zu zeigen liebte, die beiden Geſtalten nicht ſah, die im Spinet'ſchen Garten auf den Steinſitzen der Terraſſenmauer ſaßen und die ganze tolle Scene von oben herab mit angeſehen hatten. Es waren Esclarmonde Spinet und die würdige Jungfrau Madelaine Barrot, eine Verwandte der Familie, die dem jungen Fräulein ſeit Kurzem als Dueña beigegeben war.

---

*) Dein gold'nes Haar,
Duftig und klar,
Feſſelt fürwahr
Mein armes Herz.

„Aber die arme Monda ſah gar nicht aus, als ob ſie ſolcher Aufſicht bedürfte. Wer ſie zuerſt erblickte, ging vielleicht gleichgiltig an ihr vorüber, denn ſie war, trotz ihrer koſtbaren Kleidung, doch nur ein unſcheinbares kleines Ding — aber hatte man die braunen Augen, die gewöhnlich wie von Schwermuth oder Träumerei erfüllt waren, nur einmal aufleuchten ſehen, oder den wunderbaren Ton ihrer leiſen und doch ſo vollen Stimme gehört, ſo fragte man gewiß: wer iſt das Mädchen und was hat ſie erlebt?

„Dann bekam man freilich nur zur Antwort, ſie wäre die Tochter des reichen Herrn von Spinet, hätte früher viel und ſchön gedichtet, wäre aber ſeit Jahren krank oder ſchwermüthig, weßwegen ſie wie eine Nonne zu leben pflegte. Daß nach ſolchen Berichten mehr als ein junger Mann den Vorſatz faßte, Esclarmonde wieder für die Freuden des Lebens zu gewinnen, könnt ihr euch denken, aber es war vergebene Mühe. Sie blieb ſo ruhig und gleichmäßig in ihrem Benehmen, daß ſich auch der Eitelſte nicht ermuthigt fühlen konnte. Endlich war es ausgemacht, daß Esclarmonde von unheilbarer Schwermuth befallen wäre, und man überließ ſie der Einſamkeit, die ſie ſo ſehr zu lieben ſchien.

„Dame Barrot gab ſich indeſſen nicht ſo leicht zufrieden. Sie wollte der Sache auf den Grund gehen und wurde — da Monda ſelbſt ihr nicht das gewünſchte Vertrauen ſchenkte — nicht müde, in der Nachbarſchaft zu forſchen und zu fragen und Alles, was ſie erfuhr, zuſammenzuſtellen. Der Eine hatte gemeint, das Fräulein wäre durch die lange Krankheit und den Tod der Mutter ſo gebeugt; der Andere war der Anſicht,

ſie hätte ſich den Abſchied von ihrem Vetter und Pflegebruder Arnaud, der ſeit drei Jahren nach Italien gegangen und ganz verſchollen war, ſo ſehr zu Herzen genommen; der Dritte behauptete, die ſanfte Monda fühlte ſich durch die beſtändigen Mißhelligkeiten zwiſchen ihren Brüdern und durch das barſche Weſen ihres Vaters gedrückt; — ein Vierter endlich war überzeugt, und dieß ſchien auch Jungfer Madelaine das Wahrſcheinlichſte, der König Franz I. hätte einen Zauber über alle ſieben Dichterinnen, die zur Pleyade von Toulouſe gehörten, ausgeſprochen, als ſie ihn bei ſeiner Rückkehr aus der ſpaniſchen Gefangenſchaft im Hôtel des Herrn von Bernuis empfingen.

„Madelaine war damals nach Toulouſe gekommen, um den Einzug des Königs mitanzuſehen. Eine der ſieben Jungfrauen, die berühmte Jeanne Perle, hatte den hohen Gaſt in Verſen angeredet, — er hatte ebenſo geantwortet und dann jeder ihrer Gefährtinnen ein paar ſchmeichelhafte Worte geſagt. Beſonders freundlich war er gegen Esclarmonde geweſen, die damals ein friſches, fröhliches Mädchen von fünfzehn Jahren war. Er hatte ſeine Hand auf ihren Kopf gelegt und geſagt: „Der jüngſte Stern der Pleyade wird nicht der glanzloſeſte bleiben!“ Madelaine ſtand es noch immer vor Augen, wie roth das junge Mädchen geworden war und wie ſtolz ihre Mutter ausſah.

„Bald nachher war eine große Veränderung mit den meiſten der jungen Dichterinnen vorgegangen. Jeanne Perle hatte ſich dem Hochmuthsteufel ergeben, hatte ſogar ihren chriſtlichen Namen abgelegt und nannte ſich Flora, wie ſie vom König an jenem Tage genannt worden war; die ſchöne

Bernarde Dupui war im Laufe weniger Jahre alt und häßlich geworden; Françoiſe Marrye ſollte ſich den ketzeriſchen Neuerungen zugewendet haben, — und wenn man an Claude Ligonne, Andriette Peſcheira und Cathrine Fontaine jetzt noch nichts Auffallendes bemerkte, ſo konnte ſich ihr Zauber doch ſpäter noch immer zeigen. Die arme Monda war ſeit jenem Feſte, trotz ihrer Jugend und ihres Reichthums, immer krank und betrübt — und je mehr Madelaine über den Zuſammenhang nachdachte, je mehr befeſtigte ſie ſich in der Ueberzeugung, daß der König mit ſeinen böſen Künſten des Mädchens Herz bethört hatte, ſo daß ſie ſich in Liebesgram um ihn verzehrte.

„Daß Franz I. jeder Gottloſigkeit fähig war, hatte er bewieſen, indem er die Kirche St. Saturnin des koſtbaren Smaragds beraubte, den ſie der Freigebigkeit Karl's des Großen verdankte, — und wenn man das ſündhafte Leben in Betracht zog, das er in ſeiner Hauptſtadt führte, konnte man auch annehmen, daß ihm das zeitliche und ewige Wohl der armen Dichterinnen nicht heilig war.

„Madelaine that, was ſie konnte, um den Zauber zu vernichten, der Monda's armes Herz umſponnen hatte. Bei jeder Gelegenheit verwies ſie ihre Pflegebefohlene auf die Verderbniß der Welt, die Freuden des ewigen Lebens und auf die Nothwendigkeit, ſich von allem Irdiſchen loszureißen. Auch der Maskenzug und die ſündhafte Verehrung der ſchönen Jeanne gab ihr dazu Veranlaſſung, aber Monda ſchien noch zerſtreuter zu ſein als gewöhnlich. Sie ſtimmte nicht ein, als Dame Barrot den Wunſch ausſprach, daß ſolche Thorheiten in der ganzen Chriſtenheit unterſagt werden möchten; ſie ſtand

nicht auf, als Madelaine in's Haus gehen wollte, um einen Roſenkranz für das ſündhafte Volk zu beten; ſie beachtete es nicht einmal, daß die Dueña von König Franz und ſeinem ſchädlichen Einfluſſe zu reden begann, was ſie doch ſonſt mit Entſchiedenheit zurückzuweiſen pflegte. Endlich verlor Madelaine die Geduld.

„Ich glaube wahrhaftig, Ihr hört kein Wort von Allem, was ich ſage, rief ſie aus. Und ſagt mir nur um aller Heiligen willen, warum Ihr ſo nach dem Brunnen hinüber ſtarrt?

„Siehſt du die Geſtalt dort drüben am Brunnen? flüſterte Monda.

„Den Pilger im braunen Mantel? erwiderte Madelaine. Ja, Bäschen, der ſteht ſchon lange unten und erhebt von Zeit zu Zeit den Kopf, als ob er uns anſähe; er wird wohl auf ein Almoſen warten.

„Aber Esclarmonde achtete nicht auf den Wink. Sie hatte ſich von ihrem Sitz erhoben und blickte unverwandt nach dem Brunnen hinüber. Es war ſo dunkel geworden, daß Madelaine den Geſichtsausdruck ihrer Pflegebefohlenen nicht mehr ſehen konnte, auch gaben die Fackeln, die in der Rue du Perron heraufkamen und der Geſang des zurückkehrenden Maskenzugs ihren Gedanken eine andere Richtung.

„Jeanne Schönhaar ſaß noch immer auf der teppichbehangenen Bahre, und die Lieder, die man ſang, waren noch immer zu ihrem Preiſe. Das war mehr als Dame Barrot ertragen konnte; um dieſem Unweſen zu ſteuern, beſiegte ſie ſogar ihre jungfräuliche Schüchternheit und rief dem Pilger zu:

„O frommer Vater, macht dieſem Greuel ein Ende; ſingt uns ein Lied, wie ſich's für den Vorabend des Aſchermittwoch ſchickt!

„Der Pilger ſtutzte, zauderte, aber in dem Augenblick, als die Muſikanten auf den Brunnenplatz einbogen, begann er zu ſingen — nicht wie Madelaine erwartet hatte, denn es war kein Nouël zu Ehren der Muttergottes, aber doch eins der ſchönſten Lieder, die es gibt. Ihr Alle kennt es und habt es oft geſungen.

„Quan la douss' aura venta
De ves vostre païs,
M' es vejaïre quieu senta
Odor de Paradis." *)

„Die Muſikanten hörten auf zu ſpielen; der luſtige Chor verſtummte; die Fackelträger bildeten einen Kreis um den Sänger und Jeanne Vidal, die nicht mehr beachtet wurde, ſtieg unmuthig von ihrem Sitze.

„Seht nur, Fräulein Monda, wie das eitle Ding ſich vordrängt, flüſterte Madelaine; ſeht, da iſt ſie, wahrhaftig in der vorderſten Reihe. Wie ſie ſich neugierig vorbeugt! Jetzt flüſtert ſie nach rechts und links; ſie fragt gewiß, wer der Pilger iſt; man ſchüttelt den Kopf, Niemand ſcheint es zu wiſſen. O, das Lied iſt zu Ende; er ſingt nicht mehr; er geht — die Fackelträger machen ihm ehrfurchtsvoll Platz —

*) Wenn ſanft die Morgenlüfte
Aus eurem Lande weh'n,
Iſt's mir, als fühlt' ich Düfte
Des Paradieſes weh'n.

ſeht nur, wie ſtolz er ſchreitet, wie groß er iſt! Aber um's Himmels willen, Fräulein! Ihr zittert, Euere Hände ſind kalt wie Eis — die Abendluft — ſchnell, ſchnell in's Haus! Wenn das Euer Vater wüßte.

„Monda ließ ſich führen. Sie athmete ſchwer und ſchien wie im Traume zu ſein; aber als ſie auf die Schwelle ihres Zimmers trat, machte ſie ſich mit einem haſtigen „Gute Nacht!" von ihrer Begleitung los, ſchloß die Thüre hinter ſich und ſchob den Riegel vor.

„Glücklicherweiſe brannte die Lampe im Zimmer des Fräuleins, und ſo konnte denn Madelaine ſehen, daß ihre junge Gebieterin mitten im Gemach auf die Kniee fiel, — der Betſchemel ſtand doch nur wenige Schritte zur Seite, — daß ſie das Geſicht erhob und die gefaltenen Hände auf den Buſen drückte.

„Ei, ei, murmelte die ehrſame Dueña, indem ſie das Kinn in die Hand legte; ich muß erfahren, wer der Pilger iſt.

„Und faſt in demſelben Augenblicke ſagte auch Jeanne Schönhaar zu ihrem Vater, der keuchend und brummend nach Hauſe watſchelte:

„Morgen, Väterchen, ſollſt du auskundſchaften, wer der Pilger war, der ſo herrlich geſungen hat. In Gedanken fügte ſie hinzu: und der ſo frech geweſen iſt, mich nur ein einziges Mal mit kaltem Blick anzuſchauen und ohne Gruß an mir vorüberzugehen.

„Man pflegt zu ſagen, daß guter Rath über Nacht kommt; das war auch bei Dame Barrot der Fall, denn noch ehe ſie zum Morgengebet niederkniete, war das, was ſie Abends zuvor beunruhigt hatte, durch ihren ſcharfen Verſtand ergründet und

aufgeklärt. Der Pilger konnte Niemand anders ſein als der König! Alles traf zu. Er war natürlich in böſen Abſichten gekommen, darum hatte er ſich verkleidet; trotz der Verkleidung war er von Monda erkannt, denn das Auge der Liebe ſieht ſcharf, und Monda, das litt gar keinen Zweifel, war in den König verliebt; darum hatte ſie gezittert und war ſo außer ſich geweſen. Und dann vor Allem der Geſang! Ein echter Pilger hätte ein geiſtliches Lied geſungen — und die ſchöne Stimme! Dame Barrot hatte zwar nie gehört, daß König Franz ein Sänger wäre, aber wenn Könige ſingen, kann es nur in ſolcher Art und Weiſe ſein. Und daß nur ein König ſo ſtolz zu gehen, den Kopf zu tragen und mit der Hand zu grüßen vermag, das zu bezweifeln, wäre mehr als Thorheit geweſen. Madelaine ſchämte ſich ordentlich, daß ſie nicht gleich auf die rechte Spur gekommen war. — Und als ſie nach dem Morgengebet mit Monda zuſammenkam, erhielt ſie neue Beweiſe. Sah doch das Fräulein trotz des ſchwarzen Büßergewandes, das ſie dem Aſchermittwoch zu Ehren trug, heiterer aus als ſeit Jahren; auf den Wangen lag ein roſiger Hauch, die Augen leuchteten, und obwohl ſie im Begriffe ſtand, die vierzigtägigen Faſten zu beginnen, war ſie anzuſehen, als ob ſie Oſtern oder Pfingſten im Herzen trüge. Madelaine verſuchte ſie auf die Bedeutung des Tages hinzuweiſen; aber während die fromme Baſe von Tod und Verdammniß, Sünde, Buße und Kaſteiung ſprach, lächelte Monda — wahrhaftig ſie lächelte; es war klar, daß der König einen neuen Zauber über das arme Mädchen ausgegoſſen hatte.

„Die Beiden gingen zur Kirche.

„Jeſus, mein Heiland, geh' nicht mit ihr in's Gericht! Heilige Muttergottes, heiliger Stephan, erbarmet Euch der Sünderin! betete Madelaine.

„Auch Monda, die ſich feſt in ihre ſchwarze Kapuze gehüllt hatte, betete, aber nicht ſo, wie ſich's für Aſchermittwoch ziemt, denn während der Dom von St. Etienne von Bußpſalmen wiederhallte und Schaaren von Reuigen zum Altare traten, um ſich die blaue Aſche, das Zeichen der Vergänglichkeit, auf die Stirne drücken zu laſſen, war Monda zu Muth, als hörte ſie lauter Jubelhymnen ſingen, und während ihre Lippen mechaniſch die Worte der Litanei herſagten, flogen ihre Gedanken zu fernen, fernen Tagen.

„Ihr habt wohl Alle ſchon erfahren, wie ſchnell wir in der Erinnerung durchleben, was in der Wirklichkeit viele Jahre ausgefüllt hat. Esclarmonde war es, als ſähe ſie alle guten Stunden ihres Lebens an ſich vorüberziehen. Sie ſah das ſchöne ernſte Geſicht ihrer Mutter und hörte die liebe, langverſtummte Stimme wieder wie ſonſt von dem Leben und den Wunderwerken der Heiligen erzählen, oder von Tante Irene, Arnaud's Mutter, die mit ihrem Mann, einem braven Offizier, der ſeinem Sohne nichts als einen guten Namen hinterlaſſen konnte, an einer böſen Seuche geſtorben war. Sie erinnerte ſich, wie oft ſie bei dieſen Erzählungen gewünſcht hatte, auch eine Schweſter zu haben, um ſo glücklich zu ſein wie ihre Mutter geweſen war; dann hörte ſie Arnaud ſagen:

„Bin ich nicht beſſer als alle Schweſtern der Welt? Ich kann dich beſchützen und werde niemals von dir gehen, wie Mutter Irene von deiner Mutter gegangen iſt.

„Und dann wanderte Monda durch Haus und Garten, mit Kinderaugen, die Alles ſo groß und herrlich ſehen, oder ſie ſtand auf der Terraſſenmauer, um Arnaud zu erwarten, der das Jeſuitencollegium beſuchte, und kaum war er in's Haus getreten, ſo kam er zu ihr, um ſie durch ſeine eben gewonnene Gelehrſamkeit in Erſtaunen zu ſetzen. Sie zeigte ihm dafür die Schätze, die ſie im Garten oder in den geheimnißvollen Kammern des oberen Geſchoſſes entdeckt hatte: bald alte Waffen, Bilder oder ſeltſame Kleider; bald ein Vogelneſt mit junger Brut; bald eine Eidechſe in den Mauerſpalten; bald eine fremde Blume, die der Vater von der letzten Reiſe mitgebracht hatte. Dann kamen ernſtere Stunden, wo Monda und Arnaud miteinander zeichneten, laſen oder muſicirten. Sie erinnerte ſich, wie meiſterhaft Alles war, was Arnaud that, wie ihre erſten Lieder und Sonette ſogar anmuthiger und friſcher zu werden ſchienen, wenn er ſie ſang. Sie fühlte noch einmal den halb ehrfurchtsvollen, halb freudigen Schauer, der ſie durchbebte, als Arnaud ihr zuerſt offenbarte, daß er Künſtler werden müſſe, Architekt und Bildhauer, um den heiligen Dom zu bauen wie St. Etienne und St. Saturnin. Und als wäre ihre Seele nur für heitere Eindrücke empfänglich, ſo eilte ſie über die Kämpfe weg, die Arnaud wegen dieſes Entſchluſſes mit dem Oheim und den Vettern zu beſtehen hatte. Sie ſah nur den Sieg des Freundes, hörte ihn von zukünftigen Reiſen erzählen und das Verſprechen wiederholen: für Monda und ſeine Heimat zu werden, was Michel Angelo, der große Meiſter, unter deſſen Leitung er zu arbeiten hoffte, ſchon damals für die Welt war. Wie glänzten Arnaud's

Augen bei ſolchen Worten, wie glühte ſein Geſicht, wie hob ſich ſeine jugendliche Geſtalt!

„Aber länger konnte ſich Dame Barrot nicht gedulden; zweimal hatte ſie die vorſchriftmäßigen Gebete hergeſagt. — Bußfertig ſein iſt wohl gut, aber zuviel darf man auch darin nicht thun, ſonſt kommen die Leute auf arge Gedanken. So ſtand ſie denn auf und berührte im Vorübergehen die Schulter des träumenden Mädchens. Monda fuhr in die Höhe; ihre Augen begegneten denen des Pilgers in der braunen Kutte, der ihr gegenüber an einer Säule lehnte, und ſie hatte ſo ganz vergeſſen, wo ſie war, daß ſie mit dem Ausruf: „Arnaud! Arnaud!“ auf ihn zuſtürzen wollte.

„Das Klingeln des ſilbernen Roſenkranzes, der bei dieſer Bewegung auf die Steinplatten der Kirche fiel, brachte ſie wieder zur Beſinnung. Sie bückte ſich haſtig, zog die Kapuze noch dichter zuſammen und folgte ihrer würdigen Dueña.

„Zum Glück hatte Jeder zuviel mit ſeinen eigenen Sünden zu thun, um das Vergehen der armen Monda zu bemerken; auch Dame Barrot hatte nichts geſehen und nichts gehört, was ſehr gut für ſie war, denn nun konnte ſie ohne Zerſtreuung und mit dem erbaulichſten Anſtande die heilige Handlung zu Ende führen und feierlich, wie ſich's gehört, mit niedergeſchlagenen Augen dem Ausgange zuſchreiten.

„Aber als ſie hier ſtehen blieb, um das Venerabile zu grüßen, fiel ihr Auge auf den Pilger, der ſich mit einem Blick an Monda vorüberdrängte, wie man ihn in der Kirche zu ſehen nicht gewohnt iſt. Daß Madelainens Knix verunglückte, kann man ihr nicht übel nehmen, auch die Heiligen

werden es ihr verziehen haben, denn sie legte sich noch denselben Abend die Buße auf, drei Paternoster mehr als gewöhnlich zu beten.

„Vorher hatte sie nämlich nicht Zeit, sich um das Heil ihrer Seele zu kümmern, weil der Pilger in der braunen Kutte ihren Geist zu sehr in Anspruch nahm. Sie war glücklich genug, ihn zu erblicken, als er um die Mittagszeit am Spinet'schen Hause vorüberkam, schlich ihm nach und sah ihn in der ärmlichen Schenke zum rothen Drachen einkehren, die damals am Ende der Rue du Perron ihr verrostetes Schild über den Weg streckte. Von der Wirthin erfuhr sie, daß der Fremde Tags zuvor mit geringen Habseligkeiten eingezogen war und auf die ganze Fastenzeit Quartier genommen hatte. Ihr Mann, sagte das Weib, hätte den ärmlich aussehenden Gast nicht gern aufgenommen, aber sie würde niemals dulden, daß Jemand, der ein heiliges Gewand trägt, von ihrer Schwelle gewiesen würde. Darauf konnte sich Dame Barrot, trotz ihrer Verschwiegenheit, der Andeutung nicht enthalten: dieser Fremde wäre, trotz seines groben Gewandes, reich genug, um jeden Tropfen Wein, den er genösse, mit einem Goldstück, und jede Kastanie mit einem Edelsteine zu bezahlen.

„Auf weitere Erklärungen ließ sie sich nicht ein, fand aber zum Abschiede noch Gelegenheit, der Wirthin, die in ihrer Ueberraschung anfing, von gebratenen Kapaunen und Fleischpasteten zu phantasiren, in's Gewissen zu reden und sie zur Beobachtung der Fasten zu ermahnen.

„Sie selbst war noch ganz ergriffen von dieser eindringlichen Rede, als sie von Jeanne Vidal angesprochen wurde,

die in der Thüre des väterlichen Hauſes ſtand. Nach den nothwendigſten Fragen und Bemerkungen über das Wetter und die Geſundheit kam ſie auch mit dem jungen Mädchen auf den Pilger zu ſprechen, und als Jeanne mit geringſchätziger Miene ſagte: ſein Geſang wäre freilich wunderſchön, aber von guter Lebensart ſchiene er nichts zu wiſſen, mußte ſie das voreilige Ding durch die Erklärung beſchämen, was ſie für Mangel an guter Sitte gehalten hätte, wäre nur der Stolz geweſen, der einem ſo hochgeſtellten Manne wohl geziemte. Uebrigens wäre allgemein bekannt, daß dieſer ſtolze Mann, wo er's der Mühe werth hielte, auch der liebenswürdigſte zu ſein vermöchte.

„Ein Blick aus Jeanne's zornig funkelnden Augen überzeugte Madelaine, daß das Mädchen den Stich empfunden hatte, und ſo ging ſie befriedigt fort, um ihre Weisheit der armen Monda, die ihrer jetzt gewiß mehr als je bedurfte, zur Verfügung zu ſtellen.

„Sie fand das Fräulein zwar, wie ſich's für den Aſchermittwoch geziemt, d. h. mit dem Gebetbuch in der Hand, aber noch immer zerſtreut und wie von innerer Unruhe geſtachelt.

„Seit ſie aus der Kirche zurückgekehrt war, hatte Monda die Minuten gezählt und ſich immer wieder gefragt: was Arnaud hindern könnte, zu ihr zu kommen? Am Abend zuvor mochte ihm die Stunde unpaſſend erſchienen ſein, beſonders wenn er erfahren hatte, daß Herr von Spinet verreiſt war, — Monda hätte ihm freilich ſolchen Verſtoß vergeben, — doch jetzt, jetzt gab es keine Erklärung für ſein Ausbleiben, als die

eine, die das Mädchen für eine Sünde gegen den Jugendfreund gehalten haben würde.

„Aber die Minuten wurden zu Stunden und er kam nicht. Monda horchte auf jedes Geräuſch in der ſtillen Straße; ſo oft ſich ein männlicher Schritt näherte, dachte ſie: er kommt, er iſt's! — Dann konnte ſie vor Herzklopfen nicht unterſcheiden, ob Jemand in's Haus kam, und ſtand athemlos da, das Gebetbuch an die Bruſt gedrückt, die Augen auf die Thür gerichtet, bis ſie ſich endlich überzeugen mußte, daß ſich die Schritte des Vorübergehenden in der Ferne verloren.

„Er kam nicht. Mittag ging vorüber, die Nachmittagsſtunden brachten dieſelbe Qual; endlich ſagte Madelaine, ſie müßten zur Vesper gehen, und Monda folgte der Aufforderung, ohne recht zu wiſſen, was ſie that.

„Aber als ſie in den Dom trat, ſah ſie Arnaud am Weihwaſſerbecken ſtehen; ihre Augen begegneten ſich — es war derſelbe liebevolle, ſehnſüchtige Blick, der Dame Barrot ſchon am Morgen erſchreckt hatte und ihre Andacht jetzt abermals ſtörte — und als Monda auf ihren Betſchemel kniete, ſah ſie, ohne daß ſie den Kopf erhob, daß der Pilger wieder an der Säule ihr gegenüber ſtand; als ſie die Kirche verließ, hörte ſie ſeine Schritte immer in einiger Entfernung hinter ſich, bis ſie in's Haus trat, und kaum hatte ſie Roſenkranz und Gebetbuch in ihre Truhe gelegt, als ſeine Stimme vom Brunnenplatze heraufſtönte.

„Nun war es freilich nicht gebräuchlich, ſich am Aſchermittwoch auf dem Brunnenplatze zu verſammeln, aber die ſchöne Stimme des Sängers lockte die Nachbarn herbei, und

da er lauter geiſtliche Lieder anſtimmte, wurde die Mutter Gottes am Spinet'ſchen Hauſe gewiß nicht böſe über das Singen. Die meiſten Lieder waren noch dazu zu ihrem Preiſe; — bald eine der ſüßen Dichtungen der Doña Villanova, bald einer der feurigen Geſänge des Fraire Malhard, bald ein Nouël von Foulco von Marſeille. Und was das Beſte war, es waren lauter ſo bekannte Melodien, daß Jung und Alt den Chor mitſingen konnten. Aber wenn ſie auch Alle ihre Stimmen erhoben, die wundervollen Töne des Pilgers hörte man immer hervorklingen, und doch ſchien er gar nicht müde zu werden und war ſo in Andacht verſunken, daß er nicht ein einziges Mal die Stellung veränderte, oder auch nur den Kopf zur Seite wendete. An den Ulmenſtamm gelehnt, ſah er unverwandt nach dem Spinet'ſchen Hauſe hinüber, freilich nicht, wie die Nachbarn meinten, nach dem Madonnenbild in der Mauerniſche, ſondern nach der kleinen, zarten Geſtalt, die ſich oben an die Terraſſenmauer lehnte. Auch ſie wurde nicht müde zuzuhören, obwohl der Abend immer kälter und Dame Barrot immer verdrießlicher wurde.

„Endlich, als weder Bitten, noch Ermahnungen halfen, zog die Dueña ihr Pflegekind halb mit Gewalt in's Haus. Gleich darauf verſtummte der Geſang, der Pilger ging fort, die Nachbarn ſagten ſich gute Nacht, und die arme Monda war wieder allein mit ihrer Sehnſucht und ihren Träumen.

„Aber ſie war nicht die einzige, die ſich die halbe Nacht im Wachen und die halbe Nacht im Traume mit Arnaud beſchäftigte. Auch Jeanne Vidal mußte immer wieder an den Pilger denken. Sie war überzeugt, daß ſie Madelaine's

Andeutungen nicht gebraucht hätte, um zu bemerken, daß ein vornehmer Mann in der Kutte verborgen war, und was seine Liebenswürdigkeit betraf, von der die Alte so viel Aufhebens machte, so konnte sich Jeanne Vidal davon selbst überzeugen, sobald sie nur wollte. Sie fühlte, wie sie vor Zorn noch einmal roth wurde, als sie an die schnöde Miene dachte, mit welcher Jungfer Barrot die Worte: „wenn er es der Mühe werth hält," ausgesprochen hatte — und dann nahm sich die Kleine vor, sich gar nicht mehr um den unhöflichen fremden Mann zu kümmern; — gleich darauf wiederholte sie aber die Lieder, die er gesungen hatte, oder erinnerte sich, wie stolz seine Haltung war, wie klein sein Fuß, wie weiß und schön geformt seine Hand, und endlich ging sie so weit, sich auszumalen, wie herrlich es klingen müßte, wenn seine Stimme eins von den Liedern sänge, die ihr zum Preise gedichtet waren.

„Die folgenden Tage vergingen ganz in derselben Weise, wie der Aschermittwoch vergangen war: so oft Monda zur Messe oder zur Vesper den Dom von St. Etienne besuchte, fand sie Arnaud am Weihwasserbecken, wo er nur auf sie zu warten schien, denn kaum kniete sie auf ihren Betschemel, so nahm auch er den Platz an der Säule ihr gegenüber ein; — nach vollendetem Gottesdienste folgte er ihr in einiger Entfernung, und jeden Abend kam er auf den Brunnenplatz der Rue du Perron. Selbst als ein Regentag die Nachbarn in ihren Stuben festhielt, sang der Pilger vor dem Madonnenbild am Spinet'schen Hause sein Abendlied.

„Es versteht sich von selbst, daß dieß sonderbare Benehmen den Leuten auffiel und daß allerlei darüber geredet wurde.

Die Andeutungen der Jungfer Madelaine waren auch nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen, die wunderlichſten Geſchichten kamen in Umlauf; — nach und nach vermieden Alle, mit dem Pilger zu ſprechen, deſſen geheimnißvolles Weſen nichts Gutes ahnen ließ, und man überlegte ſogar, ob es nicht rathſam wäre, ihn aus der Nachbarſchaft zu entfernen. Endlich, als einer der klügſten Köpfe bemerkte, es wäre ſonderbar, daß er gerade die Spinet'ſche Jungfrau, die doch nicht zu den gnadenreichſten gehörte, zum Gegenſtande ſeiner Anbetung gemacht hätte, und daß er Fräulein Monda ſo mit Zudringlichkeit verfolgte, erhielt die Sache ein neues Licht, und ſo kam Vater Vidal eines ſchönen Tages mit der Nachricht zu Frau und Tochter heim: der Pilger wäre ein vornehmer Mann, der Esclarmonde Spinet entführen wolle.

„Aber nun hättet Ihr ſehen ſollen, wie Jeanne die Hände zuſammenſchlug und wie herzlich ſie lachte. Um die bleiche Monda, die nicht einmal jung war — ſie war gewiß ſchon zwanzig Jahre alt — ſollte ſich ein reicher, vornehmer Mann ſo viel Mühe geben, noch dazu, dachte ſie bei ſich ſelbſt, ſeitdem er jeden Abend mit der ſchönen Jeanne Vidal zuſammenkam! Daß ihn Monda alle Tage in der Kirche traf, bewies nichts, als daß er dort Troſt ſuchte, und daß er der Muttergottes von der Rue du Perron ſo viel Verehrung zollte, war ja nur ein Zeichen, daß er gerade zu ihr beſonderes Vertrauen hatte. Wer konnte denn auch wiſſen, ob ſie nicht mit großer Kraft begabt war. In der Nachbarſchaft wurde ſie freilich nicht ſehr geachtet, und ſo war es kein Wunder, daß ſie ſich auch nicht ſehr thätig zeigte. Aber Jeanne

wollte nicht länger ſo unachtſam ſein; noch heutigen Tages ſollte die Jungfrau ein neues Gewand von ihr haben.

„Damit lief das Mädchen an ihre Truhe, nahm eins ihrer ſchönſten Halstücher heraus, ſuchte einige Flittern Bänder und Spitzen zuſammen und ging ſogleich an's Werk. Und wie flink konnte das Mädchen mit der Nadel umgehen! Noch ehe zum Angelus geläutet wurde, war das Kleidchen fir und fertig, und da es nicht ſchicklich geweſen wäre, die Toilette der Heiligen in Gegenwart vieler Leute vorzunehmen, ging Jeanne an die Arbeit, ſo lange der Brunnenplatz noch einſam war.

„Aber ihre Aufgabe ſchien ſchwieriger, als ſie ſich gedacht hatte. Das Muttergottesbild konnte nicht aus der Niſche herausgenommen werden — und nun wollten ſich die Falten nicht ordentlich legen, der Spitzenſchleier blieb hier und da an einem Nagel hängen, die Perlenkrone mit der Glorie von Rauſchgold fiel immer wieder von dem gebenedeiten Haupte herunter — kurz, Jeanne war noch in voller Arbeit, als der Pilger kam, und da das Jeſuskindlein durch ſein Hin- und Herſchwanken die Arbeit ſehr erſchwerte, war's natürlich, daß das Mädchen den frommen Mann zu Hilfe rief.

„Dabei entſpann ſich ganz von ſelbſt ein Geſpräch zwiſchen den Beiden. Der Fremde erzählte, wie die Faſtenzeit, vor Allen der ſtille Freitag in Italien gefeiert würde, woher er eben gekommen wäre; dann beſchrieb er die große Meſſe in St. Peter und den Papſt in ſeiner Herrlichkeit; die Fragen ſeiner hübſchen Zuhörerin führten ihn immer weiter und weiter. Er bemerkte kaum, daß ſich nach und nach ein großer Kreis um ihn verſammelte, ſo vertieft war er in ſeine Erin-

nerungen, und die arme Monda hatte ſchon lange an der Terraſſenmauer geſtanden, ehe das Abendlied angeſtimmt wurde.

„Seit dieſem Tage ſahen die Nachbarn immer deutlicher ein, daß der Pilger weder ſo ſtolz war, wie ſeine Haltung vermuthen ließ, noch ſo menſchenſcheu, wie ſie ſich eingebildet hatten. Er antwortete freundlich und ausführlich auf alle Fragen, und es war ſogar zweifelhaft, was ſchöner wäre, ſeine Beſchreibungen oder ſein Geſang. Nun ließ er aber dann und wann im Eifer des Geſpräches die Kapuze fallen, und obwohl die Tage noch ſo kurz waren, daß mit dem Angelus ſchon die Dämmerung eintrat, glaubten doch einige der gewitzigſten Bewohner der Rue du Perron bekannte Züge in dem braunen Antlitze zu entdecken — und als die hellen Mondſcheinabende kamen, war bald jeder Zweifel beſeitigt; — man flüſterte ſich zu, der fremde Pilger wäre Niemand anders als Arnaud, der Neffe des Herrn von Spinet.

„Endlich erlaubte ſich einer ſeiner früheren Spielkameraden, ihn darauf anzureden, und obwohl dieſer nur ein Schuſtergeſell war, reichte ihm Arnaud gleich die Hand und ſagte, es hätte ihm leid gethan, daß er ſo lange von Niemand erkannt wäre, er bäte ſie nun aber, wieder wie ſonſt gute Nachbarſchaft mit ihm zu halten. Darauf ſtreckten ſich ihm ein Dutzend Hände entgegen, einige der wohlhabenderen Bürger luden ihn ein, in ihr Haus zu ziehen, wenn ihm ſeine frühere Heimat aus irgend einem Grunde verſchloſſen wäre, und Jeanne Vidal lächelte ihm zu, daß es war, als ob ihn der hellſte Sonnenſchein überſtrömte, während ſie ſagte: ſie hätte freilich immer geglaubt, daß er ein guter Chriſt und ein

wackerer Mann wäre, aber ſie freute ſich doch, zu erfahren, daß er nicht ſo gewaltig hoch über ihnen ſtände, ſondern als Nachbar halb und halb zu ihnen gehörte.

„Er hatte dem ſchönen Mädchen darauf eins der Complimente geſagt, die nur er zu machen wußte; es klang eigentlich gar nicht, als ob es künſtlich erfunden wäre, und war doch viel zierlicher, als es Jeanne je vorher gehört hatte — und den Alten dankte er für ihre Gaſtfreundſchaft, ſagte aber, daß er ſie nicht annehmen dürfte, weil er durch ein Gelübde gezwungen wäre, noch eine Zeitlang die jetzige Lebensweiſe fortzuſetzen.

„Ein Gelübde! — Das erklärte Alles. Waren die Nachbarn erſt in ihrem Mißtrauen zu weit gegangen, ſo machten ſie's jetzt in ihrem Eifer, das Unrecht gut zu machen, nicht viel beſſer. Obwohl ſie eigentlich nichts von Arnaud wußten, als daß er viel geſehen hatte, wunderſchön ſang und gut erzählte, thaten ſie, als ob der erſte Held der Chriſtenheit oder gar ein neuer Heiliger bei ihnen eingekehrt wäre. Einen großen Unwillen empfanden ſie aber gegen Dame Barrot, in der ſie die Urheberin der tollen Gerüchte entdecken wollten, an denen ſie doch Alle mitgearbeitet hatten. Vater Vidal legte ſich ordentlich auf die Lauer, bis er ſie allein attrapirte. Sonſt die Geradheit ſelbſt, war er dießmal ſo heimtückiſch, Madelaine mit ſeiner gewöhnlichen freundlichen Miene in's Haus zu locken, — aber kaum ſaß ſie auf dem Ehrenplatz am Kamin und hatte ſich von der Nachbarin den Schooß voll geröſteter Kaſtanien ſchütten laſſen, als das Ungewitter losbrach. Zum Unglück fand ſich auch noch Gevatter Dieſer und Gevatter

Jener ein, die zu dem Liede, welches Vater Vidal absang, den Chor bildeten. Und es war eine Complainte besonderer Art, worin viel von alten boshaften Katzen die Rede war, die Alles zum Bösen auslegen, die Menschen gegeneinander aufhetzen und mit ihren Lügen und wahnsinnigen Einbildungen im Stande wären, unseres Herrgotts Sonnenschein zu verdunkeln. Zum Schlusse gab es ein paar Couplets, die so herzergreifend waren, daß Dame Barrot schluchzend hinausstürzte und erst einigermaßen zu sich selbst kam, als sie in ihrem Kämmerlein anlangte.

„Hier gab sie sich den düstersten Betrachtungen über die Menschheit im Allgemeinen und über die Falschheit Monda's im Besonderen hin. Für Arnaud's geheimnißvolles Gebahren gab es natürlich gar keine Entschuldigung, und sie überlegte eben, ob die Vortheile ihrer Stellung groß genug wären, solche Ehrenkränkungen erträglich zu machen, als das Trepp-Auf- und Ablaufen, das Thürenschlagen und laute Reden, das vom untern Stockwerke heraufschallte, ihren Gedanken eine andere Richtung gab. Sie horchte und fand ihre Ahnung bestätigt — ihr edler Vetter, Herr von Spinet, war von seiner Reise zurückgekehrt.

„Gelegener konnte der frommen Dame nichts kommen! Kaum nahm sie sich Zeit, einen Blick in den Spiegel zu werfen und ihren Anzug ein wenig zu ordnen, dann eilte sie hinunter, um den Hausherrn zu bewillkommnen, und noch war keine Viertelstunde vergangen, so hatte sie Gelegenheit gefunden, ihm umständlich zu erzählen: wie bettelhaft Arnaud in die Heimat eingezogen wäre, welche Mummerei er die Zeit

über getrieben hätte, wieviel Gerede dadurch über ihn und Monda entstanden wäre, und wie das arme Fräulein vor Kummer um den Pflegebruder immer trauriger würde, obwohl sich Madelaine, wie sie mit gutem Gewissen behaupten dürfe, unabläſſig bemühe, ihr Erheiterung zu verschaffen.

„Herr von Spinet hatte den Bericht schweigend angehört, aber Madelaine las in seinen Mienen, daß ihre Worte nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen waren. Diese Ueberzeugung tröstete sie über alles Vorgefallene und befriedigt zog sie sich zurück, um von einem sichern Winkel aus die weiteren Vorgänge zu beobachten.

„Da hörte sie dann, — man konnte gewiß nicht sagen, daß sie den Horcher machte, denn sie saß in der Fensternische des Vorsaales auf einem Fußschemel und daß der hohe geschnitzte Lehnstuhl, der vor ihr stand, sie fast ganz verbarg, war ihr nicht zum Vorwurf zu machen, — da hörte sie also, wie Vetter Spinet einen Diener nach dem rothen Drachen schickte, um den Pilger rufen zu lassen. Der ehrsamen Madelaine klopfte das Herz, als ob sie ein verliebtes Mädchen gewesen wäre. Er wird gewiß nicht kommen, dachte sie, er wird's gewiß nicht wagen! Aber es währte gar nicht lange, da trat er ein, schritt so stolz und sicher einher, als ob er nicht das Geringste verschuldet hätte, und hatte sogar die Kapuze fallen lassen, daß der volle Sonnenschein auf das schwarze lockige Haar und das braune Antlitz fiel. Heiliger Stephan, wie konnte sich Monda um dieß Banditengesicht so anstellen! Wäre sie, wie Dame Barrot früher glaubte, in den König verliebt gewesen, so war das allerdings schlimm, aber

gegen dieſe Verirrung doch nur ein Kinderſpiel. So ein Herr von Nichtweither mit leeren Händen, mit Gott weiß welchen Sünden auf der Seele und durch und durch vom Hochmuthsteufel beſeſſen, ſollte das Herz, am Ende gar die Hand und die Reichthümer des Fräuleins von Spinet davontragen! Die Dueña gelobte ſich, Alles zu thun, was in ihren Kräften ſtand, um dieß Unglück von der armen Monda abzuwenden.

„Aber jetzt nahmen die Vorgänge im Nebenzimmer ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch.

„Auf eine lange heftige Rede des Herrn von Spinet hörte ſie Arnaud erwidern: jetzt müſſe er alle Anſchuldigungen über ſich ergehen laſſen, doch ſobald das Gelübde erfüllt wäre, das ihn jetzt bände, würde er die verlangte Rechenſchaft geben. Aber gegen die Art und Weiſe, wie der edle Vetter ſeinem jungen Verwandten jetzt in die Rede fiel, war ſein früherer Ton ein ſanftes Koſen zu nennen. Der arme Mann war nämlich in Betreff der Ehrfurcht gegen die heilige Kirche etwas zu kurz gekommen. Er fluchte, daß es jedem echten Chriſten das Mark in den Knochen erſchüttern mußte, betheuerte, er würde ſeinen Pflegeſohn lieber unter den Straßenräubern gefunden haben; — aber den Nachſatz dieſer ruchloſen Rede zu hören, blieb der frommen Madelaine erſpart, denn während ſie in ihrer Herzensangſt ein Kreuz über das andere ſchlug, wurde die Thüre des Vorzimmers leiſe geöffnet, ſo leiſe, daß die würdige Jungfrau ſich darauf gefaßt machte, einen Abgeſandten der beleidigten himmliſchen Mächte über die Schwelle ſchreiten zu ſehen. Es war jedoch nur Monda, die gehört haben mochte, wer beim Vater war. Mit ſchwankenden, zögernden

Schritten näherte ſie ſich der Thüre, hinter welcher die Stimme des Zornigen erſchallte. Ihr Geſicht war noch bleicher als gewöhnlich, ihre Augen waren von tiefem Schatten umgeben, ihre Lippen zitterten wie von unterdrücktem Weinen — und wie das Gewand ſo hinter ihr drein ſchleppte, ſah es aus, als hätte die zarte Geſtalt kaum Kraft genug, den ſchweren Stoff zu tragen. Aber als ſich im Nebenzimmer die Stimme des Fremden wieder erhob, und zwar lauter, als für eine freundliche Unterredung nöthig geweſen wäre, ſchien Monda alle ihre Kraft zuſammenzunehmen. Sie eilte haſtig vorwärts und öffnete die Thür, indem ſie mit halb vorwurfsvollem, halb zärtlichem Ton Arnaud's Namen rief. Der Pilger wendete ſich, blieb einen Augenblick wie verſteinert ſtehen, — dann ergriff er die Hand, die ſie ihm entgegenſtreckte, drückte ſeine Lippen darauf und ſtürzte fort, ohne ein Wort zu ſagen. Dame Barrot ſah das Fräulein in einen Seſſel ſinken und das Geſicht mit den Händen bedecken; dann ſchloß der Herr von Spinet die Thür, und nun war es unmöglich, etwas Zuſammenhängendes zu verſtehen (obwohl Madelaine in ihrer liebevollen Theilnahme ſo weit ging, das Ohr an das Schlüſſelloch zu legen), und der vergeblichen Anſtrengung müde, ſchlich ſie endlich davon.

„Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſie jetzt mehr als je überzeugt war, unter Arnaud's Pilgermantel wäre ein vollendeter Böſewicht verborgen; — aber damit Ihr, meine lieben Nachbarn, nicht etwa ähnliche Gedanken über den jungen Mann in euch aufkommen laßt, will ich euch in der Kürze erzählen, wie ſich's mit ſeinem Gelübde verhielt.

„Arnaud hatte allerdings in Italien nicht wie ein Heiliger gelebt, der immer ſeiner Seele Seligkeit vor Augen hat, ſondern wie ein echtes Weltkind oder, was noch mehr ſagen will, wie ein Künſtler, der die Schönheit der Erde zu ſeinem Studium macht und nebenbei die Freuden des Lebens mit vollen Zügen genießt. Zugleich ſah er ein, daß er ganz anders arbeiten müſſe als bisher, und ſo lebte er eine Zeitlang wie in einem Taumel, immer nur vom Augenblick in Anſpruch genommen, ohne rückwärts oder vorwärts zu ſehen. Er hatte Monda verſprochen, ihr zu ſchreiben; — aber wie weitläufig hätte das ſein müſſen, wenn er ſie wirklich in ſein neues Leben einführen wollte, und that er das nicht, ſo war ja das Schreiben überflüſſig. So lange Arnaud dem Reiſeplane treu blieb, welchen er in der Heimat entworfen hatte, verſäumte Monda nicht, ihm dann und wann durch einen Handelsfreund des Vaters Nachricht zukommen zu laſſen; aber ſpäter ging ſeine Spur verloren. Arnaud bedauerte freilich, das letzte Band zwiſchen ſich und der Heimat zerriſſen zu ſehen, Monda wußte ihre Sehnſucht und ihre Sorgen ſo anmuthig auszudrücken, aber nach ſo langem Schweigen zu ſchreiben, um zu erzählen, daß er noch immer nichts erreicht hatte, dazu entſchloß er ſich nicht. Das erſte Lebenszeichen, das Monda von ihm bekam, mußte wenigſtens ein Zweig von dem Lorbeerkranze ſein, den er ihr verſprochen hatte. Je mehr er einſah, daß der Lorbeer nicht ſo leicht gepflückt wird wie die Jugend träumt, um ſo brennender wurde ſein Ehrgeiz, und eine Zeitlang war die Kunſt ſeine einzige Geliebte. Später hatte die arme Monda noch andere Nebenbuhlerinnen, und ich weiß

nicht, wie lange er gar nicht an ſie gedacht hatte und was ihm ſeine letzte Geliebte gethan haben mochte, als ihn plötzlich eine Art Heimweh nach ſeiner erſten Liebe überfiel. Andere Frauen mochten ſchöner, glänzender ſein, — ſo liebevoll war keine wie Esclarmonde, keine wußte ſo tief in ſeine Empfindungen und Träume einzugehen, keine ſah mit ſolcher Zuverſicht zu ihm empor, keine erhöhte ihn ſo vor ſich ſelbſt wie Monda in ihrer Anbetung. Er war auf einmal überzeugt, daß er nur in ihrer Nähe leben könnte, und machte ſich ſo bald als möglich auf den Weg nach Frankreich.

„Aber von Bologna bis Toulouſe iſt's ziemlich weit, und vor dreihundert Jahren war das Reiſen noch nicht ſo bequem wie heutzutage, wo es ſcheint, als wären manche Länder nur für die Reiſenden geſchaffen und eingerichtet. Auch koſtſpieliger war das Reiſen zu jener Zeit, und da ſich Arnaud eben nicht auf's Rechnen verſtand, fand ſich's, daß er den Grund ſeiner Geldtaſche ſehen konnte, als er von dem Hafen, wo er ſich einſchiffen wollte, faſt ſo weit entfernt ſein mochte wie Toulouſe von den Pyrenäen. Da Arnaud ein rüſtiger Fußgänger war, machte er ſich übrigens nicht viel daraus, und hätte das Endchen Wegs wie einen Spaziergang zurückgelegt, wenn ihm nicht das Fieber in die Quer gekommen wäre. Aber eines Morgens verließ er ſeine Herberge mit ſchweren Gliedern und brennendem Kopf, und als er um die Mittagszeit von einem Bettelmönch aufgefordert wurde, in ſeinem Kloſter einzukehren, war er kaum im Stande, ſich noch ſo weit zu ſchleppen, obwohl er das heilige Gemäuer ſchon in der Ferne aus einem Tamariskenwäldchen auftauchen ſah.

„Es war ein Glück für Arnaud, daß er ein Asyl gefunden hatte, denn er wurde so krank, daß sich die frommen Väter mehr als einmal beriethen, ob es nicht an der Zeit sein möchte, ihm das letzte Sakrament zu reichen. Aber seine Jugendkraft überwand die Gefahr, und etwa vier Wochen, nachdem er das Kloster betreten hatte, wäre er wohl im Stande gewesen, seine Reise fortzusetzen. Trotz seiner Sehnsucht mußte er sich jedoch zu längerem Bleiben entschließen. Um den Mönchen seine Erkenntlichkeit zu beweisen, hatte er nämlich einige Reparaturen an den Bildhauereien in der Klosterkirche vorgenommen, und der Prior, der ein Kunstkenner war, gerieth in solches Entzücken über die Arbeit des jungen Fremdlings, daß er beschloß, ihm die Ausführung eines Plans anzuvertrauen, der seit Jahren das Denken und Dichten der frommen Väter in Anspruch nahm.

„Es handelte sich nämlich um nichts Geringeres, als den Altar des heiligen Franziskus mit einem Basrelief zu zieren. Die Summe, welche darauf verwendet werden konnte, war sehr gering, aber Dankbarkeit und Geldmangel überwanden die Bedenklichkeiten des Künstlers, der auch sofort mit Eifer an's Werk ging.

„Er mußte jedoch erfahren, wie recht das Sprüchwort hat, wenn es behauptet, daß Frauendienst schwer, Pfaffendienst aber noch viel schwerer ist. Obgleich die frommen Väter den Entwurf des jungen Mannes gebilligt hatten, fingen sie doch an, bald dieß, bald jenes daran zu mäkeln. Der Bildhauer hatte das Gesicht des heiligen Franziskus zum Vorwurf genommen, durch das ihm seine Bestimmung zuerst offenbart wurde. In

koſtbare Gewänder gehüllt ſollte Franz von Aſſiſi daliegen, umgeben von den Attributen des Reichthums und der Eitelkeit, während über ihm der Engel mit den Waffen erſcheint, die er als Streiter Gottes zu führen berufen war. Soweit war auch Alles in der Ordnung, aber nun kam der Eine und ſagte: Die Auffaſſung wäre nicht hiſtoriſch; Franziskus wäre zur Zeit des Geſichts noch ein ſündiger Menſch geweſen und deßhalb gebühre ihm der Heiligenſchein nicht. Die Anderen behaupteten dagegen: Der Künſtler müſſe das Ganze mehr ſymboliſch darſtellen; — die Figur, die er da vorgezeichnet hätte, wäre zwar die eines ſchönen, kräftigen Mannes mit edeln Zügen, aber neben der Kraft und Entſchloſſenheit müßten ſich auch ſchon die Spuren künftiger Kaſteiungen und Geiſteskämpfe in den Zügen wie in der Geſtalt des Schlummernden verrathen. Ein Dritter ging noch weiter und wollte die Wundenmale Jeſu, mit welchen St. Franziskus kurz vor ſeinem Tode begnadigt wurde, am Körper des Träumenden ſehen; ein Vierter wollte den Faltenwurf des Gewandes anders haben; ein Fünfter fand die Flügel des Engels zu groß, während ſie dem Sechsten zu klein vorkamen, kurz, Jeder wollte ſein Wörtchen dazu ſagen. Der Künſtler vertheidigte ſeinen Plan, ſo gut er konnte, aber wenn der Prior und zwei oder drei der älteſten Väter etwas wollten, ſo ſetzten ſie's durch. — Das Basrelief wurde endlich ganz anders, als es im Kopfe des Bildhauers entſtanden war, und ſo dürfen wir es ihm nicht übelnehmen, daß er eben nicht viel Freude an der Arbeit hatte, ſich immer heftiger nach Vollendung derſelben ſehnte und endlich von Ungeduld und Heimweh beinahe verzehrt wurde.

„Als er nun eines Tages in dem Schuppen, der ihm als Werkstatt angewiesen war, nicht eben wohlgemuth drauflos-hämmerte und den heiligen Franziskus bat, ihn sobald als möglich aus diesem irdischen Fegefeuer zu befreien, hörte er, wie zur Antwort auf sein Flehen eine Stimme und eine Melodie, die er schon oft gehört haben mußte. Schnell kletterte er auf das Dach des Schuppens, schwang sich von da auf die Klostermauern und sah einen Wanderer mit bestaubten Schuhen und ärmlichen Kleidern daherkommen, der ihm aber doch wie ein Engel des Himmels erschien, — denn es war Kaspar, der Bildhauer, mit dem er lange Zeit unter Michel Angelo's Leitung gearbeitet hatte. Er rief und winkte; der Wanderer kam herbei, und nach kurzer Zeit hatten sie sich verständigt. Für die Hälfte der bedungenen Summe war Kaspar bereit, dem Kameraden die Arbeit vollenden zu helfen. Natürlich gab's im Kloster erst feierliche Berathung; aber als der Bruder Sebastian, der mit außergewöhnlicher Klugheit begabt war, den Anderen auseinandersetzte, es würde sich gleichbleiben, ob sie den einen Mann vier Wochen oder die Beiden vierzehn Tage beköstigten, ging man auf Arnaud's Vorschlag ein, und da der junge Mann nun wieder mit Lust und Muth an's Werk ging, und da es sich überhaupt in Gesellschaft besser arbeitet, gewann die Sache bald ein anderes Ansehen.

„Aber je mehr sich die Arbeit der Vollendung nahte und je lustiger die beiden Künstler wurden, um so schwerere Sorgen schienen sich im Haupte des hochwürdigen Priors zu lagern. Er machte sich den Vorwurf, die Interessen seines Klosters

nicht gehörig gewahrt zu haben und dachte mit Schmerzen an jedes einzelne der blanken Goldstücke, die bald aus seinem Seckel in den der lockeren Gesellen wandern sollten; ihm war zu Muth, als würde er für alle Sünden verantwortlich, zu denen der schnöde Mammon die jungen Männer verleiten konnte, und während diese im Vorgefühl der Erlösung aus klösterlicher Einsamkeit ihre Wanderlieder einübten, schrie der hochwürdige Pater in Herzensangst zu St. Franziskus und bat ihn, den leichtsinnigen Weltkindern die Versuchung und der Klosterkasse den Verlust zu ersparen.

„Trotzdem war der Zahlungstermin gekommen, ohne daß sich ein Ausweg zum Besten des Klosters gezeigt hätte. Das Basrelief war glücklich vollendet und mußte trotz der Verbesserungen von Seiten der frommen Väter ein wackeres Stück Arbeit genannt werden. Die Bildhauer schnürten ihre Bündel und der Prior zählte, wie er meinte zum letzten Male, seine lieben glänzenden Ducaten, als der Bruder Pförtner bleich und zitternd herbeikam und dem Hochwürdigen offenbarte: Er hätte aus einigen Aeußerungen Kaspar's die Ueberzeugung gewonnen, daß derselbe nicht allein aus dem ketzerischen Zürich gebürtig, sondern auch ein Anhänger der Zwingli'schen Irrlehre wäre.

„Der arme Prior war außer sich — ein Ketzer in seinem heiligen Asyl! Ein Ketzer für die Kirche des Schutzpatrons beschäftigt! Aber plötzlich fuhr es wie ein Blitz durch seine Seele; — die Ducaten waren gerettet.

„Der Hochwürdige ließ sofort seine Heerde zusammenkommen und befahl, nachdem er den Fall in der Kürze erzählt

hatte, die beiden Bildhauer vorzuführen. Da zeigte ſich's jedoch, daß der Teufel die Seinen nicht verläßt. Jedenfalls hatte er dem Kaspar verrathen, daß ſein Geheimniß heraus-gekommen war, und er hatte ſich dann natürlich ſo ſchnell als möglich aus dem Staube gemacht.

„Aber Arnaud war da, und der mußte für den Sünder büßen. Anfangs ſchien er ſein Vergehen gar nicht zu erkennen. Er ſagte mit der größten Ruhe, daß er ſich nie um den Glauben ſeines Kameraden gekümmert hätte — und als der Prior ihm darauf eine derbe Strafpredigt hielt, bat er ganz gelaſſen, man möge ihm ſeinen Lohn auszahlen, damit er ſich auf den Weg machen könnte. Aber nun hättet ihr ſehen müſſen, wie der Hochwürdige auffuhr, und hättet ſeine gewaltige Rede hören ſollen! Es war gleichſam, als wenn Blitz und Donner in demſelben Augenblicke losbrechen. — Arnaud hatte bis dahin nicht die entfernteſte Ahnung gehabt, daß er ein ſo großer Sünder wäre, — aber jetzt mußte die Erkenntniß kommen. Als ihn der Prior zuletzt mit der Geißel Gottes, der ſchwarzen Peſt, bedrohte, die ſchon mehr als einmal unbußfertige Kirchenſchänder betroffen haben ſollte, als der Hochwürdige, der nach und nach vom Zorn zur Rührung übergegangen war, mit Thränen in den Augen ſchilderte, wie die Seuche durch Arnaud's Schuld über Schuldloſe verbreitet worden und ganze Familien, ganze Ortſchaften verheeren würde, brach des Künſtlers Trotz vollends zuſammen, und jede Buße ſchien ihm leichter zu tragen, als die Angſt, daß er ein „Peſtbringer“ werden könnte.

„Zum Glück war dem Prior bekannt, welche Buße von

dieſem Fluch erlöſt. Die Weihnachtszeit war nahe; bis Oſtern mußte Arnaud ſeine Strafe tragen, die nicht allein aus Faſten und Beten beſtand; die Hauptſache war vielmehr, daß Arnaud die ganze Zeit hindurch nicht arbeitete, — wenn ſeine Erſparniſſe nicht zureichten, war er auf Almoſen angewieſen, — daß er als Pilger auf dem geradeſten Weg in die Heimat zurückkehrte und dort bis zur Entſühnung in der Nähe des Weſens lebte, das ihm das Theuerſte war, — es mochte Mutter, Vater, Freund oder Geliebte ſein, — ohne ein Wort mit ihm zu ſprechen.

„Arnaud gelobte, ſich dieſer Buße zu unterziehen, empfing Abſolution und wurde mit dem Segen des Priors entlaſſen. Daß die Arbeit nicht bezahlt wurde, durch die er den Altar des heiligen Franziskus mehr befleckt, als geſchmückt hatte, verſtand ſich ganz von ſelbſt. Das einzige, was er erhielt, war ein altes Pilgerkleid, das ſich zufällig im Beſitze der Mönche befand.

„Während nun Arnaud traurig ſeines Weges zog, bemühten ſich die frommen Brüder, durch Weihrauch, Weihwaſſer und Gebet die Spuren der Weltkinder zu verwiſchen; ihr würdiges Oberhaupt freute ſich über die Ducaten, die er dem Kloſter erhalten hatte, und gewiß ſchrieb St. Franziskus den Namen dieſes Jüngers, der Taubeneinfalt und Schlangenklugheit ſo glücklich vereinigte, unter die Zahl ſeiner Auserwählten ein.

„Nach dem, was wir bisher von Arnaud geſehen haben, brauche ich euch nicht zu ſagen, daß er auch während der Reiſe ſein Gelübde ſtreng befolgte. Er war noch in dem Alter, wo man ſelbſt auf Leiden und Entbehrungen eitel iſt,

und ſo hatte er bis zu dem Tage, von dem ich euch zuletzt erzählte, Alles mit fröhlichem Muth ertragen. Aber die Zuſammenkunft mit ſeinem Onkel und beſonders die mit Monda hatte ihn mehr verletzt, gedemüthigt und erſchüttert, als ich zu ſagen vermag. Er fragte ſich zum erſten Mal, ob ſein Leichtſinn — denn für mehr konnte er ſeine Sünde nicht halten — ſo ſchwere Strafe verdient hätte; ob wirklich der Zorn des beleidigten Heiligen oder nur die Habſucht und Tücke eines Mädchens die Quelle ſeiner Leiden wäre. Und dann machte er ſich Vorwürfe über ſeinen Mangel an Ergebung, und fürchtete, durch die Unbußfertigkeit ſeines Sinnes den Segen der Bußübungen zu verſcherzen. So kamen Zweifel auf Zweifel, und bald jagte ein ſolches Heer wilder, finſterer Gedanken durch ſeine Seele, daß er kaum im Stande war, ſich zu faſſen. Wie von böſen Geiſtern verfolgt, irrte er durch die Straßen, ohne zu beachten, wohin er kam, und als ihn die Abendglocken aus ſeinem Taumel weckten, lagen die letzten Häuſer der Vorſtadt St. Cyprian weit hinter ihm.

„Seit vielen Wochen betete Arnaud zum erſten Male ſein Ave Maria wieder im Freien. Es war einer der köſtlichen Frühlingsabende, die der März zu bringen pflegt, wenn er nicht etwa vorzieht, ſich in Regenwolken zu hüllen. Das verſchwimmende Abendroth, der Glanz der Sterne, das ſanfte Mondlicht, die Wolkenbilder, die ſo weiß und duftig am tiefblauen Nachthimmel hinziehen, ſind zwar zu jeder Jahreszeit ſchön, aber niemals iſt die Luft ſo kühl und doch ſo mild, ſo rein und friſch wie in den erſten Frühlingstagen, und keine Blume entzückt uns ſo wie das erſte Veilchen.“

„Biouletto, nenetto," begann halblaut eins der jungen Mädchen, und ſofort fiel der jüngere Theil der Geſellſchaft im Chor ein:

„Toutjoun aoudourouso,
Aounou de Toulouso." *)

Aber Felicité winkte ihnen abwehrend zu, Jeanette forderte ihren Herrn mit empfindlicher Miene auf, nach Hauſe zu gehen, die Sänger verſtummten und die Hauptſängerin ſtammelte eine Entſchuldigung. Der Glöckner meinte jedoch: ein gutes Lied wäre immer am Platz, und wenn die Zeit des Singens für uns vorbei wäre, könnten wir nichts Beſſeres thun, als uns durch Zuhören ſchadlos halten. Aber nun bewies der Junge auf dem Feigenbaume, daß er ſich auf geſellige Feinheiten beinahe ebenſo gut wie auf's Cigarrenrauchen verſtand, denn er verſicherte, ſingen könnten ſie immer, und zwar am beſten, wenn die Alten nicht dabei wären, Nachbar Marc-Antoine möchte ſich alſo nicht geniren, in ſeiner Geſchichte fortzufahren.

Ich weiß nicht, ob Monſieur Picheron, der mit träumeriſcher Miene in den aufgehenden Mond ſah, dieſe gnädige Aufforderung gar nicht gehört hatte, oder ob er dem Jungen die Strafpredigt erſparen wollte, zu der ſich die Wirthin und die Capitänsfrau gleichzeitig anſchickten; gewiß iſt, daß er mit ſeiner gewöhnlichen Ruhe fortfuhr:

*) Veilchen lieb, hold und klein,
Immer des Duftes voll,
Touloufens Stolz!

„Es liegt ein eigener Zauber," ſagte er, „in ſolcher Melodie, die wir von Kindheit an und oft in unſeren beſten Stunden gehört haben. Wenn wir ſie ſpäter wieder hören, iſt's nicht allein ihre Lieblichkeit oder Friſche, die uns erfreut, — wir haben vielleicht im Laufe der Zeit Melodien kennen gelernt, die anmuthiger, tiefer oder gewaltiger ſind, — aber die Bilder vergangener Freuden, die der Klang des alten Liedes heraufbeſchwört, erfüllen und rühren unſer Herz. Daſſelbe wollte ich vorhin vom Blumendufte ſagen. Die Roſe, die Lilie, die Orangenblüthe ſind reicher an Wohlgeruch, als das Veilchen; aber dieſe ſtolzen Gartenblumen ſind uns nicht ſo vertraut, ſie erinnern uns nicht an unſere erſten Streifzüge durch Felder und Wieſen, an ſtundenlanges Umherwandern im Frühlingsſonnenſchein, an die glücklichen Geſichter unſerer Geſpielen, an unſere eigene Freude beim Wachſen des Sträußchens, oder an tauſend wichtige Entdeckungen am Raſenrain, unter den Hecken, in vernachläſſigten Gartenwinkeln — und weil die kleine blaue Blume uns ſo Vieles zurückruft, iſt uns oft beim Einathmen ihres Duftes zu Muth, als erwachte eine Traurigkeit in unſerer Seele, für die wir keinen Namen haben und die doch nichts Anderes iſt, als das Heimweh nach der Kindheit.

„Von dieſer Traurigkeit fühlte ſich auch Arnaud überwältigt, als er zum Abendgebet am Raine des Feldes niederkniete und einen ganzen Buſch blühender Veilchen vor ſich ſah. Das Ave war geſprochen, aber er ſtand nicht auf, ſein Körper war wie gelähmt von der Wucht ſeiner Gedanken.

„Plötzlich fühlte er, daß Jemand ſeine Schultern berührte,

und als er ſich aufrichtete, blickte er in das Geſicht eines Mannes, dem man auch ohne Tonſur und geiſtliches Gewand angeſehen hätte, daß er berufen war, die Schwachen aufzurichten, die Traurigen zu tröſten und die Sünder auf den rechten Weg zu führen.

„Arnaud, mein lieber Sohn! kennſt du mich nicht mehr?“ fragte der Prieſter, als ihn der junge Mann ſo verwundert anſtarrte, als wüßte er nicht, ob die ehrwürdige Geſtalt, die er vor ſich ſah, ſeinen Träumen angehörte oder der Wirklichkeit. Aber der Ton dieſer ſanften Stimme machte den Zweifeln ein Ende; es konnte Niemand anders ſein, als Arnaud's väterlicher Freund, der ehemalige Beichtvater ſeiner Tante.

„Abbé Regnier! rief er aus, indem er die Rechte des Prieſters mit beiden Händen ergriff und ſchüttelte; mein lieber Abbé, welche Freude, Euch ſo unverändert wiederzuſehen!

„Du haſt dich um ſo mehr verändert, mein lieber Sohn, erwiderte der Greis, und leider iſt's in einer Weiſe geſchehen, die mir Sorgen macht. Ich habe dich ſchon oft im Dome von St. Etienne bemerkt, aber da ich aus deiner Kleidung und deinem Benehmen ſchloß, daß du mit der Löſung eines Gelübdes zu thun haſt, wollte ich dich ungeſtört der Erfüllung deiner Pflicht überlaſſen. Aber heute ſtürmteſt du mit ſo verzweiflungsvoller Miene an mir vorbei, daß ich's nicht laſſen konnte, dir zu folgen. Schwer genug haſt du's übrigens meinen alten Gliedern gemacht.

„O, mein Vater, Ihr ſeid gütig wie immer! rief der junge Mann; aber ich bin ein Unwürdiger, ein Zweifler, ein ſchlechter Chriſt!

„Das wollen die Heiligen verhüten! ſagte der Greis. Komme, mein Sohn, gib mir deinen Arm, um mich nach Hauſe zu führen; es iſt ein weiter Weg, denn ich wohne noch immer hinter der Kirche St. Etienne, unterwegs magſt du mir offenbaren, was dir ſo ſchwer auf der Seele liegt.

„Sie traten den Heimweg an. Es war dunkel geworden, und während ſie durch die ſtillen Straßen gingen, war Arnaud ſo feierlich zu Muth, als ob er im Beichtſtuhle kniete. Er legte dem alten Prieſter ein vollſtändiges Bekenntniß ſeiner Erlebniſſe ab, geſtand ihm, welche arge Gedanken ihn ſeit heute verfolgten, und ſprach dabei noch von vielen anderen Dingen, an die er lange, lange Zeit kaum gedacht hatte, obwohl oder vielleicht gerade weil ſie mit ſeinem innerſten Weſen verwachſen waren. Mit beſonderer Bitterkeit ſprach er von den ehrgeizigen Träumen, die ihn nach Italien begleitet hatten; er klagte, daß er nichts, gar nichts erreicht hätte, und nannte ſich den unwürdigſten Diener der Kunſt.

„Aber damit that er ſich Unrecht, denn wenn er auch kein Michel Angelo geworden war, wie er es Monda und ſich ſelbſt in thörichter Jugendſchwärmerei gelobt hatte, ſo war er doch ein tüchtiger Jünger des großen Meiſters und konnte, da er ſich ſelbſt nicht überſchätzte, noch immer tüchtiger werden.

„Davon war auch der Abbé überzeugt, obwohl er noch keine Arbeit des jungen Mannes geſehen hatte, und darum bemühte er ſich, ihm Muth und Selbſtvertrauen einzuflößen. Zuerſt beruhigte er ihn über ſeine rebelliſchen Gedanken, deren Sündhaftigkeit er ja ſchon ſelbſt eingeſehen hatte; dann machte er ihn darauf aufmerkſam, wie nahe das Ende ſeiner Prü-

fungszeit wäre, und endlich gab er dem Künſtler den beſten Troſt und die beſte Anfeuerung, indem er ihm auseinanderſetzte: der Prior des italieniſchen Kloſters hätte mit der Unthätigkeit, zu welcher er ihn verurtheilte, doch nur die der Hände gemeint, geiſtig dürfte er ſich, ſoviel er wolle, mit ſeiner Kunſt beſchäftigen.

„Und damit du zugleich eine beſtimmte Richtung für deine Gedanken und Entwürfe haſt, fuhr der Prieſter fort, will ich dich darauf aufmerkſam machen, daß unſer hochwürdiger Erzbiſchof, den die Himmliſchen in ihren Schutz nehmen wollen, beſchloſſen hat, im Dome St. Etienne eine neue Seitenkapelle zu Ehren der heiligen Catharina von Siena zu ſtiften. Ein Marmorbild der Schutzpatronin ſoll den Altar ſchmücken, und ſchon am Tag ihres Feſtes, das, wie du weißt, zu Ende April gefeiert wird, wählt der Erzbiſchof aus der Reihe der Bewerber den Künſtler aus, dem er die Arbeit anzuvertrauen denkt. Eine würdigere Art und Weiſe, dich in deiner Vaterſtadt wieder einzuführen, gibt es nicht, — und wenn du jetzt auch an deinem Können zweifelſt, — bete nur, mein lieber Sohn, mit dem Beiſtande der Heiligen iſt Alles möglich.

„So redete der Prieſter noch Mancherlei, und als ihn Arnaud an der Thür ſeines Hauſes verließ, um die eigene Herberge aufzuſuchen, war die Laſt von ſeiner Seele genommen, alle Zweifel und Selbſtvorwürfe waren verſchwunden und ſein Denken und Dichten erfüllte die heilige Catharina.

„Am folgenden Morgen aber, als er ruhiger an ſeine Aufgabe dachte, mußte er ſich geſtehen, daß er mit dem Leben

dieſer Heiligen doch gar zu wenig bekannt war, ich fürchte ſogar, daß er ſie ſo halb und halb mit der heiligen Catharina von Alexandrien verwechſelte. Um ſich Auskunft zu verſchaffen, ging er gleich nach der Frühmeſſe zum Abbé Regnier. Der fromme Mann war aber ſchon in Berufsgeſchäften ausgegangen und ſeine Wirthin wußte nicht, wann er zurückkommen würde. Arnaud ging alſo wieder heim und war ſo in Gedanken verſunken, daß er nicht ſah, wer ihm begegnete, bis ein helles Lachen an ſein Ohr ſchlug und eine zierliche Hand ſeinen Aermel erfaßte. Es war Jeanne Vidal, die mit einem Körbchen am Arm in Wirthſchaftsangelegenheiten ausging, ihm in ihrer neckiſchen Weiſe den Weg vertrat und ihn halb ſchelmiſch, halb drohend fragte: warum er am Abend zuvor nicht auf den Brunnenplatz gekommen wäre und wer oder was ſeine Gedanken ſo in Anſpruch nähme, daß er nicht einmal Zeit fände, ſeine Nachbarin zu grüßen?

„Eine hohe Dame iſt's, mein ſchönes Kind, gab Arnaud in derſelben ſcherzhaften Weiſe zur Antwort. Die ganze Nacht hat mir ihr Bild vor Augen geſtanden, mein Thun und mein Denken ſoll ihr gewidmet ſein, und doch kenne ich nichts von ihr als den Namen; — aber vielleicht könnt Ihr, allerſchönſte Jeanne, mir Auskunft geben.

„Ich? Mit hohen Damen habe ich nichts zu ſchaffen! rief das eitle Ding, und war kaum im Stand, ihren Verdruß zu bemeiſtern, denn ſie hatte Arnaud bereits zu ihren treueſten Dienern gerechnet.

„Hört wenigſtens ihren Namen, fuhr Arnaud, der den Aerger des Mädchens bemerkte, lächelnd fort und erlaubte ſich,

die kleine Kokette am Aermel feſtzuhalten, wie ſie ihn vorhin gehalten hatte. Die hohe Dame, die ich meine, iſt die heilige Catharina von Siena.

„Dieſer Name verſcheuchte die Wolken von Jeanne's Angeſicht; ſie kam ſogar in Verſuchung zu lachen, was ſich doch nicht ſchicken will, wenn von einer Heiligen die Rede iſt. Aber ſie wußte ſich noch zur rechten Zeit zu faſſen und erwiderte mit dem freundlichſten Blicke der glänzenden blauen Augen:

„Von dieſer hohen Dame weiß ich Euch freilich zu ſagen; ſie iſt ja die Schutzpatronin aller jungen Mädchen. Aber wir dürfen hier nicht ſtehen bleiben, fuhr ſie fort. Die Leute ſehen uns verwundert an. Habt Ihr vielleicht denſelben Weg wie ich? Ich gehe nach der Rue des Changes.

„Es verſteht ſich, daß Arnaud in Jeanne's Geſellſchaft bis nach Rom gewandert wäre, wenn auch nur, wie er ſich einredete, um von der heiligen Catharina von Siena zu hören. Und Jeanne erzählte ihm, wie die Heilige — eines armen Färbers Kind — ſich ſchon in früheſter Jugend durch Frömmigkeit und Mildthätigkeit ausgezeichnet hätte; wie ſie ſich nicht allein aller weltlichen Freude, ſondern bald auch aller irdiſchen Nahrung enthielt, ſo daß ſie ihr Leben nur durch den Genuß des heiligen Abendmahls friſtete; — wie ſie die Kranken pflegte und heilte, die Sünder bekehrte und von den erleuchtetſten Männern, vom Papſte ſogar, in ſchwierigen Fragen zu Rath gezogen wurde; daß ſich die Abgründe der Hölle, ſo oft ſie's begehrte, vor ihrem Blick erſchließen mußten, daß ſie durch ihr Gebet die Seelen der Sünder aus den

Qualen des Fegefeuers befreite und durch die Berührung ihrer Hand den mächtigſten Zauber löſte; — daß aber ihre Seele, während ſie ſich zum Heile der Menſchen mit den Werken der Finſterniß befaßte, in ſeliger Extaſe von einem Himmel zum andern getragen wurde, bis ſich zuletzt das höchſte Liebeswunder an ihr erfüllte, d. h. bis ihrem Körper die Wundmale des Erlöſers eingedrückt wurden und Chriſtus ſelbſt ſein Herz mit dem ihrigen vertauſchte.

„Es war beinahe, als ob ſich die Wunderkraft Catharina's von Siena auch auf Arnaud ergöſſe, denn während das Mädchen ſprach, wurde dem geiſtigen Auge des Künſtlers das Bild der Heiligen offenbar. Er ſah ſie, eine jugendlich ſchöne Geſtalt, mit zum Himmel erhobenem Antlitze, wie in ſeliger Verzückung vor ſich ſtehen, und obwohl ihr Fuß an der Erde haftete, obwohl ihre Hände ſegnend auf den Häuptern der Dankenden ruhten, die ihre Kniee umfaßten, war etwas ſo Schwebendes in ihrer Haltung, etwas ſo Heilig-Freudiges in ihrem ganzen Sein, daß Jeder fühlte, nur Mitleid und Menſchenliebe vermöchten ſie hienieden zu halten. Arnaud war in das Anſchauen dieſer Viſion ſo vertieft, daß er kaum darauf hörte, als ihm Jeanne beim Abſchiede noch erzählte, Tags zuvor wären Monda's Brüder angekommen, — und als er verſprach, zum Feierabend wieder auf dem Brunnenplatze zu ſein, waren ſeine Gedanken nicht bei dem, was er ſagte.

„Darum konnte er ſich gar nicht erklären, warum ihm Jeanne weder Blick noch Wort gönnte, als er Abends, freilich viel ſpäter, als er ſonſt zu thun pflegte, an der Ecke des

Spinet'ſchen Hauſes eintraf, und warum ſie, als er ſich endlich dicht an ſie gedrängt hatte, mit ſo zerſtreuter Miene und ſo ſchnippiſchem Ton auf ſeine Fragen Antwort gab.

„Die meiſten jungen Männer würden darin wohl ein Zeichen des Unmuths über ihr ſpätes Kommen, alſo im Grund eine große Schmeichelei entdeckt haben, und ich will nicht behaupten, daß Arnaud dazu nicht eitel genug geweſen wäre; aber theils waren ihm die letzten Stunden in der Geſellſchaft des Abbé Regnier ſo ſchnell vergangen, daß er kaum wußte, wie weit der Abend vorgerückt war, theils ärgerte ihn Jeanne's Freundlichkeit gegen ein paar neue Beſucher des Brunnenplatzes, in denen Arnaud nach kurzem Beſinnen ſeine beiden Vettern, die jüngeren Herrn von Spinet, erkannte.

„Beim Heil meiner Seele, ein paar hübſche Geſellen! murmelte der Bildhauer vor ſich hin, während er beobachtete, wie Gaſton, der Aelteſte, die dürren Glieder beinahe verrenkte, um mit Degen und Sporen ſo viel Geräuſch als möglich zu machen, wie er beſtändig bei ſeiner Hauptmannsehre ſchwor und fluchte, wie er den rothen Schnurrbart drehte und dreimal mehr renommirte, als man ſelbſt dem prahleriſcheſten Gascogner verzeihen kann. Um ſo zierlicher benahm ſich Hernani, der Jüngſte, der, wie ſein Vater, Kaufmann geworden war, aber nichts von der derben Biederkeit des alten Spinet geerbt hatte. Mit ſeinen ſchwarzen, von Pomade duftenden Locken, ſeiner beringten, wohlgepflegten Hand, ſeinen geſtickten Kleidern, dem Federbaret und der Spitzenkrauſe ſah er beinahe aus wie ein verkleidetes Frauenzimmer. Dabei war er geziert in Reden und Geberden; aber trotz dieſer allgemeinen Feinheit nicht

weniger unverſchämt, als ſein bramarbaſirender Bruder, der Capitän Sr. Majeſtät Franz I.

„Und an dieſe beiden Laffen verſchwendete Jeanne Vidal ihr ſüßes Lächeln, ihre freundlichen Blicke, ihre Neckereien — kurz, alle die Liebenswürdigkeit, die Arnaud bezaubert hatte. Endlich war er ſogar überzeugt, daß ſie ihn niemals ſo freundlich angeſehen und angelächelt hätte, wie die Beiden. Wie könnte ſich auch mein Pilgermantel mit Gaſton's Waffenſchmuck oder Hernani's ſeidenen Kleidern meſſen, ſagten ſeine bitteren Gedanken, — und hätte er nicht Monda's Geſtalt an der Terraſſenmauer lehnen ſehen, er wäre fortgegangen, ohne ſein Abendlied zu ſingen.

„Aber nun ſang er, — ob allein Monda zu Ehren oder auch Jeanne zum Trotz, wußte er ſelbſt nicht. Den Nachbarn kam es vor, als hätte er noch nie ſo rein und ausdrucksvoll geſungen. Sie umringten ihn, als er das erſte Lied beendet hatte und ließen nicht nach, bis er ein zweites ſang. Und darauf kamen auch ſeine Vettern herbei, thaten, als hätten ſie ihn jetzt erſt erkannt, und Arnaud merkte nach den erſten Worten, daß ſie noch dieſelben waren wie ſonſt, und daß ihr Verhältniß zueinander ſich nicht freundlicher geſtalten würde, als früher.

„Gib mir deinen Segen, frommer Bruder! lispelte der Kaufmann, indem er des Vetters braune Hand mit ſeinen duftenden Fingern erfaßte. Will dir auch beichten, daß ich ein arger Sünder bin. Habe mir immer was auf meine Klugheit eingebildet, aber als du ſagteſt, in Italien würdeſt du den Weg zur Unſterblichkeit finden, meinte ich, du ſtrebteſt

nach Ruhm vor den Menſchen, ſehe aber nun zu meiner Beſchämung, daß du nur deine ewige Seligkeit vor Augen gehabt haſt.

„Aber Arnaud drückte ihm die Hand mit einer Herzlichkeit, daß das feine Herrchen kaum das Schreien verbeißen konnte, und ſagte ruhig:

„Ich fürchte, lieber Vetter, meine Kleidung iſt beſcheidener als mein Gemüth, und ich werde mich bald in anderer Geſtalt vor dir zeigen müſſen.

„Darauf meinte der Capitän mit ſeinem ewigen Schnurrbartdrehen: Hernani möge ſich nicht blamiren, Arnaud hätte jedenfalls den heiligen Lorbeer für ſich allein geplündert und müßte ſich nun durch ſolche Verkleidung vor den Nachſtellungen ſeiner Nebenbuhler retten.

„Arnaud erwiderte: Er hoffe wenigſtens, dem Vetter nicht in den Weg getreten zu ſein, denn er hätte ſich weder im Trinken, noch im Spielen, weder im Renommiren, noch Fluchen auszuzeichnen verſucht.

„Er verbeugte ſich, als er das ſagte, aber man konnte wohl ſehen, wie es in ihm kochte, und als Gaſton höhniſch zur Antwort gab: Weiber und Pfaffen hätten nun einmal das Privilegium, auf Männer zu ſchimpfen, es wäre nur ſchade, daß ſie ſie nicht beſchimpfen könnten, da fuhr Arnaud auf, ſeine Augen funkelten im Zorne wie die eines Raubthiers, und ſeine Stimme klang wie ferner Donner, als er ſagte:

„Bis Oſtern ſind's, Gott ſei Dank! nur noch wenige Tage, dann will ich nachholen, was ich heute, Eurer Meinung nach, nicht leiſten kann.

„Nun miſchten ſich die Nachbarn ein, dem Anſcheine nach, um Frieden zu ſtiften, aber eigentlich, weil Jeder Luſt hatte, auf der einen oder andern Seite Partei zu nehmen. So wäre der Streit wahrſcheinlich trotz Faſtenzeit und Pilgerkleidung in helle Flammen ausgebrochen, hätte ſich nicht Jeanne Schönhaar dazwiſchengeworfen. Sie ſtürzte ſich nicht etwa bittend oder weinend zwiſchen die Männer, dazu war ſie zu klug und zu kokett; ſie machte nur den Veilchenſtrauß los, den ſie im Gürtel trug und rief, indem ſie ihn über dem Kopfe ſchwenkte: Wir ſind nicht hergekommen, um ernſthafte Dinge zu ſprechen. Aufgepaßt! Der Geſchickteſte fängt ihn auf!

„Bei dieſen Worten flog das Sträußchen durch die Luft und war ſo wacker gezielt, daß es gerade in die Hand fiel, für die es beſtimmt war, nämlich in die des zierlichen Kaufherrn Hernani von Spinet. Das ärgerte den Capitän, der ſogleich ſeinen langen Arm ausſtreckte, um dem Bruder die Blumen wegzunehmen. Aber nun bewies Jeanne, daß ſie ſich ebenſo gut auf's Kommandiren verſtand wie irgend ein Offizier. Gaſton von Spinet mußte ſeinen Raub herausgeben, und als Hernani — der in ſeiner Eitelkeit glaubte, Jeanne wollte ihm ein Geſchenk machen — die Blumen küßte und Miene machte, ſie in ſein Wamms zu verbergen, rief und winkte ſie, bis er ſich fügte, d. h. bis er ihr den Strauß zurückwarf.

„Es war, als hätten die Uebrigen nur auf dieß Signal gewartet, denn nun ſchwirrten gleich noch fünf oder ſechs andere Sträußchen durch die Luft. Es war ein glücklicher Einfall! Das beliebte Ballſpiel gehört zu den Unterhaltungen, die während der Faſtenzeit verpönt ſind, aber kein Beichtvater

Digitized by Google

hat das Werfen und Fangen von Veilchensträußen verboten, und so gab man sich mit großer Gewissensruhe unter Scherz und Lachen dem lang entbehrten Vergnügen hin.

„Nur Gaston und Arnaud nahmen nicht Theil daran. Der Capitän ging schnurrbartdrehend umher, murmelte seine kräftigsten Flüche vor sich hin und gab sich Mühe, die Spieler durch seine häufigen Wendungen zu stören, — und der Bildhauer verließ den Brunnenplatz mit dem festen Entschlusse, kein Wort und keinen Gedanken mehr an die kleine Kokette zu verschwenden.

„Einigermaßen wurde ihm dieser Vorsatz durch das Wetter erleichtert. Noch denselben Abend kam nämlich der Südwind mit schweren Wolkenmassen vom Mittelländischen Meere herüber, heulte um die Thürme von St. Saturnin und St. Etienne, rüttelte an der schlanken Spitze der Dalpade und riß den Epheu von der alten Mauer des Römerthurms. Gegen Mitternacht fingen auch die Wolken an, sich ihres Inhalts zu entladen, und als die Bewohner unserer guten Stadt am nächsten Morgen erwachten, floß das Wasser stromweise durch die Straßen und die Ungeheuer der Dachtraufen schienen von unversieglichen Quellen genährt zu sein, — mit einem Worte: die Frühlingsregenzeit war gekommen, und wer nicht durch Geschäfte dazu gezwungen wurde, verließ das Haus gewiß nicht anders, als um zur Kirche zu gehen.

„So kam die heilige Woche heran. Noch immer heulte der Südwind und kein Streifchen Himmelblau zeigte sich zwischen den Wolken, die bis auf die Dächer niederzuhängen schienen. Nun will ich gewiß die Wahrheit des Sprüchworts

nicht beſtreiten, daß ein tüchtiger Regen ſchon für manche arme Seele die Gluth des Fegefeuers verlöſcht hat, aber wenn ſolche Witterung auch vielerlei Anlaß zu weltlicher Luſt und Eitelkeit vernichtet und uns zur Einkehr in uns ſelbſt veranlaßt, kann ſie doch leider nicht alle unſere Sorgen mit fortſchwemmen.

„Das empfanden auch Monda, Arnaud und Jeanne; denn anſtatt ſich, wie ſich's für Chriſten geziemt, in das Leiden des Heilands und das Werk der Erlöſung zu vertiefen, waren ſie immer durch ihre beſonderen Kümmerniſſe in Anſpruch genommen. Monda konnte nicht aufhören, darüber zu grübeln, was Arnaud zu ſeinem Gelübde veranlaßt haben möchte und wie lange Zeit es ihn noch belaſten würde. Jeanne dachte mehr an den Pilger mit der ſtolzen Miene, als an alle ihre Verehrer zuſammengenommen; und wenn Arnaud aufhörte, ſeinen Betrachtungen über die Koketterie des Mädchens nachzuhängen, war's nur, um mit einer Ungeduld, die an Verzweiflung grenzte, das Ende ſeiner Prüfungszeit herbeizuwünſchen. Das Bild der heiligen Catharina erſchien ihm immer ſeltener, immer bläſſer, und er fürchtete, daß es ihm ganz entſchwinden könnte, wenn er es nicht bald feſtzuhalten verſuchte.

„Aber endlich kam der Sonnabend, der Tag der Erlöſung! Arnaud beichtete, communicirte, und mit dem allgemeinen Ablaſſe, der Nachmittags im Dome von St. Etienne verkündigt wird, war das Ende ſeiner Buße gekommen. Monda hatte ihm gegenüber gekniet, hatte dann und wann den ſchwermüthigen Blick zu ihm erhoben — er hatte Thränen in ihren Augen geſehen und wußte, daß ſie um ihn vergoſſen wurden.

Digitized by Google

Wie freute er ſich, die Zweifel zu beenden, die das treue Herz ſeiner Jugendfreundin quälen mochten.

„Es kam jedoch wieder anders, als er gedacht hatte. Anſtatt ſich gegen Monda allein auszuſprechen, mußte er die Geſchichte ſeines Gelübdes in Gegenwart der ganzen Familie erzählen, ſelbſt Dame Barrot fehlte nicht!

„Nun hatte er zwar, wie wir wiſſen, nichts zu beichten, deſſen er ſich zu ſchämen brauchte, und Anfangs ſchilderte er auch Alles, wie es geweſen war, ohne ſich durch das unmuthige Murren des Onkels oder durch die ſpöttiſchen Bemerkungen ſtören zu laſſen, welche die Vettern einander zuflüſterten; aber endlich kam doch ein Punkt, den er vor dieſen Zuhörern nicht erwähnen mochte, und das war, wie Ihr wohl errathet, die Bedingung des Gelübdes: vier Wochen lang in der Nähe des Weſens zu leben, das ihm das Liebſte war, ohne auch nur ein Wort mit ihm zu reden. Wenn er Monda allein getroffen hätte, würde er nichts verſchwiegen haben; aber er war zu ſtolz, um ſeine Herzenswünſche Anderen gegenüber auszuſprechen, ſo lange er ſeiner Geliebten weder Reichthum, noch Künſtlerruhm zu bieten hatte.

„Dame Barrot war übrigens ſchlau genug, die Lücke in ſeiner Erklärung aufzufinden, und natürlich ließ ſie ſich die Gelegenheit nicht entgehen, den jungen Mann in Verlegenheit zu bringen. Er kam auch wirklich etwas in Verwirrung, als ſie fragte: warum er ſich denn gerade von Monda ferngehalten hätte, — und ſeine Antwort, der Prior hätte ausdrücklich verlangt, daß er mit ſeiner Pflegeſchweſter nicht verkehrte, klang unwahrſcheinlich und wurde von allen Zuhörern mit ungläu-

bigem Lächeln aufgenommen. Selbſt Monda ſchien zu zweifeln, denn ſie ſeufzte und ſah ihren Freund mit ſchwermüthigen Blicken an.

„Arnand ſah, daß man ihm mißtraute. Das Blut ſtieg ihm heiß zum Kopf, und wenn er ſich nicht der Gefahr aus=ſetzen wollte, durch den Ausbruch ſeines Zorns die Wohlthat der heutigen Beichte zu verſcherzen, blieb ihm nichts übrig, als ſich zu entfernen. Das that er denn auch, ſobald die Schick=lichkeit es zuließ; — aber als er die Schwelle des Hauſes überſchritt, das er mit ſo freudigen Erwartungen betreten hatte, war ihm zu Muth, als ob ihm Hoffnung und Glück auf immer entriſſen wären.

„Lange war er gar nicht im Stand, einen klaren Gedanken zu faſſen, und als er endlich zur Ruhe kam, d. h. als er ſich fragte, was ihn ſo tief gekränkt hätte, war's doch eigentlich nur der Blick voll Traurigkeit und Zweifel, womit ihn Monda angeſehen hatte. Wenn ſie ihn wirklich liebte, mußte ſie an ihn glauben, meinte er — keine Macht der Erde, davon war er überzeugt, wäre im Stande geweſen, ſein Vertrauen auf Monda zu erſchüttern. Zuletzt kam er zu der Erkenntniß, zu welcher wir Männer immer gelangen, wenn unſere Eitelkeit oder Eigenliebe gekränkt wird, d. h. er ſagte ſich zum Troſte, daß die Weiber nun einmal von Anbeginn der Welt ein ſchwaches, thörichtes Geſchlecht ſind, und daß der Herr der Schöpfung am beſten thut, ſich gar nicht mit ihnen zu befaſſen.

„In dieſem Moment fiel ſein Blick auf den Thonklumpen, den die Wirthin auf ſeinen Wunſch herbeigeſchafft hatte, und

nun beſchloß er, ſein Leben fortan der Kunſt allein zu widmen.

„Er ging ſogleich an's Werk und verſuchte die Geſtalt der heiligen Catharina zu modelliren, wie ſie ihm kürzlich erſchienen war — aber die Kunſt bewies ſich ebenſo launenhaft wie irdiſche Frauen; die Arbeit wollte nicht gelingen — eine Stunde nach der andern ging in fruchtloſen Verſuchen hin, und als die Glocken zur Frühmette des Oſtertages riefen, ſaß der Künſtler bleich, erſchöpft, verzweifelnd neben ſeiner erlöſchenden Lampe und der unglückliche Thonklumpen, der ſich ſeinen Gedanken nicht anpaſſen wollte, lag im äußerſten Winkel der Kammer.

„Aber der anbrechende Tag ergoß eine ſolche Fülle von Licht und Glanz über die Stadt, daß auch das traurigſte Gemüth dem Einfluſſe des langentbehrten Sonnenſcheins nicht widerſtanden hätte. Auch Arnaud kam zur Beſinnung, ſah ein, daß mit der Einen Nacht noch nicht Alles verloren wäre, legte ſich endlich zur Ruhe und erwachte ſo geſtärkt und ermuthigt, daß er mit großem Vergnügen die ſchönen Sammetkleider anzog, die er ſeit ſeiner Abreiſe aus Italien nicht getragen hatte.

„Die Wirthin ſchrie vor Ueberraſchung laut auf, als er mit dem Degen an der Seite und dem federgeſchmückten Baret in der Hand an ihr vorüberging. Die Fabel von dem ungeheuern Reichthum ihres Gaſtes wurde in ihren Gedanken zur Wirklichkeit. Arnaud hatte jedoch nicht Zeit, ihre neugierigen Fragen zu beantworten, ſondern eilte ſo raſch als möglich fort, um den Dom noch während der Meſſe zu erreichen. Aber er kam zu ſpät — eben begann die Prozeſſion und das Gedränge

wurde gleich ſo groß, daß er ſich an dem Eiſengitter eines Fenſters emporſchwang, um nur etwas von dem Zuge zu ſehen.

„Er hatte einen guten Platz gewählt, denn ihm gegenüber war einer der Stationsaltäre errichtet, bei denen die Bannerträger, die Chorknaben, die ſingenden Mädchen, ſogar der Erzbiſchof Halt machen, und wenn ſich in ſeine Andacht etwas weltliche Freude an den lieblichen oder ehrwürdigen Geſtalten, an der Koſtbarkeit der Gewänder oder der Schönheit der verſchiedenen allegoriſchen Gruppen miſchte, ſo werden die Heiligen dem Künſtler deßhalb nicht gezürnt haben.

„Im Gegentheil — ſie mußten ihm gnädig ſein, denn als er nach dem Gebete, das er beim Vorübertragen des Venerabile ſprach, wieder aufblickte, ſah er das Bild ſeiner Träume, die heilige Catharina, vor ſich ſtehen — eine jugendlich ſchöne Geſtalt, das Geſicht wie in ſeliger Verzückung zum Himmel erhoben.

„Er wagte kaum ſeinen Augen zu trauen, denn als er genauer hinſah, erkannte er Jeanne Vidal in ſeiner Heiligen. Das einfache weiße Gewand ließ die edeln Formen ihrer Geſtalt erkennen; die goldenen Flechten lagen wie eine Glorie über der weißen Stirn, und wie ſie zu dem Banner aufblickte, das im Morgenwind über ihrem Kopfe rauſchte, lag ein Ausdruck kindlicher Reinheit, frommer Ruhe in ihren Zügen, der ſie bis zur Heiligkeit verklärte.

„Die Prozeſſion zog weiter, aber Arnaud hatte das Bild in ſeine Seele aufgenommen und durfte nicht fürchten, es zu verlieren, denn Jeanne's Anblick mußte es immer wieder erneuern. Er war zwar lange neben ihr hingegangen, ohne

ihre Schönheit ganz zu erkennen, aber jetzt hatte sie sich ihm offenbart — und solche Offenbarung geht für den echten Künstler nicht verloren.

„Aber da es uns Menschen einmal nicht bestimmt ist, immer mit Heiligen oder Engeln zu verkehren, war es thöricht von Arnaud, daß er sich ärgerte, als er seinen Namen von einer etwas schnarrenden Stimme aussprechen hörte und beim Hinabschauen die würdige Madelaine erkannte. Sie hatte sich im Gedränge von ihrer Gesellschaft verloren, versicherte, sie wäre so müde, daß sie sich kaum fortschleppen könnte, und schien so erfreut, den jungen Mann gefunden zu haben, daß er nicht anders konnte als hinunterspringen, ihr seinen Arm bieten und sie heimgeleiten.

„Dame Barrot ergriff die Gelegenheit, Arnaud in ihr Vertrauen zu ziehen. Sie erzählte ihm ihre ganze Lebensgeschichte, machte ihn mit allen ihren Vorzügen bekannt und gab ihm endlich zu verstehen, daß ihr Werth im Spinet'schen Hause nicht anerkannt würde.

„Monda ist freilich gut wie ein Engel, fügte sie mit vielsagender Miene hinzu, aber ein großer Herzenskummer pflegt gegen Alles gleichgiltig zu machen, was sonst im Leben vorgeht.

„Hat sie sich wirklich so sehr um mich gegrämt! rief Arnaud mit einem Blicke, der mehr Stolz als Bedauern ausdrückte.

„Nun ja, sie mag sich auch um Euch gegrämt haben, erwiderte Madelaine in gedehntem Ton, aber das war's nicht, was ich meinte. Ihr dürft auch nicht glauben, ich hätte Euch die Schuld an ihren bleichen Wangen und verweinten Augen

aufbürden wollen; nein, nein! Ich weiß ſo gut wie Ihr, welche Einbildung das Herz der armen Monda ſo lange bethört hat.

„Daß Arnaud nichts wüßte, glaubte Madelaine durchaus nicht, und nur um ihm zu beweiſen, daß er vor ihr kein Geheimniß daraus zu machen brauchte, erinnerte ſie ihn an Franz I. letzte Anweſenheit in Toulouſe und war unermüdlich in Aufzählung der Symptome, die ihrer Anſicht nach Monda's Liebe für den König bewieſen.

„Sie war mit ihrer Aufzählung noch längſt nicht fertig, als ſie das Spinet'ſche Haus erreichten, aber Arnaud hatte nicht Luſt, noch mehr zu hören; er verſicherte in der hochmüthigen Weiſe, die Madelaine ſo verhaßt war, daß ſie ſich in ihren Beobachtungen geirrt hätte, ließ ſie an der Treppe ſtehen und eilte in den Garten, um Monda, die ihm von der Terraſſenmauer zugewinkt hatte, zu begrüßen.

„Es war die erſte ungeſtörte Zuſammenkunft der Beiden. Monda eilte dem Freunde mit ausgeſtreckten Händen entgegen; er ſprang auf ſie zu, nahm ſie in die Arme und hielt ſie feſt, ohne ein Wort zu ſagen, bis ſie ſich mit einiger Verlegenheit von ihm losmachte. Aber nun ſtanden ſie einander gegenüber, ſahen ſich an und wußten nicht recht, was ſie ſich ſagen könnten.

„Vielleicht habt Ihr, meine lieben Nachbarn, ſchon an Euch ſelbſt erfahren, daß es nach langer Trennung von unſeren Freunden ſelten gelingt, den alten vertraulichen Ton gleich wieder anzuſtimmen. Tauſend Kleinigkeiten, die uns kaum der Rede werth ſcheinen, haben unſer Weſen verändert, unſere Anſichten, Wünſche und Pläne nach dieſer oder jener Richtung

gelenkt, und ſo müſſen wir, obwohl wir im Grunde dieſelben geblieben ſind, gleichſam auf's Neue miteinander bekannt werden.

„Auch Arnaud und Monda mußten daſſelbe erfahren, und je mehr ſie ſich nacheinander geſehnt hatten, um ſo ungeduldiger machte ſie der Zwang und die Kälte, die ſie jetzt empfanden. Das Schlimmſte war, daß ſie die Urſache nicht in den Verhältniſſen ſuchten, daß ſie ſich gegenſeitig anklagten und daß ſie die Wirklichkeit mit dem verglichen, was ſie gehofft und geträumt hatten. Die armen Kinder! Sie wußten noch nicht, daß der Wunſch immer viel, viel ſchöner iſt, als die Erfüllung.

„Die erſte Verlegenheit wurde zwar ſchnell von Beiden überwunden. Arnaud fing an von ſeinen Reiſen zu erzählen; Monda ſchilderte mit wenigen Worten, in welcher Einförmigkeit die letzten Jahre für ſie vergangen wären, aber das Gefühl, daß ſie ſich fremd geworden waren, verloren ſie nicht, obwohl ſie den ganzen Tag miteinander verlebten.

„Sie hofften nun auf das nächſte Zuſammenſein, nahmen ſich vor, das Eis zu brechen, dachten ſich aus, was ſie ſich ſagen wollten, und als ſie ſich wiederſahen, war's ebenſo wie das erſte Mal. Dazu kam, daß ſich Arnaud im Spinet'ſchen Haus unbehaglich fühlte. Die ſtrenge Ordnung, die darin herrſchte, erſchien ihm nach ſo langer Ungebundenheit wie der ärgſte Zwang, und dem Reichthum ſeiner Verwandten gegenüber empfand er ſeine Armuth beinahe wie eine Schmach; das Benehmen des alten Herrn von Spinet war ziemlich unfreundlich, und wenn ihn die Vettern, die faſt immer ihren Vergnügungen nachgingen, wenig beläſtigten, ſo war ihm

dagegen Madelaine's Umherſchleichen und Spioniren deſto peinlicher; am meiſten aber quälte ihn Monda's leidende Miene, ihr ſtilles Weſen, ihr ſchwermüthiges Lächeln. Sein lebensluſtiger Sinn, ſein jugendlicher Uebermuth, ſein Witz ſogar waren in Gegenwart der ernſten Jungfrau wie gelähmt.

„Als die Oſterfeiertage vorüber waren, gab ihm ſeine Arbeit willkommene Veranlaſſung, den ganzen Morgen zu Haus zu bleiben — die Einladung des Onkels, wieder in ſeinem Hauſe zu wohnen, hatte er abgelehnt; — Nachmittags ging er gewöhnlich ein paar Stunden zum Abbé Regnier, und oft kam die Dämmerung heran, ehe er Monda aufſuchte, und dann blieb er auch nur kurze Zeit, denn ſobald er die Nachbarn auf dem Brunnenplatze ſchwatzen hörte, ging er hinunter, um mit ſeinen alten Freunden zu plaudern und zu lachen.

„Da war es übrigens auch nicht mehr ſo angenehm wie früher, denn Gaſton und Hernani fehlten keinen Abend. Sie verfolgten Jeanne Vidal auf Schritt und Tritt, und dieſe that ſich nicht wenig darauf zu gut, einen Capitän und einen der reichſten jungen Kaufleute von Toulouſe unter ihren Anbetern zu ſehen; obgleich es die kleine Kokette auch nicht an ſpöttiſchen Mienen und Worten fehlen ließ, ſo daß alle Nachbarn zu ihrem großen Ergötzen bemerkten, wie ſehr ſie ſich über ihre vornehmen, aber lächerlichen Verehrer luſtig machte. Nur Arnaud ſchien das nicht einzuſehen. Mehr als einmal machte er den Verſuch, ſich ganz zurückzuziehen, aber jedesmal wußte ihn Jeanne durch irgend eine Freundlichkeit zurückzuhalten, und es währte gar nicht lange, da war ſie ihm — eben weil ſie

ihn quälte — zum Leben noch unentbehrlicher, als der Sonnenſchein. Hätte er jetzt ſein Gelübde auf ſich zu nehmen gehabt, er hätte ungeſtört mit Monda verkehren dürfen.

„So ſonderbar es im erſten Augenblicke ſcheinen mag, ſo natürlich war es doch, daß ſich Arnaud's Verhältniß zu Monda wieder herzlicher, vertraulicher geſtaltete, als er aufhörte, etwas Anderes, als die Freundin ſeiner Kindheit in ihr zu ſuchen. Er konnte wieder, wie ſonſt, von ſeinen Arbeiten, ſeinem Ehrgeize, ſeinen Hoffnungen mit ihr ſprechen. Das Einzige, was er verſchwieg, war ſeine Neigung für die ſchöne Jeanne, — und wenn es ihm zuweilen vorkam, als ob ſich in Esclarmonde's Weſen, trotz ihrer gewöhnlichen Zurückhaltung, ein wärmeres Gefühl als das der Freundſchaft ausſpräche, beruhigte er ſich in der Erinnerung an Madelaine's Andeutungen von der Leidenſchaft ſeiner Freundin für den König, — es war ihm jetzt bequem, daran zu glauben.

„Die arme Monda gab ſich indeſſen immer mehr dem Glauben hin, daß ihre Gefühle von Arnaud verſtanden und getheilt würden. Daß er ſich nicht offen ausſprach, bekümmerte ſie nicht, — im Gegentheil, ſie fand es ehrenwerth, daß er ſchwieg, bis er ſich eine Stellung in der Welt errungen haben würde. Das Aufgeben ihrer Sorgen und Zweifel erſchien ihr als ein ſo großes Glück, daß ſie für den Augenblick vollkommen befriedigt war. Sie begehrte nichts, als ſich der ſüßen Gewißheit ſeiner Liebe hinzugeben, ihm hier und da zu begegnen und während ſeiner Abweſenheit von der Erinnerung an das letzte Zuſammenſein mit ihm und die Hoffnung auf das nächſte Wiederſehen zu zehren. Und es war, als ob die innere

Freudigkeit ihr ganzes Weſen durchleuchtete; die bleichen Wangen wurden von ſanfter Röthe gefärbt, die Augen ſtrahlten, die Geſtalt ſchien größer als ſonſt, die Stimme bekam einen hellern Klang, und wenn ſie auch in den jugendlichen Frohſinn und Muthwillen Arnaud's nicht einſtimmen konnte, ſo fing ſie doch wieder an, die Freuden der Welt zu erkennen und ſich in ihrer ſtillen Weiſe daran zu betheiligen.

„Nun gibt es aber keinen Frühling ohne Lieder, und ſo dürfen wir uns nicht wundern, daß in Monda's Seele die Gabe des Geſanges wieder aufwachte. Wie der Wandervogel, der mit den erſten warmen Winden über's Meer gekommen iſt, Anfangs ſchüchtern zu verſuchen ſcheint, ob er ſich noch auf ſeine alten Weiſen verſteht, ſo war auch Monda zuerſt ängſtlich und zaghaft. Aber als Arnaud einige ihrer poetiſchen Verſuche gelobt hatte, wurde ſie kühner; endlich entſchloß ſie ſich ſogar, beim Wettkampfe der Blumenſpiele ihren Platz unter der Pleyade von Toulouſe wieder einzunehmen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſie dieſen Entſchluß geheim hielt; — aber während ſie ſich durch fromme Betrachtungen würdig zu machen ſtrebte, die Himmelskönigin zu beſingen, entſtrömte ihrer Seele manches anmuthige Lied, das ſie Arnaud mittheilte, wenn er Abends kam, ihr von den Fortſchritten ſeiner Arbeit zu erzählen.

„Die erſten Aprilwochen waren ſo vorübergegangen, der Termin, an welchem die Bewerber um die Ausſchmückung der St. Catharinen-Kapelle ihre Zeichnungen oder Modelle einreichen ſollten, kam heran, und Arnaud wurde einige Tage zu ſehr durch ſeine Arbeit in Anſpruch genommen, um Monda oder den Brunnen-

platz beſuchen zu können. Monda wußte, was den Freund fern hielt, und betete für das Gelingen ſeines Werkes, das der Grund ſeiner Zukunft werden ſollte. Aber Jeanne, die keinen Begriff von ernſter Arbeit hatte, ſondern ſo recht wie die Lilie des Feldes lebte, ließ Arnaud's Erklärung nicht gelten und fand es abſcheulich, daß er aus irgend einem Grunde der Welt tagelang fern von ihr bleiben konnte. Sie wußte freilich nicht, wie unabläſſig er mit ihr beſchäftigt war und daß ſein Heiligenbild ihre Züge trug. — Aber es ſcheint, als hätten die Verliebten recht, wenn ſie behaupten, daß ihre ſehnſüchtigen Gedanken dem geliebten Weſen in der Ferne fühlbar werden, — wie wäre es ſonſt gekommen, daß Jeanne trotz ihrer Vorſätze immer an Arnaud denken mußte, daß ſie ſich ſchmerzlich nach ihm ſehnte und zum erſten Mal im Leben die Qual der Eiferſucht empfand. Ihr wißt doch, daß man auch auf lebloſe Dinge, auf eine Kunſt, eine Wiſſenſchaft, mit einem Wort auf Alles eiferſüchtig ſein kann, was die Seele, die wir allein beſitzen möchten, zu ſehr in Anſpruch nimmt. Freilich muß es dann mit der Liebe ſchon weit gekommen ſein.

„Jeanne Vidal geſtand ſich das übrigens nicht, und hätte um Alles keinem fremden Blicke verrathen, wie ihr zu Muthe war. Vater und Mutter hatten freilich böſe Stunden, aber wenn das Mädchen mit ihren Bekannten zuſammenkam, war ſie ausgelaſſener als je, und Niemand ſah es ihren glänzenden Augen an, wie manche Thräne des Zorns oder der Wehmuth ſie kurz zuvor vergoſſen hatten.

„In dieſer Aufregung bemerkte ſie nicht, daß die Zudringlichkeit der Gebrüder Spinet zunahm. Die edeln Herren

hatten sich, Jeder in seinem Kreise, der Eroberung des schönen Bürgermädchens aus der Rue du Perron gerühmt, waren tüchtig ausgelacht worden und hatten sich anheischig gemacht, ihren Sieg zu beweisen. Der Capitän hatte von einer Entführung gesprochen; Hernani wollte sich mit einem Stelldichein begnügen, und wer weiß, ob die arme Jeanne den Fallstricken der argen Gesellen entgangen wäre, hätten sie sich nicht gegenseitig beobachtet und gehindert.

„Gaston überzeugte sich bald, daß er es in List und Geschicklichkeit mit seinem Bruder nicht aufnehmen könnte, und da er sich überhaupt nicht gern auf viel Denken und Grübeln einließ, sah er sich nach einem Helfershelfer um und wählte dazu die würdige Jungfer Madelaine.

„Die fromme Dame erstarrte zwar anfänglich vor Abscheu und Entsetzen, als sie den ruchlosen Plan ihres Herrn Vetters erfuhr, aber die fünfzig blanken Ducaten, die für ihre Hilfe geboten wurden, beseitigten bald ihre Bedenklichkeiten, und als wenige Stunden später Hernani mit einem ähnlichen Anliegen zu ihr kam, ihr auf Abschlag einen Ring schenkte und nach der Ausführung des Projects noch eine gute Belohnung versprach, schwanden ihre letzten Scrupel. Sie sagte auch ihm ihre Hilfe zu, und es gelang ihr sogar bald, sich zu überzeugen, daß sie eher ein gutes Werk, als eine Sünde thäte, wenn sie auf die Vorschläge der schlimmen Gesellen einging, deren Absichten sie ja vielleicht vereiteln konnte, wenn sie Beiden diente. Außerdem bot sich ihr auf diese Weise eine ganz unerwartete Gelegenheit, sich für alle Beleidigungen der hochmüthigen Vidal's zu rächen und Jeanne, deren Schönheit

und Leichtſinn ihr ein Greuel waren, zu demüthigen. Es währte alſo nicht lange, ſo war ihr Plan gefaßt, und ſie machte ſich auch ſofort an's Werk.

„Es kam ihr zu Statten, daß Jeanne, von ihrer Sehnſucht nach Arnaud gefoltert, noch weniger als ſonſt zu Haus bleiben mochte. Wie von ungefähr geſellte ſich die Alte zu ihr, als das Mädchen in traurige Gedanken verſunken die Straße hinunterging, fragte ſcherzend, warum ſie ſo traurig wäre, ob ſie etwa an der Treue des Herzallerliebſten zweifelte und mit dem Plan umginge, das Roſenorakel zu befragen.

Jeanne hatte nie von dieſem Orakel gehört, was der Dueña ganz unglaublich vorkam, denn zu ihrer Zeit war es der Haupttroſt aller jungen Mädchen, und da ihre kleine Nachbarin ſich dafür zu intereſſiren ſchien, war ſie ſogleich bereit, es ihr zu erklären.

„Im Grund iſt's ſehr einfach, ſagte ſie, und man braucht dazu viel weniger Vorbereitungen, als zu den meiſten anderen Orakeln, — nur von den Roſenblättern muß man haben, die am St. Germierstag in der Dalbade geſegnet werden.

„Jeanne verſicherte, die hätte ſie immer im Haus, um vor Gewittern geſchützt zu ſein.

„Nun gut, fuhr Madelaine fort; von dieſen Blättern nimmt man, am Feſte des heiligen Gregorius, das wir übermorgen feiern, eins oder einige, legt ſie unter einen Roſenbuſch und verbrennt daneben etwas Weihrauch, — daß dieß Alles in der erſten Stunde nach Mitternacht geſchehen muß, brauche ich wohl nicht erſt zu ſagen, denn dieſe Zeit iſt ja von jeher als die wunderreichſte bekannt, — und ein Wunder

iſt's in der That, was ſich begibt, während der Weihrauchdampf den Roſenſtock umhüllt, denn die Zweige, die kaum ihre erſten Blätter tragen, ſind plötzlich mit Roſen geſchmückt. Sind es rothe Roſen, ſo bedeutet es, daß der Mann, um den wir uns grämen, in treuer Liebe an uns denkt und daß wir glücklich mit ihm vereinigt werden. Sind es weiße Blüthen, ſo findet unſere Liebe erſt im Himmel ihren Lohn, und wenn es gelbe ſind, müſſen wir uns darauf gefaßt machen, daß unſere Hoffnungen der Falſchheit der Welt unterliegen.

„Und wenn gar keine Roſen erſcheinen? fragte Jeanne.

„Ein frommes Gemüth braucht das nicht zu fürchten, verſicherte Madelaine. Wenn ein guter Chriſt um etwas fragt, antworten die Heiligen jedesmal. Nach dieſen Worten empfahl ſie ſich und überließ Jeanne ihren Gedanken.

„Und dieſe Gedanken kehrten immer und immer zu dem Roſenwunder zurück, und als Arnaud Abends wieder nicht auf dem Brunnenplatz erſchien, beſchloß das Mädchen, der Ungewißheit ein Ende zu machen. Sie war ſich bewußt, ihre Pflichten gegen die Heiligen immer auf's Gewiſſenhafteſte erfüllt zu haben, ſo durfte ſie auch wohl auf ihren Beiſtand zählen.

„Schon am nächſten Morgen glaubte ſie dieſen Beiſtand in der Fügung zu erkennen, daß Madelaine gerade zu der Zeit, als Mutter Vidal auf den Markt gegangen war und Vater Vidal in der Werkſtatt hämmerte, mit der Bitte aukam, ihr ein Kapüchon zu leihen. Sie hatte ihren Schlüſſel verlegt und wollte die Meſſe nicht gern verſäumen. Zum Glücke hatte ſie's nicht zu eilig, um die Fragen des Mädchens zu

beantworten, und bei dieſer Gelegenheit mußte Jeanne voll Beſchämung erkennen, wie unrecht ſie der würdigen Dame gethan hatte, wenn ſie ſie zuweilen „eine böſe alte Jungfer“ nannte: denn wie freundlich war ſie jetzt bemüht, Alles zu beſeitigen, was das Vorhaben des ſchönen Kindes erſchwerte. Als Jeanne bedauerte, daß ſie keinen Roſenſtock beſäße, ſagte Madelaine, im Spinet'ſchen Garten gäbe es eine ganze Menge, und wenn ſie wüßte, daß ihre junge Freundin das Roſenorakel befragen wollte, würde ſie dafür ſorgen, daß das Pförtchen offen ſtände, das von der Straße auf die Hintertreppe der Terraſſe führt. Auf die Verſicherung des jungen Mädchens, daß ſie ſich nicht entſchließen könnte, um Mitternacht heimlich und allein das Haus zu verlaſſen, erwiderte die fromme Madelaine, daß alle Stunden der Nacht wie des Tages dem Willen Gottes unterworfen ſind. Darauf ſtellte ſie der Kleinen vor, wie ſchnell man vom Vidal'ſchen Hauſe zur Terraſſe gelangt, daß ſie im Garten vor jeder Begegnung ſicher wäre und daß ſie ſich durch das Kapüchon ihrer Mutter vor jedem Blicke verbergen könnte, wenn ihr, was eigentlich kaum anzunehmen wäre, auf der Straße Jemand begegnete. Madelaine's Beredſamkeit war ſo groß, daß ſich Jeanne ihrer Zaghaftigkeit beinahe ſchämte, und als ſich Dame Barrot in die geliehene Kapuze hüllte, hatte ſie die Ueberzeugung gewonnen, daß Jeanne' Schönhaar in der nächſten Nacht das Orakel befragen würde.

„Sie hatte recht. Abends zog ſich Jeanne früher als gewöhnlich zurück, die Nachbarn folgten ihrem Beiſpiel, und ſo war's lange vor Mitternacht einſam unter den Ulmen. Nur

das Plätſchern des Brunnens unterbrach die Stille ringsumher, und als Jeanne zur angegebenen Zeit die Hausthür öffnete, fühlte ſie ſich durch die friſche Nachtluft wie belebt und zu ihrem Unternehmen ermuthigt. Es war ſternenhell. Dame Barrot, die an ihrem Fenſter Wache ſtand, ſah die Geſtalt längs der Häuſer hingleiten. Am Fuße der Terraſſe ſchien ſie einen Moment zu zaudern, dann ſtieß ſie das Pförtchen auf und verſchwand im Innern des Ganges. Was hätte Dame Madelaine darum gegeben, den Verlauf des Abenteuers, das ſie doch etwas beunruhigte, mitanzuſehen! Sie wußte, daß ſich Hernani mit mehreren ſeiner Freunde im Thürmchen am Ende der Terraſſe befand, und daß Gaſton, der noch immer eine Entführung im Sinne hatte, im Thorwege des Vorderhauſes eine Sänfte in Bereitſchaft hielt; das Weitere mußte ſie freilich den Heiligen überlaſſen.

„Indeſſen war Jeanne in den Garten gelangt; ihr Herz fing immer heftiger an zu ſchlagen; ſie ſah die Gegenſtände ringsumher wie durch einen Nebel, und hätte ihr Madelaine nicht genau beſchrieben, wie ſie gehen müßte, ſie hätte ſich kaum in dem kleinen Raume zurechtgefunden. So aber fand ſie den hohen Roſenbuſch neben der Bank, auf welcher Monda zu ſitzen pflegte. Sie kniete nieder, legte ihre geweihten Roſenblätter auf die Erde, zog ein Töpfchen mit glühenden Kohlen unter dem Kapüchon hervor, ſtreute Weihrauch hinein und blickte voll Erwartung in die blauen Rauchwölkchen, die zwiſchen den Zweigen des Strauchs emporſtiegen.

„Plötzlich hörte ſie ein Geräuſch wie vom Knarren einer Thür, — ſie lauſchte athemlos. Jeſus, Maria! Jetzt kniſterte

der Kies, — jetzt konnte ſie deutlich Schritte unterſcheiden, und ehe ſie im Staude war, ſich zu erheben, trat eine männliche Geſtalt aus dem Gebüſche hervor und war im nächſten Augenblick an ihrer Seite.

„Jeanne, Jeanne, wie ſoll ich Euch danken! flüſterte Hernani's Stimme und ſeine Hand erfaßte ihren Arm. Sie ſträubte ſich, ſie ſchrie und wurde gehört, denn eine andere Geſtalt eilte auf ihren Hilferuf herbei; — aber nicht um ſie zu befreien, denn es war Gaſton, der den Bruder bedrohte.

„Laß ſie los, Bube! rief er ſchon von Weitem im durchdringenden Flüſtertone. Meinſt du, ſie wäre deinetwegen hier? Zu mir, mein Püppchen, zu mir! Dein Ritter verläßt dich nicht!

„Mit dieſen Worten ſchleuderte er Hernani zurück, nahm das Mädchen in ſeine Arme, und als ſie ſich immer heftiger ſträubte, wickelte er ſie ſofort in ihre Kapuze, daß ſie weder einer Bewegung, noch eines Lautes fähig war, und ſchleppte ſie fort.

„Glücklicherweiſe gehörte Jeanne nicht zu den ſchwachen Dämchen, welche gleich die Beſinnung verlieren, aber ſie begriff, daß ſie für den Augenblick mit Gewalt nichts ausrichten konnte, verhielt ſich ſtill und lauſchte. Sie bemerkte nun, daß ſie eine Treppe hinuntergetragen wurde, es konnte jedoch nicht die nach der Straße ſein, denn gleich nach der letzten Stufe betrat ihr Entführer ein hallendes Gewölbe, das, wie Jeanne richtig ſchloß, die Flur des Spinet'ſchen Hauſes war.

„Hier ſchienen ſie von zwei oder drei Männern erwartet zu werden, denen Gaſton einige Befehle gab, worauf ſie vor-

sichtig eine Thür öffneten, zu welcher die frische Nachtluft hereinströmte; es konnte nur das Thor sein, das nach der Rue du Perron hinausgeht. Das Mädchen hatte den Athem angehalten, wie man das immer bei aufmerksamem Horchen thut, und weil sie nun so regungslos in seinen Armen lag, glaubte der Capitän, daß sie ohnmächtig wäre, lehnte sie ohne weitere Vorsichtsmaßregeln in die Kissen der bereitstehenden Sänfte, machte dieselbe zu und kommandirte: vorwärts.

„Aber sobald die Träger die Schwelle des Hauses überschritten hatten und während der Capitän mit dem dritten Diener beschäftigt war, das Thor zu schließen, befreite sich Jeanne von ihrem Kapüchon, öffnete die Sänfte so leise als möglich und machte sich zum Sprunge bereit. Als sie jedoch die Straße hinuntersah, bemerkte sie zu ihrem Schrecken, daß mehrere Männer aus dem Terrassenpförtchen herauskamen. Am Federhute des Einen glaubte sie Hernani zu erkennen, und fand ihre Vermuthung bestätigt, als er, nach der Sänfte weisend, mit seinen Begleitern darauf zulief. Vom väterlichen Hause war das arme Mädchen dadurch abgeschnitten, — aber als sie den Blick trostlos an der dunkeln Häuserreihe hingleiten ließ, sah sie am entgegengesetzten Ende der Straße ein Licht schimmern.

„Da war's möglich, Hilfe zu finden! Ohne Zaudern ließ sie sich zu Boden gleiten und lief, so schnell sie konnte, die Straße hinauf, während die Träger im ersten Momente vor Ueberraschung wie angewurzelt stehen blieben.

„Ein Fluch des Capitäns brachte die Männer zur Besinnung; sie stürzten der Flüchtigen nach und das Mädchen

bemerkte mit Entsetzen, daß der Vorsprung, den sie gewonnen hatte, immer kleiner wurde. Das Klopfen ihres Herzens raubte ihr beinahe den Athem, ihre Kniee drohten zu brechen, aber in diesem Augenblick erkannte sie, wessen Fenster das erleuchtete war, — noch einmal raffte sie sich auf, stürzte vorwärts und sank mit dem gellenden Schrei: Arnaud, Arnaud! an der Schwelle des rothen Drachen zur Erde.

„Gaston's Diener kamen herbei und waren eben bemüht, das Mädchen aufzurichten, als die Thür der Schenke aufgerissen wurde und Arnaud mit dem Degen in der Hand daraus hervorstürzte. Aber die Burschen hatten nicht Lust, das Abenteuer weiter zu verfolgen; sie machten sich aus dem Staub und überließen es ihrem Herrn, der wuthschnaubend herbeikam, seine Sache auszufechten.

„Steh, Mädchenräuber! rief ihm Arnaud entgegen.

„Hoho, Vetter, nehmt Euch in Acht! höhnte der Capitän; das Ding, das Ihr da in der Hand habt, ist gefährlich.

„Aber nun drang der Bildhauer auf ihn ein und die Klingen begannen ein gar wildes Duett zu singen, während Jeanne in Todesangst nach Hilfe rief.

„Sie schrie nicht vergebens; in mehreren Nachbarhäusern zeigte sich Licht. Thüren wurden geöffnet, und nach wenigen Augenblicken waren die Kämpfenden von den herbeieilenden Nachbarn getrennt.

„Ein anderes Mal, schöner Vetter! sagte Arnaud.

„Ein anderes Mal! wiederholte der Capitän, bahnte sich mit derben Ellenbogenstößen einen Weg und verschwand in der nächsten Seitengasse.

„Die Gefahr war vorüber; aber die arme Jeanne erfuhr, daß es noch etwas Schlimmeres gibt als Angst und Schrecken, — ich meine die Scham. Von allen Seiten wurde sie mit Fragen bestürmt, und was konnte sie darauf antworten? Sie wußte sich nicht zu helfen, verhüllte das Gesicht und weinte bitterlich.

„Arnaud kam ihr zu Hilfe.

„Morgen, meine lieben Nachbarn und Freunde, morgen soll euch Alles erklärt werden, sagte er, legte den Arm um das zitternde Mädchen, winkte der Drachenwirthin, sie an der andern Seite zu stützen, und so führten sie die Arme nach Hause, begleitet von einem Gefolge theilnehmender und neugieriger Nachbarn.

„Das gab ein Gerede in der Rue du Perrou. Wo man am andern Tage zwei Köpfe einander zugeneigt sah, war sicher von dem Abenteuer der letzten Nacht die Rede, und wenn ich euch alle Geschichten erzählen sollte, die dabei in Umlauf kamen, brauchten wir heute nicht mehr zu Bett zu gehen.

„Die Märchen blieben natürlich nicht in der Nachbarschaft, sie flogen von der Vorstadt St. Cyprian zu der von St. Esprit, und aus allen Theilen der Stadt kamen junge Burschen, ja sogar Herrn herbei, um sich an Ort und Stelle zu überzeugen, ob Jeanne Schönhaar noch am Leben und in der Heimat wäre.

„Diese Beruhigung wurde ihnen nun zwar zu Theil, aber es war vergebens, daß sie am Vidal'schen Haus auf- und abspazierten und alle möglichen Lieder zum Preise des schönen Mädchens sangen. Jeanne ließ sich weder am Fenster, noch

in der Thüre ſehen. Bleich, matt, mit verweinten Augen ſaß ſie am Kamin und achtete ebenſo wenig auf den anbrennenden Maismehlbrei wie ihre verzweiflungsvolle Mutter, die im Hausflur ihren intimſten Freundinnen, d. h. der geſammten weiblichen Nachbarſchaft Audienz ertheilte und Jeder einzeln im tiefſten Vertrauen die Geheimniſſe der vergangenen Nacht offenbarte.

„Jeanne hatte den Eltern Alles gebeichtet und hatte — zum erſten Mal im Leben — den Vater zornig geſehen. Er ſchlug noch jetzt ſo wild und unregelmäßig auf ſeinen Amboß los, daß Geſellen und Lehrburſche nicht wußten, ob der Meiſter noch im Beſitze ſeiner Geiſteskräfte wäre. Die Mutter weinte wie immer, wenn ſie ſich nicht zu rathen wußte, und Jeanne ſelbſt war zu Muth, als wären die ſchönen Tage des Lebens für immer dahin.

„Plötzlich hörte ſie einen Schritt, der ihr Herzklopfen verurſachte, und kaum hatte ſie ſich etwas gefaßt, als Arnaud hereinkam. Er ſetzte ſich gleich vertraulich neben ſie, fragte, wie es ihr ginge und ob ſie ihm nicht die Vorgänge der Nacht erklären wollte.

„Gewiß wollte ſie das — ſie war ihm ſo viel Dank ſchuldig; — ſie fing an zu beichten; nur das Eine, daß ſie das Orakel um ſeinetwillen befragen wollte, konnte ſie nicht ſagen. Auch den Eltern, die das Roſenorakel nicht kannten, hatte ſie nur im Allgemeinen von einer Frage nach Erfüllung der Wünſche erzählt, und ſo war's natürlich, daß die nächtliche Wallfahrt, die in ſo ernſter Abſicht und ſchmerzlicher Sehnſucht unternommen war, wie ein leichtſinniger Kinderſtreich erſchien.

„Dennoch fühlte ſich Jeanne gekränkt, als Arnaud's Miene eine gewiſſe Mißbilligung verrieth und als er in die Worte ausbrach: Jeanne, Jeanne, warum mußtet Ihr das thun! fand ſie ihn undankbar, grauſam, ungerecht, und wandte ſich ab, um ihre Thränen zu verbergen.

„Arnaud ſah, daß ſie litt, aber er verkannte die Urſache ihres Kummers. Ueberwältigt von der Erinnerung an die kaum überſtandene Gefahr, getrieben von dem Verlangen, ſie zu tröſten, ſchloß er ſie in die Arme, geſtand ihr ſeine Liebe und bat ſie, ihn als Rächer und Beſchützer anzunehmen.

„Aber die arme Jeanne war durch die Erlebniſſe der letzten zwölf Stunden ganz aus der Faſſung gebracht. Ihr Herz war nicht bereit, das Glück zu empfangen; die Erfüllung ihres innigſten Wunſches erſchien ihr jetzt beinahe wie ein Hohn des Schickſals. Sie entzog ſich Arnaud's Umarmung und verſicherte mit zornigem Weinen, daß ſie nicht aus Mitleid gewählt werden möchte.

„Jeanne, das kann nicht dein Ernſt ſein! rief Arnaud; du mußt ja wiſſen, wie lange dir mein Herz ſchon gehört, du weißt auch, daß ich nur aus Beſcheidenheit ſo lange geſchwiegen habe, weil ich dir außer meiner Liebe auch Ruhm und Glanz geben wollte, Jeanne, das weißt du...

„Aber jetzt iſt das nicht mehr nöthig! fiel ihm Jeanne mit bitterm Ton und trotziger Miene in's Wort; weil ich einmal ſo — ſo unvorſichtig geweſen bin, hält man es nicht mehr der Mühe werth... Sie ſtockte, denn es fiel ihr plötzlich ein, welche Kränkung für Arnaud in dieſen Worten lag. O, ich wollte, ich wollte, daß ich todt wäre! ſchluchzte ſie, ſprang

auf, als ob ſie forteilen wollte, fiel aber am nächſten Stuhl auf die Kniee und verbarg ihr Geſicht in den Händen.

„Arnaud hätte ihr in dieſer Stunde jede Beleidigung verziehen, denn er ſah ein, daß ſie in ihrem Schmerze nicht ganz zurechnungsfähig war. Er hob die zitternde Geſtalt vom Boden auf, führte ſie wieder auf den Sitz an den Kamin, ſtrich ihr das Haar von der Stirne, trocknete ihr die Thränen ab und ſprach ihr ſo freundlich zu wie eine Mutter dem weinenden Kinde. Sie wurde auch nach und nach ruhiger, und vielleicht hätten ſich die Liebenden verſtändigt, wäre nicht Gaſton Spinet dazwiſchengekommen.

„Im Spinet'ſchen Hauſe war das nächtliche Abenteuer natürlich auch nicht ſpurlos vorübergegangen. Früh Morgens war Dame Barrot mit verſtörtem Geſicht vor Monda's Bett erſchienen, hatte ſie von dem Erkranken einer Baſe in Mont-luçon benachrichtigt und um Erlaubniß gebeten, die Pflege der alten verlaſſenen Verwandten übernehmen zu dürfen. Monda hatte niemals von dieſer Baſe gehört, aber es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſie den Urlaub bewilligte und der mitleidigen Dueña ein reiches Geſchenk für die Kranke und einen Diener zur Begleitung mitgab. Madelaine hatte ihre Sachen bereits gepackt, und ſo zog ſie von dannen, ihr Geld und ihre edle Perſon in Sicherheit zu bringen.

„Hernani war auf denſelben klugen Einfall gekommen. Theils ſchämte er ſich ſeiner verfehlten Expedition, theils wünſchte er nicht mit ſeinem Vater zuſammenzutreffen. Er erinnerte ſich zur rechten Zeit, daß eine Geſchäftsreiſe nach Montpellier nothwendig wäre und machte ſich unverzüglich auf

den Weg. Als er nun aber gerade nicht in der beſten Laune mit ſeinen beiden Dienern auf der Straße hinritt, ſah er ein Maulthier, das eine weibliche Geſtalt nebſt einem hochbepackten Korbe trug und von einem Diener geführt wurde, deſſen Livrée ihm bekannt erſchien. Es war Madelaine Barrot, die ſich höchlich verwunderte, mit ihrem lieben Vetter zuſammenzutreffen. Er war nicht weniger erſtaunt als ſie, begleitete ſie eine Strecke Weges, benutzte die Gelegenheit, ihr über die Pflicht der Verſchwiegenheit und des Worthaltens Vorſtellungen zu machen und zwang ſie, ihren kaum erworbenen Reichthum unter die Diener zu vertheilen. Halbtodt vor Angſt und Zorn kam Madelaine in Montluçon an und iſt nie wieder in das Haus des Herrn von Spinet zurückgekehrt.

„Dieſer edle Herr war an beſagtem Morgen ſehr verdrießlich aufgeſtanden, denn ſeine Nachtruhe war durch ungebührlichen Lärm auf der ſonſt ſo ſtillen Straße geſtört. Er beſchloß, ſeinen Einfluß beim Magiſtrat zur Beſtrafung der Uebelthäter geltend zu machen, und ſchickte einige ſeiner Diener auf Erkundigung in die Nachbarſchaft.

„Aber wer beſchreibt ſeinen Zorn, als von allen Seiten die Nachricht einlief, daß ſeine Söhne nicht allein den nächtlichen Unfug angerichtet, ſondern auch ein unbeſcholtenes Mädchen, den Liebling der Nachbarſchaft, den Stolz der ganzen Stadt, beleidigt hätten. Er verlangte die Sünder zu ſehen, und als Gaſton erſchien, wäre gewiß ein Unglück entſtanden, hätte ſich nicht Monda, die zur Beſchwichtigung des Vaters herbeigeeilt war, zwiſchen die Streitenden geworfen. Aber leider konnte ſie nicht verhindern, daß ſich die Beiden böſe

Worte ſagten, und der alte Herr von Spinet ging endlich von Vorwürfen zu Drohungen über. Er wollte den Sohn, der ihm und ſeinem Namen Schande machte, enterben, verſtoßen — er wollte allen ſeinen Mitbürgern beweiſen, daß er nicht ſchuld wäre an den Uebergriffen der Sittenloſigkeit und Rohheit.

„Gaſton hatte ſich indeſſen gefaßt und erwiderte mit hämiſchem Lächeln: Da der Herr Vater ſo ſehr in Angſt wäre, das Wohlwollen oder die Achtung ſeiner werthen Nachbarn zu verlieren, wolle er das Unglück gleich wieder gutmachen, indem er dem Herrn Vater Jeanne Vidal als Schwiegertochter zuführte und die geſammte Nachbarſchaft vom Meiſter bis zum Lehrburſchen in die Verwandtſchaft brächte. Mit dieſen Worten ging er lachend hinaus, und der armen Monda fiel, wie gewöhnlich, die Aufgabe zu, den erzürnten Vater zur Ruhe zu ſprechen.

„Die Abſchiedsworte des Capitäns waren übrigens keine leere Drohung. Seit er das ſchöne Mädchen in ſeinen Armen gehalten hatte, war er von einer ſo heftigen Leidenſchaft für ſie erfüllt, daß er ſeine ewige Seligkeit für ihren Beſitz gegeben hätte, wäre die überhaupt noch zu verlieren geweſen. Er ſah wohl ein, daß er nach dem verunglückten Verſuche der letzten Nacht durch Liſt oder Gewalt nichts mehr erreichen würde, und als ihm erſt eingefallen war, daß er Jeanne heirathen könnte, erſchien ihm dieſer Weg als der beſte von Allem, weil er ihm die Mittel gab, nicht allein ſeinen Nebenbuhler, ſondern auch ſeinen Vater und ſeine ganze Verwandtſchaft zu demüthigen. Auf den Gedanken, daß ihn Jeanne ausſchlagen könnte, kam er natürlich nicht, denn Madelaine hatte jedem

der Vettern weißgemacht, Jeanne wäre ſterblich in ihn verliebt und wäre zur Erfüllung ſeiner Wünſche leicht zu überreden geweſen; und das ſonderbare Benehmen des Mädchens bei der Entführung konnte nach Gaſton's Meinung nur durch den Schrecken veranlaßt ſein, den ihr Hernani's Dazwiſchenkommen verurſacht hatte. Er ging alſo gleich nach der Unterredung mit ſeinem Vater zum Nachbar Vidal hinüber, um die Sache in Richtigkeit zu bringen.

„Mit welcher Miene ihn der Klempnermeiſter anſtarrte, als er mit ſeiner gewöhnlichen Keckheit auf der Schwelle der Werkſtatt erſchien, kann ich euch nicht beſchreiben. Kurz vorher hatte der wackere Meiſter geſchworen, daß er die Gebrüder Spinet mit ſeinem Hammer traktiren wolle, wie das Blech auf dem Amboß, aber er war ſo in der Furcht der Herren erzogen, daß er, als Gaſton ihm zuwinkte, höflich aufſtand, die Geſellen zur Ruhe verwies und den Capitän, der ein Wort im Vertrauen mit ihm zu ſprechen verlangte, in die Küche hinüberführte.

„Als Jeanne und Arnaud Gaſton's Stimme im Hausflur hörten, ſahen ſie ſich verwundert an. Im erſten Augenblicke trauten ſie Beide ihren Ohren nicht, dann aber ſprang der Bildhauer auf, um den Verhaßten aus dem Hauſe zu werfen — doch in demſelben Moment trat er herein, ſteif und hochmüthig wie immer, gefolgt von Vater Vidal, der ſein Käppchen in der Hand trug, und von Mutter Vidal, die ſich den Nachbarinnen entzogen hatte, um den vornehmen Beſuch zu empfangen.

„Jeanne war nicht ſo höflich; ſie ſchrie lautauf und wollte an den Männern vorüber aus der Thüre ſchlüpfen,

Digitized by Google

aber der Capitän vertrat ihr den Weg. Er bat sie schnurrbartdrehend wie gewöhnlich, das kleine Unglück der vergangenen Nacht nicht zu ernst zu nehmen, an seine Zärtlichkeit und Dankbarkeit zu glauben, und schloß mit der gnädigen Eröffnung, daß er bereit wäre, Jeanne Schönhaar zur Frau von Spinet zu erheben, um sie für die rücksichtslose Liebe zu belohnen, die sie ihm bewiesen hätte.

„Die Mutter weinte Freudenthränen; der Vater stammelte unzusammenhängende Worte von Glück und Ehre und ganz zu Diensten Stehen. Die guten Leute waren wie geblendet von Gaston's Gnade und bewunderten seine Herablassung fast ebenso sehr wie er selbst, während Jeanne einen Augenblick vor Zorn und Abscheu sprachlos dastand.

„Aber als sie, wie um Hilfe zu suchen, zu Arnaud hinaufsah, war es ihr, als könnte sie in seinen verstörten Mienen einen Zweifel an ihrer Wahrhaftigkeit lesen. Das durfte sie nicht ertragen! Sie raffte sich auf und erklärte unter Weinen und Zittern, aber dennoch mit großer Entschiedenheit, daß sie den Capitän nicht leiden könnte, daß er ihr seit gestern noch verhaßter wäre und daß sie ihn nun und nimmer heirathen würde.

„Jetzt hatte Arnaud ein Recht, ihr zu Hilfe zu kommen; er fiel dem Meister, der zornig auffuhr, in die Rede, erinnerte ihn an das Versprechen ewiger Dankbarkeit, das er ihm vergangene Nacht gegeben hatte, erklärte, daß er ebenfalls in der Hoffnung gekommen wäre, Jeanne's Herz und Hand zu gewinnen, und gab den Aussichten des Capitäns einen gewaltigen Stoß durch die Bemerkung, daß der alte Herr von Spinet

und ſeine Sippe die Heirath Gaſton's mit dem Bürgermädchen gewiß nicht gutheißen würden.

„Ich kann freilich mit meinem Vetter in Betreff des Standes und Reichthums nicht in die Schranken treten, fuhr er fort, aber ich will arbeiten Tag und Nacht, um Jeanne die Stellung zu erwerben, die ihr gebührt, und wenn Ihr ſie mir gebt, werde ich niemals vergeſſen, daß ich Euch und ihr alles Glück verdanke, das mir zu Theil wird.

„Wie ſchön er das ſagt, dachte die Mutter, die jetzt anfing, um ihn zu weinen; und wie ſchön er dabei ausſieht, beinahe wie St. George!

„Und als der Capitän trotzig verſicherte, er wäre ſein eigener Herr, er brauchte nicht einmal ſeinen Vater, vielweniger Vettern und Baſen bei ſeiner Heirath zu Rathe zu ziehen, murmelte der Klempnermeiſter etwas vom vierten Gebot und die Meiſterin erinnerte Herrn Gaſton an den Spruch: „des Vaters Segen baut den Kindern Häuſer.“ Kurz, Arnaud ſah, daß er im Vortheil war, und ſuchte das zu benutzen. Dagegen zeigte ſich Gaſton immer anmaßender, hochmüthiger, höhniſcher, und gab den Eltern ſowohl wie der Tochter einen Vorgeſchmack von dem Glücke, das die Verbindung mit ihm gewähren müßte. Gegen Arnaud brach er in Drohungen und Verwünſchungen aus; warf ihm Bettelſtolz und Leichtſinn vor und behauptete endlich, daß es ihm mit der Liebe für Jeanne nicht Ernſt ſein könne, da er ſich ſeit langer Zeit nicht um ſie gekümmert hätte. Ebenſo wenig wie auf dem Brunnenplatze wäre der Künſtler im Spinet'ſchen Haus erſchienen, ſagte der Capitän, und es möchte nicht erfreulich ſein zu ermitteln, wo er ſeine Stunden zugebracht hätte.

„Aber das konnte Arnaud leicht erklären; er wiederholte, was er ſchon zu Jeanne geſagt hatte, ſchilderte ſeine Liebe, ſeine Zweifel, das Verlangen, durch eine tüchtige Arbeit das Vertrauen ſeiner Mitbürger zu verdienen. Dann ſprach er von dem Modell, das er in der letzten Nacht vollendet hatte, von den Hoffnungen, die ſich daran knüpften, und ſchloß mit der Verſicherung, er würde geſchwiegen haben, bis dieſe Hoffnungen erfüllt wären, hätte ihn nicht das Verlangen getrieben, Jeanne vor weiteren Verfolgungen ſowohl, wie vor Spott und Neckerei zu ſchützen.

„Aber was Arnaud durch dieſe Erklärung bei den Eltern gewann, hatte er bei Jeanne wieder verdorben; denn als Vater Vidal dem jungen Manne mit der Verſicherung die Hand gab, wenn ſich ſeine Ausſichten für die Zukunft erfüllten, würde er ſich freuen, ihn ſeinen Schwiegerſohn zu nennen; — da wiederholte auch Jeanne ſo trotzig und empfindlich wie das erſte Mal, daß ſie keines Schutzes bedürfte und daß ſie aus Mitleid nicht geheirathet werden möchte.

„Recht ſo, mein ſchönes Kind! jubelte der Capitän, deſſen Hoffnungen ſtiegen; aber Vater Vidal's Geduld war zu Ende. Er ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch und verſicherte: er wäre Herr im Haus und ſie hätte nichts zu thun, als zu gehorchen. Haſt es bewieſen, fuhr er fort, daß deine alten Eltern nicht im Stande ſind, dich zu behüten, und daß du ebenſo wenig verſtehſt, von ſelbſt den rechten Weg zu finden. Aber ich will's nicht erleben, daß mich mein einziges Kind in Jammer und Elend ſtürzt; ich will's nicht erleben, daß ſie mit Fingern auf mich zeigen, — mit einem Wort, ich will, daß du dich

erklärſt, und wenn ich ſage, ich will, ſo ſoll kein Menſch daran biegen oder drehen! Ich will alſo und befehle dir, daß du zwiſchen dieſen beiden ehrenwerthen Freiern wählſt — und das heute noch, zu dieſer Stunde! Gleich hier, auf dem Fleck. Alſo vorwärts, Fräulein Tochter, ich warte!

„Er war ganz außer Athem vor Zorn, trocknete ſich das Geſicht und ſah mit ſo wilden Blicken umher, daß Mutter Vidal ein Kreuz ſchlug und ſich ängſtlich fragte, ob etwa ein böſer Geiſt in ihren Gatten gefahren wäre.

„Aber Jeanne hatte ſich gefaßt. Beſcheiden, wie ſich's für eine Tochter geziemt, ſtand ſie vor dem Zürnenden, hatte die Hände gefaltet, die Augen niedergeſchlagen und ſchien zu überlegen. Es war ſo ſtill im Zimmer, daß man jedes Wort des Liedes verſtand, welches von einigen vorübergehenden Burſchen geſungen wurde. Es war der Refrain des Liedes auf Jeanne Schönhaar:

„Mon cor es tiu,
Paoure Caïtiu!
La mort m'accabo
S'el boule tiu,
N'a compassiou
De toun esclabo." *)

und als ob ein Zauber in den Worten läge, ſo erheiterte ſich Jeanne's Geſicht, und während die Melodie in der Ferne

*) Mein Herz iſt dein,
Wehe mir Armen!
Tod iſt mir recht,
Fühleſt du nicht
Endlich Erbarmen
Mit deinem Knecht.

verhallte, erhob ſie den Blick. Ihre Geſtalt richtete ſich auf, ihre Lippen öffneten ſich — ſie hatte einen Entſchluß gefaßt.

„Gaſton trat auf ſie zu und ergriff ihren Arm. — Bedenkt, Allerſchönſte! rief er aus, daß Euch dieß Eine Wort Reichthum und Ehre erwirbt oder meinen Haß.

„Arnaud ſagte nur: Jeanne, liebe Jeanne! Aber als ſie ihren Blick über die Beiden hingleiten ließ, hätte Niemand ſagen können, für wen ſie ſich entſcheiden würde. Darauf ſah ſie ihren Vater ruhig an und ſagte:

„Gewiß, mein Vater, an Euch iſt's, zu befehlen, und an mir, zu gehorchen; aber weil ich mich zu ſchwach fühle, ſelbſt zu entſcheiden, habe ich unſere liebe Frau vom Brunnen um ein Zeichen gebeten. Sie hat mir's gegeben, und ſo ſchwöre ich hier in ihrem heiligen Namen, dem von beiden Freiern meine Hand zu geben, der in den nächſten Blumenſpielen eine der drei Preisblumen gewinnt. Und gewiß . . .

„Der Vater ließ ſie nicht weiter ſprechen.

„Damit willſt du mich überliſten! rief er aus; durch ſolche Gelübde den Gehorſam umgehen, den du mir ſchuldig biſt!

„Sie hat im Namen der Muttergottes geſchworen, ſchaltete die Meiſterin ſchüchtern ein.

„Sei ſtill, Weib! ſchrie der Alte; gegen unſere liebe Frau will ich mich nicht empören; aber ich will auch nicht, daß mich mein eigenes Kind am Narrenſeil herumführt. — Haſt du geſchworen, fuhr er zu ſeiner Tochter gewendet fort, nur den zu heirathen, der im Wettkampfe der Blumenſpiele gekrönt

wird, ſo ſchwöre ich jetzt im Namen St. Saturnin's, daß du nun und nimmermehr heirathen ſollſt, wenn keiner dieſer Beiden den Preis gewinnt.

„Nach dieſem Ausſpruche lief der Meiſter hinaus und warf die Thür hinter ſich zu, daß das Haus in ſeinen Grundveſten erbebte. Der Capitän entfernte ſich in der Ueberzeugung, daß er für ſein gutes Geld die nöthigen Reimereien bekommen würde, und Mutter Vidal zerfloß in Thränen bei dem entſetzlichen Gedanken, daß ihr einziges Kind, das ſchönſte Mädchen von Toulouſe, zur alten Jungfer werden könnte.

„Jeanne war auf den nächſten Stuhl geſunken. Arnaud blieb vor ihr ſtehen und ſah ſie traurig an.

„Jeanne, flüſterte er endlich, wie konntet Ihr das thun?

„Es iſt ein Gottesurtheil, antwortete ſie mit niedergeſchlagenen Augen. Wenn wir für einander beſtimmt ſind, werdet Ihr die Bedingung erfüllen.

„Arnaud ſchüttelte den Kopf.

„Es iſt Sünde, den Himmel ſo herauszufordern, ſagte er; nehmt Euer Wort zurück, Jeanne. Bezwingt Euern Stolz um unſerer Liebe willen.

„Ich darf es nicht! betheuerte ſie mit gefaltenen Händen; denn ich habe im Namen der Jungfrau geſchworen. Aber daß ich's gethan habe, glaubt mir das, Arnaud, iſt nicht aus eigenem Willen geſchehen. Wie eine Eingebung iſt's über mich gekommen, und da mußte ich gehorchen. O, Arnaud, fuhr ſie fort, indem ihr Thränen in's Auge traten, es iſt auch nicht um mich allein — es iſt um Euretwillen beſſer ſo! Wenn ich heute unbeſcholten geweſen wäre wie geſtern — — ſo war

es möglich, daß ich — daß ich Euch wählte. Aber so wie es jetzt ist, muß ich erst überzeugt werden, daß Ihr nicht aus Großmuth gekommen seid — und Ihr habt Zeit zu überlegen, habt einen Vorwand . . .

„Vor Weinen konnte sie nicht weiter sprechen und beantwortete die Vorstellungen ihres Geliebten nur mit Kopfschütteln und Schluchzen. Sie hatte geschworen, es war nichts zu ändern, — und obwohl sie ihre Liebe nicht mehr verleugnete, verließ Arnaud sie doch so muthlos, als ob er sie auf immer verloren hätte.

„In seiner Verzweiflung lief er eine Weile umher, ohne zu wissen, wohin und warum, aber als er, um eine Ecke biegend, plötzlich den Capitän Spinet mit mehreren seiner Kameraden gegenüberstand, war ihm zu Muth, als ob er gefunden hätte, was er suchte; und als ob er kaum erwarten könnte, sich für den Zwang zu entschädigen, den er sich in Jeanne's Gegenwart angethan hatte, so drang er auf den Vetter ein und verlangte Rechenschaft über sein Benehmen gegen das schöne Mädchen. Gaston versuchte, einen Scherz daraus zu machen, er schien überhaupt viel friedfertiger gestimmt zu sein, als im Vidal'schen Haus; aber Arnaud's Beleidigungen trieben ihn endlich zu einer Herausforderung, und die Nebenbuhler trennten sich mit dem Versprechen, sich morgen früh am bestimmten Orte zu treffen.

„Als Arnaud nach Hause kam, erzählte ihm die Wirthin, der Abbé Regnier wäre schon zweimal mit fremden Herrn in seinem Zimmer gewesen; sie hätten die „irdene Puppe" lange besehen und wären in ihrem Lob unerschöpflich gewesen.

Arnaud dankte der freundlichen Frau, aber der Herzenskummer war ſtärker als der Künſtlerſtolz, und als er ſich in das Anſchauen ſeiner Arbeit vertiefte, ſah er in ihr nur das Bild der Geliebten und das Denkmal ſchöner Träume, die nie verwirklicht werden ſollten.

„Dann fiel ihm plötzlich ein, daß noch ein Ausweg offen ſtände; er nahm das erſte beſte Blatt zur Hand und wendete ſeine Gedanken der gebenedeiten Jungfrau zu, deren würdigſte Sänger die goldenen und ſilbernen Preiſe der Blumenſpiele belohnen.

„Aber die Hand, die Gips und Marmor zu beſeelen wußte, reihte nur mühſam einen ſteifen Buchſtaben an den andern — und unförmlich wie dieſe wurden die Verſe. Bald fehlte ein Reim, bald wollte das Sylbenmaaß nicht paſſen, bald fand ſich kein Bild, den Gedanken einzukleiden, und endlich verſagten Phantaſie und Gedanken den Dienſt. Arnaud zerriß das Blatt, zerbrach den Griffel, lief verzweiflungsvoll im Zimmer umher, — fing von Neuem an und kam immer wieder zu demſelben Reſultat.

„Ich kann nicht, ich kann nicht! rief er endlich aus, indem er den letzten Verſuch auf den Tiſch warf und das Geſicht mit den Händen bedeckte.

„Da ſaß er nun und dachte an Vergangenes und Zukünftiges, vor Allem aber an die Verwirrung des Augenblicks. Warum erſchrak er ſo bei dem Gedanken, was Monda zu dem Allen ſagen würde? Warum konnte er ſich einer gewiſſen Beſchämung nicht erwehren, als ihm einfiel, daß er immer vermieden hatte, Jeanne Schönhaar in Monda's Gegen-

wart zu nennen, und warum quälte ihn die Erinnerung an frühere Träume, deren Mittelpunkt Monda gewesen war? Hatte sie sich nicht zuerst von ihm gewandt? Wäre sie treu geblieben, er hätte sie gewiß nicht verlassen.

„Doch nein, so war es nicht! Sie war sich treu geblieben. Der König war ihre erste, einzige Liebe und Arnaud's Unerfahrenheit war schuld, daß er ihr Geheimniß nicht schon vor der italienischen Reise errieth. In dem Verlangen, die Freundin zu rechtfertigen, vielleicht auch in dem unbewußten Drange, die schwere Last des Treubruchs von sich abzuwälzen, ging er so weit, sich selbst Eitelkeit vorzuwerfen, Egoismus, Theilnahmlosigkeit an Monda's Leben und Leiden.

„Je länger er an sie dachte und je mehr er sich in der Ueberzeugung bestärkte, daß sie immer nur seine Freundin, seine Schwester gewesen wäre, um so lebendiger wurde die Erinnerung an alle guten Stunden, die er ihr verdankte. Er sehnte sich danach, ihre treuen Augen zu sehen, ihre sanfte Stimme, ihre klugen Worte zu hören, und stand auf, um zu ihr hinüberzugehen.

„Es war schon spät; ein dunkler, stürmischer Abend. Als Arnaud auf die Straße trat, schlug ihm der Regen in's Gesicht und er mußte Baret und Mantel festhalten, damit sie ihm der Wind nicht entführte. Plötzlich war's ihm, als ob er in der Entfernung weniger Schritte ein Aechzen hörte. Er eilte darauf zu und sah eine Gestalt am Boden kauern, war jedoch nicht im Stande zu unterscheiden, ob es ein Mann oder ein Weib war.

Digitized by Google

„Kommt, ſteht auf, ich will Euch unterſtützen! rief er mitleidig aus, indem er ſich über den Aechzenden beugte.

„Seid Ihr's, Herr Arnaud? fragte die Stimme im kläglichſten Ton.

„Ja doch, ja, aber kommt, richtet Euch auf!

„Die Geſtalt erhob ſich. Am Drucke der Arme, die ſeine Kniee umklammerten, bemerkte Arnaud, daß er's mit einem kräftigen Manne zu thun hatte, und in demſelben Augenblicke wurde er auch von hinten gepackt. Er fühlte einen Stoß im Rücken, ſtieß einen gellenden Schrei aus und ſank zu Boden. Beſinnungslos, mit Blut bedeckt, trugen ihn die Nachbarn in ſeine Herberge zurück.

„Das gab ein Jammern und Schreien in der Rue du Perron! Trotz des Regens bildeten ſich immer neue Gruppen, die das Ereigniß beſprachen, und es währte nicht zehn Minuten, da war die Nachricht von dem Mordverſuch in halb Toulouſe verbreitet.

„Der Abbé Regnier kam ſogleich herbei und erwies ſich, wie immer, als Helfer in der Noth. Er trieb die Neugierigen aus dem Krankenzimmer, half dem Wundarzte beim Verbinden, tröſtete Monda, die in Todesangſt am Fuße des Bettes ſtand, verſuchte die Aufgeregten zu beruhigen, die ſich vor der Thür des rothen Drachen zuſammendrängten, und verſprach, als Monda zum Vater zurückkehren mußte, den Reſt der Nacht bei dem Kranken zu wachen.

„Es war eine ruheloſe Nacht, nicht allein für den Verwundeten, der nur zum Bewußtſein zu kommen ſchien, um ſich

tauſend quälenden Gedanken hinzugeben, oder für den Abbé, dem er ſich anvertraute, oder für Monda und Jeanne, die den Himmel mit Gebeten beſtürmten, — am ruheloſeſten wohl für Gaſton Spinet, der trotz ſeiner luſtigen Geſellſchaft, trotz Würfelſpiel und Rundgeſängen beſtändig einen gellenden Schrei, ein Röcheln, den letzten Seufzer eines Sterbenden zu hören glaubte, und den der rothe Wein mit Grauſen erfüllte, weil er ausſah wie Blut.

„Selbſt vor dem Licht des Morgens wollten die Geſpenſter nicht verſchwinden; ſie ſchienen endlich ſogar für Andere als für Gaſton ſichtbar zu werden. Wenn er die Nachbarn grüßte, dankten ſie kaum, ſahen ihn mit drohenden Mienen an, oder riefen ihm Verwünſchungen nach. Je mehr die Beſorgniß um Arnaud wuchs, um ſo bedrohlicher wurde die Stimmung gegen den, der allgemein als ſein Mörder angeſehen wurde, und ſo hielt es der Capitän endlich für das Beſte, ſich auf unbeſtimmte Zeit von dem Schauplatze ſeiner letzten Uebelthaten zu entfernen.

„Aber auch für Arnaud und ſeine Freunde kamen böſe Tage. Das Wundfieber ſtellte ſich ein und brachte dem Kranken heftige Phantaſien. Bald betete er zur heiligen Catharina von Siena, bald zu Jeanne Schönhaar, bald ſchienen Monda und Jeanne in Eins zu verſchmelzen, und dann bat er wieder, ſeine Jugendfreundin möchte ihm verzeihen, um des Königs willen. Am meiſten ſchien er zu leiden, wenn er Bruchſtücke von Verſen wiederholte, oder wenn er Griffel und Papier verlangte, oder wenn er verſicherte, daß er einen der Blumenpreiſe gewinnen müßte.

„Es war kein Zuſammenhang in dieſen Phantaſien und doch erweckten ſie eine Ahnung der Wahrheit in Monda's Seele. Wenn ſie den Worten des Kranken nicht glauben wollte, ſprach das Bild der heiligen Catharina von Siena, ſprach die Verzweiflung der armen Jeanne, die beinahe ſtündlich mit bleichen Wangen und verweinten Augen im rothen Drachen erſchien, um nach Arnaud zu fragen, — und endlich wurde jeder Zweifel und jede Hoffnung durch die Mittheilungen des Abbé Regnier zerſtört, der während ſeiner erſten Nachtwache durch Arnaud ſelbſt von Allem unterrichtet war.

„Mit ſtockendem Athem und niedergeſchlagenen Augen erzählte der Abbé, was, wie er ahnte, Monda's liebſten Traum zerſtören mußte. Aber ſie hörte ihm ſo ruhig zu, ihre Stimme blieb ſo unverändert, ihre tiefe Bläſſe kam ſo allmählich, daß ihr alter Freund vollkommen getäuſcht wurde und ſich der Hoffnung überließ, ſeine Beſorgniſſe um ſie wären grundlos geweſen.

„Er täuſchte ſich! Es war nicht Ruhe, nur die erſte Betäubung des Schmerzes, die Unfähigkeit zu glauben, daß ihr ſolche Laſt aufgebürdet werden könnte, die Unfähigkeit, ſich das Leben ſo leer, ſo öde zu denken, wie es jetzt plötzlich vor ihr lag.

„Der Abbé wurde zu einem Sterbenden gerufen und ließ Monda mit dem Kranken allein. Trotz ihrer Betäubung hatte ſie etwas von einem ſchweren Todeskampfe, von Beichte und letzter Oelung gehört und fing mechaniſch an, die Gebete für Sterbende herzuſagen. Ihr war zu Muth, als wäre ſie

Digitized by Google

ſelbſt geſtorben und müßte ihre eigene arme Seele der Barmherzigkeit Gottes empfehlen.

„Plötzlich richtete ſich der Kranke auf und verlangte im ſehnſüchtigſten Tone Jeanne Vidal zu ſehen, — und nun war Monda aller Qual des Lebens zurückgegeben. Sie beruhigte den Fieberkranken, gab ihm zu trinken, legte ihm die Kiſſen zurecht, — aber dabei dachte ſie, daß ſie ihn lieber todt ſehen würde, als glücklich an der Seite einer Andern, — und dann erſchrak ſie vor ſich ſelbſt, bat ihren Schutzengel, er möge die böſen Gedanken von ihr nehmen, bat die Heiligen, ſie möchten Arnaud geneſen laſſen und möchten ihm alles Glück der Erde ſchenken. Sie wollte auch für Jeanne beten, aber das konnte ſie nicht und verfiel auf's Neue in ſelbſtſüchtige Wünſche, bis Arnaud's Bitte, ihm das Blatt Papier zu geben, von dem das Heil ſeines Lebens abhängig wäre, ihren Gedanken eine andere Richtung gab.

„Sie zündete die Lampe an und ſah umher, ob nicht ein Stück Papier zu finden wäre. Lange war ihre Mühe umſonſt, denn die Truhe enthielt nichts als einige Kleidungsſtücke; — aber endlich fand ſie unter dem Tiſch ein zuſammengedrücktes weißes Blatt, und als ſie es glatt ſtrich, erkannte ſie auf der einen Seite die ſteifen Schriftzüge ihres Freundes. Es war der letzte mißlungene Verſuch, ein Sonett zur Preisbewerbung zu Stande zu bringen.

„Der Kranke war indeſſen zu anderen Phantaſien übergegangen. Ein Streit mit Gaſton nahm ihn ſo ſehr in Anſpruch, daß er das Papier zurückwies, und während Monda daſſelbe in der Hand behielt und die unförmlichen Buchſtaben

anſtarrte, war's, als läſe ſie ganz andere Worte, als da geſchrieben ſtanden.

„Sie las die Verſe, die ſie ſelbſt in ihren letzten glücklichen Tagen gedichtet hatte; ſie las von Träumen, die auf immer dahin waren; ſie las von Arnaud's Liebe zu Jeanne, von ſeinen Leiden, von der Gefahr, ihn zu verlieren, wenn es nicht gelang, ihn von der Angſt zu befreien, die ſein Fieber nährte, — und ſie las auch von einem Mittel, ihm zu helfen.

„Ihm helfen — unmöglich! Das Opfer war zu groß. Wer konnte verlangen, daß ſie ſich ſelbſt den Todesſtoß gab, daß ſie ſelbſt ihre letzte Hoffnung zerſtörte. Aber wäre die Erfüllung ihrer Hoffnung nicht das Unglück des Freundes? Und wenn die Eigenliebe ihr zuflüſterte, daß er vergeſſen und zu ihr zurückkehren könnte, zu ihr, die ihn ſo lange ſchon und gewiß viel inniger liebte, als das eitle junge Weſen, dem jetzt ſein Herz gehörte, dann erſchien ihr Jeanne's rührende, vor Kummer gebeugte Geſtalt. Durch Gram und Reue war des Mädchens Seele geläutert — und ach, daß Arnaud ſie liebte, das allein ſchon machte ſie ſeiner werth.

„Aber noch immer konnte ſich Monda nicht ergeben. Es iſt ſo ſchwer, ſich dem Traume des ganzen Lebens zu entreißen! Eine Weile hielt ſie ſich an den Gedanken feſt, daß in dem Plane zu Arnaud's Rettung zu viel Hochmuth und Unwahrheit läge, als daß die Heiligen ihm Unterſtützung gewähren könnten; — doch ſie ſagte ſich dann wieder, daß ſie der Entſcheidung der Himmliſchen nicht vorgreifen dürfe und daß ſie vielleicht von ihnen ſelbſt auf den Ausweg verwieſen wäre, den zu betreten ſie ſich ſträubte.

„Und so kämpfte sie lange, lange, — aber endlich überwand sie sich selbst, nahm die Last ihres Kreuzes auf sich und stieg ihr Golgatha hinan.

„Sie suchte einen Griffel, setzte sich an den Tisch und gab sich Mühe, die steifen Schriftzüge nachzubilden, die da vor ihr lagen. Lange mühte sie sich umsonst, oft verlöschten ihre Thränen, was sie schrieb, und mehr als einmal ließ sie die Hand verzweiflungsvoll sinken, bis das Stöhnen des Kranken sie wieder antrieb, — und endlich war's gelungen, und sie weinte nicht mehr.

„Aber Arnaud's Unruhe zerriß ihr das Herz. Sie sprach ihm Muth ein, verhieß ihm die Erfüllung seiner Wünsche, und weil sie sich in ihrer Angst auf kein passendes Gebet besinnen konnte, sagte sie die Verse her, die sie eben geschrieben hatte. Sie betete nicht umsonst; der Kranke wurde ruhiger, schien seine Pflegerin zu erkennen, und als sie das verhängnißvolle Blatt auf seine Brust legte und die Heiligen bat, es zum hilfreichen Amulet für ihn werden zu lassen, faltete er seine Hände darüber und war nach wenigen Minuten in Schlaf gesunken.

„Aber nun fürchtete sich Monda, länger allein zu sein; sie fürchtete sich wohl vor der eigenen Schwäche, rief die Wirthin, die sich zu Arnaud's Pflege im Nebenzimmer einquartirt hatte, und bat sie, mit ihr zu wachen. Bald darauf kam auch der Abbé zurück. Er wagte kaum seinen Augen zu trauen, als er Arnaud so ruhig fand, und erstaunte noch mehr, als er hörte, daß das Papier gefunden war, von dem der Kranke so viel gesprochen hatte.

Digitized by Google

„Monda zitterte, als der Abbé dem Schlummernden das Blatt vorsichtig wegnahm und nach den ersten Versen, die er las, verwundert zu ihr hinübersah, — aber was er auch denken mochte, er sprach es nicht aus, nur der Ton seiner Stimme, als er sie bat, nach Hause zu gehen, um von ihren Anstrengungen auszuruhen, und die Rührung, mit welcher er sie zum Abschied segnete, ließ sie ahnen, daß er ihr Geheimniß errathen hätte.

„Der Segen ging in Erfüllung. Monda's Seele wurde still, beinahe heiter, und mit inniger Dankbarkeit hörte sie am nächsten Morgen, daß Arnaud sich wie neugeboren fühlte. Er erzählte seinen Freunden, die heilige Catharina wäre zu ihm gekommen, hätte ihn getröstet, ein Gebet über ihn gesprochen, ein heilkräftiges Amulet auf seine Brust gelegt und wäre dann auf purpurnen Wolken gen Himmel gefahren. Seine Freunde sahen sich lächelnd an und ließen ihm seinen Irrthum, — sie bestärkten ihn sogar darin, als er in dem Blatte mit seiner Handschrift ein Geschenk der Heiligen erkennen wollte, denn sie dachten, daß der Glaube, der Berge versetzen kann, auch Tod und Krankheit am besten besiegt.

„Sie hatten recht. Einen Augenblick war Arnaud noch im Zweifel, ob er das Gebet der Heiligen für sein eigenes ausgeben dürfte, — denn je länger er nachdachte, um so gewisser war es ihm, daß er diese begeisterten Worte, diese melodischen Verse zuerst von ihren Lippen vernommen hatte — aber der Abbé versicherte, daß er die Gabe der Heiligen nicht verschmähen dürfte. So ließ er es denn geschehen, daß das Sonett dem Gerichtshofe der Blumenspiele zugeschickt wurde,

und die Zuverſicht, daß ihm der Sieg durch die Gnade ſeiner Schutzpatronin geſichert wäre, wurde Balſam für ſeine Wunden.

„Monda's Zuverſicht war nicht ſo groß, aber ſie hoffte und hatte zu viel für Andere zu thun, um Zeit zum Grübeln und Grämen zu finden. In der Nacht, als Arnaud die letzten ſchweren Fieberanfälle überwand, war Jeanne Vidal krank geworden. Monda war die Einzige, der es gelang, das arme Kind zu tröſten und zu ermuthigen, und ſo ging ſie von einem Krankenlager zum andern und war ſo ganz von den Anforderungen des Augenblicks in Anſpruch genommen, daß der Tag der Entſcheidung ſie beinahe überraſchte.

„Es war ein herrlicher, ſonniger Maitag und Toulouſe beging das ſchöne Dichterfeſt zu jener Zeit ganz anders als heute. Alle Werkſtätten, alle Läden waren geſchloſſen wie an den hohen Tagen der Chriſtenheit. Die Façade des Capitols verſchwand beinahe unter Kränzen und Lorbeerzweigen; alle Häuſer waren mit Fahnen, Guirlanden und Teppichen geſchmückt und die ganze Bevölkerung prangte im Sonntagsſtaate. Die Mühen und Sorgen des gewöhnlichen Lebens waren vergeſſen; der Wettkampf der Dichter nahm das allgemeine Intereſſe in Anſpruch. Poeſie und Ruhm berauſchten alle Herzen. Das Volk, das einem alten Spruche zufolge ſeine Helden und Martyrer vergeſſen kann, aber ſeine Sänger nicht, hatte ſchon vor Tages Anbruch die Wohnungen ſeiner Lieblinge bekränzt, hatte ſogar die Kirchhöfe nicht vergeſſen und glaubte, daß die Dichter der Vergangenheit an dieſem Tag aus den Gräbern erſtänden, um unſichtbar durch die Gaſſen zu wandeln, wo man ihre Lieder ſang.

Digitized by Google

„Monda gedachte dieſer Sage, als ſie von Unruhe getrieben das väterliche Haus verließ und ſich in ein dunkles Capüchon gehüllt vom Strome der Menge treiben ließ. Auch ſie war gleichſam losgelöſt vom Leben, — was ſie wünſchte, war nicht für ſie ſelbſt; was ſie ängſtigte, war nicht ihr eigener Schmerz, — für ſich ſelbſt erwartete ſie nichts, hoffte ſie nichts — ihr Tagewerk war vollbracht, und ſie war müde, müde bis zum Sterben.

„Plötzlich ſchreckte ſie aus ihren Gedanken auf, denn ſie hörte ihren Namen nennen; zugleich ſchob ſich ein zitternder Arm unter den ihrigen und das bleiche Geſicht der armen Jeanne neigte ſich zu ihr nieder.

„Ich konnte nicht zu Hauſe bleiben, flüſterte das Mädchen. Statt aller Antwort drückte Monda ihren Arm und ſie zogen weiter.

„Sie kamen auf den Platz des Capitols, — eben wurde das große Thor geöffnet und die Glocken der Daurade verkündigten, daß Alles zum Empfange der Prozeſſion in Bereitſchaft wäre. Alsbald traten vier Marſchälle mit goldenen Stäben aus dem Stadthaus, um dem Feſtzuge den Weg zu bahnen, dann folgten weißgekleidete Kinder, die Blumen ſtreuten, und weißgekleidete Jungfrauen, die auf rothſammetnen Kiſſen die goldenen und ſilbernen Preisblumen trugen. Dann erſchienen die ſieben Mainteneurs oder Richter der Akademie und als Ehrengeleit folgten die Capitouls im vollen Ornate, mit Purpurmänteln, Hermelinkappen und goldenen Ketten; ferner die Räthe des gefürchteten Parlaments in Scharlachgewändern, ein Abgeſandter des Erzbiſchofs, eine Deputation der Kaufherrngilde und die Profeſſoren der Univerſität.

„Es war ein langer, glänzender Zug, der in allen Straßen, die er durchzog, vom Jubelgeschrei begrüßt und mit Blumen überschüttet wurde — und es war ein weiter Weg vom Capitol zur Daurade, der prächtigsten unter allen Kirchen von Toulouse.

„Ihr habt sie nicht mehr gekannt mit ihren Wänden von goldglänzender Mosaik, die ein Werk der Westgothen war und der Kirche den Namen „de Aurata" oder „Daurade" erwarb, mit ihren dreifachen Nischenreihen, ihren hundert Heiligenbildern und ihren Säulen von weißem Marmor. Sie ist demolirt wie so manches andere Denkmal der Kunst, und unsere armen Augen werden niemals etwas Aehnliches sehen.

„Am Dichterfest besonders war die Kirche der Bewunderung werth, wenn ihr Glanz durch die Farbenpracht der schönsten Frühlingsblumen erhöht war, die sich an den Säulen emporrankten, in Festons an den Nischen niederhingen oder die Stufen der Altäre bedeckten, wenn sich Rosen- und Veilchen-Duft mit dem Weihrauch vermischte und vor dem Sonnenglanz, der in die geöffneten Fenster strömte, der Glanz der Kerzen auf dem Hochaltar erblich.

„Monda war wie betäubt von all dem Glanz und Duft, dem Glockengeläut' und Orgelklang. Sie war auch müde von dem weiten Wege, war nicht im Stande gewesen, sich dem Gedränge zu entwinden, war immer vorwärts getrieben worden und hatte ihre zitternde Gefährtin mit fortgeschleppt. Jetzt hatten sie durch Zufall einen guten Platz bekommen. Sie sahen die Blumenpreise — Veilchen, Rose, Lilie, Tausendschön und Ringelblume — auf den Hochaltar legen, sahen sie ein-

weihen, nachdem das heilige Meßopfer vorüber war, und ſahen, wie die Prozeſſion den Rückweg antrat.

„Jetzt naht die Entſcheidung! flüſterte Jeanne, indem ſie ſich haſtig erhob, um ſich dem Zuge ſo nahe als möglich anzuſchließen. In ihrer fieberhaften Aufregung achtete ſie nicht auf Monda's Mattigkeit, und Monda war gewöhnt, ſich ſelbſt zu überwinden.

„So ging's denn wieder fürbaß den weiten Weg zurück, den ſie gekommen waren. Die Sonne brannte, die Luft war ſchwül geworden; Monda's Pulſe klopften, als ob ihr die Schläfe zerſpringen ſollten; es brauſte ihr vor den Ohren, ſie ſah nicht mehr, wo ſie war, aber ſie hielt ſich gewaltſam aufrecht und unterſtützte die ſchwankende Geſtalt an ihrer Seite.

„Endlich, endlich erreichten ſie den Platz des Capitols, aber das Gebäude oder gar den Saal zu erreichen, war unmöglich, denn Kopf an Kopf gedrängt ſtand das Volk bis in die nächſten Straßen hinein, und Monda hatte in früheren Jahren aus der Loge der Patriziertöchter geſehen, welche Menge die Treppen und Corridore zu füllen pflegte.

„Jeanne machte noch einen verzweifelten Verſuch, ſich dem Capitol zu nähern, aber die Stille, die ſich auf einmal über die Menge lagerte, überzeugte ſie, daß ſie jedenfalls zu ſpät gekommen wäre.

„Die Entſcheidung! ſtöhnte ſie. Monda's Herzſchlag ſtockte; die Erwartung, von welcher jetzt ſo viele Tauſende erfüllt waren, belaſtete gewiß kein Herz ſo wie das ihre und das der armen, weinenden Jeanne. Es waren Minuten der Qual, die ſich zu Jahren auszudehnen ſchien.

„Plötzlich wälzte ſich ein tauſendſtimmiges Hurrahgeſchrei wie Wogendonner über den Platz und rollte weiter von Gaſſe zu Gaſſe. Auf das Geſchrei folgte abermals eine Stille und dann kam ein zweiter Donner und dann ein dritter — und nun war's entſchieden. Namen flogen von Mund zu Munde, — Monda's ganze Seele lag im Gehör, und ſie täuſchte ſich nicht, Arnaud's Name wurde genannt.

„Mehr erfuhr ſie nicht — ihre Kraft war zu Ende; ſie ſank bewußtlos zuſammen.

„Tage und Wochen vergingen, ehe ſie wieder zur Beſinnung kam, und dann ſchien ſie die Augen auch nur aufzuſchlagen, um ſich noch einmal an dem Anblick des Glückes zu erfreuen, das ſie Anderen bereitet hatte. Arnaud und Jeanne ſtanden an ihrem Bett. Beide waren wieder kräftig und ſchön; jeder ihrer Blicke verrieth, wie lieb ſie ſich hatten, und ſie warteten nur — wie Arnaud ſagte — auf die Geneſung ihrer Freundin, um das ſchönſte Feſt ihres Lebens zu feiern.

„Sein Gedicht — er erröthete, als er das erzählte — hatte den Preis der wilden Roſe davongetragen, und ſeine Catharina von Siena war vom Erzbiſchof zum Schmucke der neuen Kapelle gewählt.

„Aber Monda feierte die Hochzeit ihrer Schützlinge nicht auf Erden. Ein ſchleichendes Fieber verzehrte ihre Lebenskraft. Ohne Schmerz und ohne Kampf ging ſie in ein beſſeres Daſein hinüber. Die Heiligen wußten, wie müde ſie war.

„Durch ihren letzten Willen war Arnaud ein reicher Mann geworden, aber als er an ihrem Sarge ſtand, durchſchauerte ihn die Ahnung, daß ihm das größte Gut, das

Digitized by Google

treueſte Herz durch eigene Schuld verloren gegangen war, und es dauerte lange, lange, bis Jeanne ihn wieder ſo fröhlich ſah wie in früheren Tagen. Vergeſſen hat er Esclarmonde nie.

„Auch das Volk hat ſie nicht vergeſſen. Viele von ihren Liedern werden noch jetzt geſungen, und wenn wir im Muſeum durch den Kreuzgang gehen, in welchem die alten Leichenſteine aufgeſtellt ſind, finden wir auch den ihrigen darunter. Er trägt die Inſchrift:

„Keuſch und rein, der Jungfrau'n Zier,
Esclarmonda ruhet hier.
Von Spinet war ſie genannt,
Kam engelſchön aus Gottes Hand —
War Muſe, Grazie hier im Leben;
Gott woll' ihr ſeinen Frieden geben!" *)

*) „Jeune, noble, pure et monde,
Ci-gist la belle Esclarmonde
De Spinet, au corps gracieulx:
En terre ainsin viendrait des cieulx;
Une doulce Muse, une Grâce —
Priez-Dieu qu'il lui doinct sa grâce!"

Herzfehler.

Novelle

von

Josef Rank.

Digitized by Google

Arthur und Hugo waren die Söhne zweier Nachbarn im Städtchen D., zwei Stunden von der Hauptstadt.

Schon in früher Jugend einander unentbehrlich in Freud' und Leid, waren sie Spielgenossen als Kinder, Schulkameraden als Knaben, Vertraute und Lebensgefährten bis in ihr reiferes Alter.

Der Plan, das Ziel ihres künftigen Lebens nicht im bescheidenen Städtchen ihrer Geburt, sondern in der Residenz zu suchen, wo ihren Talenten ein Boden, ihrem Ehrgeiz ein Schauplatz aufgethan war, fiel schon in die ersten Jünglingsjahre Beider und wurde von ihren Vätern, zwei einsichtsvollen und ruhigen Männern, keineswegs mißbilligt; diese sparten vielmehr kein Mittel, die Erziehung ihrer Söhne vollkommen so auszustatten, daß sie nicht gezwungen sein sollten, auf der gewöhnlichen Stufe Halt zu machen, wo die meisten Menschen sich besinnen und bescheiden; ihre Talente sollten die natürliche Grenze ihres Glückes und Bestrebens bilden.

„Arthur hatte bald erkannt, daß ſeine Neigung zur Malerei auch das nöthige Talent mitbringe, und wählte ohne Bedenken dieſe Kunſt zur Aufgabe ſeines Lebens; Hugo dagegen wählte das Studium der Rechtswiſſenſchaft, weil er, trotz der warmen Liebe zur Kunſt, an der ausreichenden Begabung ſeiner Natur verzweifelte. So ſtrebten ſie denn auf ganz verſchiedenen Wegen nach dem Ziele eines edlen Ehrgeizes, ermunterten und beſtärkten ſich in ihrem Eifer und umfaßten ſich um ſo inniger mit ihren Herzen, je augenſcheinlicher es war, daß die verſchiedenen Wege ihres Berufes ſie einſt trennen mußten.

Der Fall der Trennung trat indeſſen früher ein, als ſie beſorgten; Hugo's Vater, ein angeſehener Advocat des Städtchens, ſtarb faſt in demſelben Augenblick, als ſein Sohn die nöthigen Prüfungen beſtand, um ſein Nachfolger in der Anwaltſchaft zu werden; anſtatt alſo ſeine erſten Sporen als Gehilfe eines berühmten Sachwalters in der Hauptſtadt zu erwerben, mußte Hugo auf ungewiſſe Zeit die Reſidenz verlaſſen, für ſeine Mutter und Geſchwiſter daheim einfach Geld verdienen und vor der Hand, wenn nicht auf gutes Einkommen, ſo doch auf Ruhm und Glanz verzichten.

Aber dieſe Wendung der Dinge ſollte, wie ſo manche ſchmerzliche im Leben, für die Freunde gerade von ſegensreichen Folgen ſein. Denn bald darauf ſtarb auch Arthur's Vater und es zeigte ſich, daß durch übel angebrachte Speculationen die Vermögensverhältniſſe deſſelben ganz zerrüttet und kaum zur Deckung der angemeldeten Schulden ausreichend waren. Arthur war alſo für den Fall, daß ihm keine hilfreiche Hand

über die Schwierigkeiten des Lebens weghalf, mitten in seiner künstlerischen Entwicklung aufgehalten, mußte einen großen Theil seiner Zeit auf bloßen Gelderwerb verwenden und sah das Ziel des Ruhmes weiter als je in die Ferne gerückt. Aber die hilfreiche Hand ließ gar nicht lange auf sich warten; Hugo eilte mit der Trauerbotschaft fast zu gleicher Zeit zu seinem Freund, um ihn wieder aufzurichten.

„Ich will deinen Schmerz um den Vater nicht lindern," rief er, „aber verhindern will ich, daß der Schmerz sich durch Sorgen um das tägliche Brod verschärfe! Du hast jetzt, was ich habe; deine Angelegenheiten sind jetzt die meinigen und, Gott sei Dank! ich bin in der Lage, sie ohne Mühe in Ordnung zu halten! Deutlich sehe ich jetzt, daß meine Bestimmung keine andere war, als die Stütze deines Talentes zu werden, zu sammeln, um für dich zu besitzen; — ich fühlte nur Liebe zur Kunst, damit dein Talent sie beerbe!"

Arthur nahm das Anerbieten dankbar hin und sah in der liebevollen Hilfe des Freundes nur einen Sporn mehr, sein Talent durch rastlosen Fleiß zur vollen Reife zu bringen und die Opfer der Freundschaft durch die Größe des künftigen Ruhmes zu belohnen.

Hugo schien von jetzt an wirklich nur für seinen Freund zu leben; er hatte keine dringendere Angelegenheit, als die Sorgen desselben zu bannen, keine wärmere Sehnsucht, als Arthur's Talent eines Tages leuchtend und bewundert aufsteigen zu sehen. Deßhalb arbeitete er fleißiger als je, um seine reichlichen Mittel noch zu vermehren, den Freund auch

mit einem dem Künſtler oft nöthigen Luxus zu umgeben und für den immer näher rückenden Augenblick des erſten öffentlichen Auftretens ſich in den Stand zu ſetzen, einen nützlichen Druck auf die Stimmung des Publikums zu üben.

Arthur hatte endlich ſein erſtes großes Gemälde, womit er in die Oeffentlichkeit treten wollte, vollendet; es ſtellte eine berühmte Staatsaction aus der vaterländiſchen Geſchichte dar und wurde einige Tage vor der Ausſtellung einer Anzahl Kenner und Kunſtfreunde im Atelier gezeigt. Dieſe Zeit benutzte Hugo, ein echter Anwalt des Freundes, um ſeine Aufwartung bei den Stimmführern großer und kleiner Tagesblätter zu machen und auf ſie durch würdevolle Empfehlung oder, wenn es eben nicht anders ging, durch Beſtechung zu wirken; er ſelbſt hatte ſich im Stillen, bloß zum Beſten des Freundes, im pikanten Feuilletonſtyl geübt und ſuchte ſeinen wohlgerundeten Artikeln jetzt im geleſenſten Blatte der Hauptſtadt eine Stelle, was ihm auch gelang.

Es hätte ſeltſam zugehen müſſen, wenn ein vortreffliches Werk und eine wohlbearbeitete öffentliche Meinung nicht den beſten Erfolg erzielt haben würden! Arthur's Bild ging ſchon vor Eröffnung der Ausſtellung in das Eigenthum des Hofs über, und bald waren Künſtler und Laien in dem höchſten Lobe des Werkes einig; die Neugierde, einmal in's große Publikum geworfen, führte nun täglich lange Prozeſſionen von Bewunderern vor das Bild, und Arthur's Name wurde um ſo eifriger genannt und um ſo wohlklingender gefunden, als er, wenigſtens für die Menge des Publikums, plötzlich wie aus einem geheimnißvollen Dunkel hervortrat.

Von dieſem Tag an datirte nicht nur Arthur's ehrenreicher Name, ſondern auch ein Glück, wie es wenigen Auserwählten dieſes Lebens zu Theil wird. Nach einigen Monaten hatte der Künſtler nicht nur die wichtige und einträgliche Stelle eines Galeriedirectors erhalten, ſondern wurde auch bald mit glänzenden Aufträgen von kunſtliebenden Höfen und reichen Privatperſonen überhäuft; ſo ſtand denn neben der wachſenden Berühmtheit des Namens auch eine Fülle von Wohlhabenheit in Ausſicht, die, verbunden mit dem Vorzug eines ſchönen Aeußern des Künſtlers, nicht wenig beitrug, daß derſelbe auch bald als Gaſt in die beſten Häuſer der Hauptſtadt gezogen und mit Aufmerkſamkeiten, namentlich von Seite des ſchönen Geſchlechts, ausgezeichnet wurde.

Es geſchieht nicht ſelten, daß wir an der Seite eines guten Freundes mit offenen Sinnen und froh geſtimmt das Gedränge eines großen Feſtes durchſchreiten und gerne bereit ſind, durch jede kleine Ueberraſchung unſer Behagen mehren zu laſſen; mit dem Begleiter wird kaum dann und wann ein flüchtiges Wort gewechſelt, ſeine Gegenwart ſcheint entbehrlich, ja manchmal wirklich vergeſſen zu ſein, bis ein Ungefähr denſelben thatſächlich von uns trennt und plötzlich das Gefühl lebendig wird, als ſei uns ein Stück Behagen empfindlich von der Seite geriſſen.

Dieſe Empfindung hatte unſer Künſtler eines Tages, als er eben wieder im Gedränge eines ſchimmernden Gartenfeſtes herumging und die Gegenwart des Jugendfreundes mit Befremden vermißte.

Hugo hatte ihn Monate lang mit inniger Freude, ja

mit Schwärmerei durch Empfangzimmer und Feſtſalons begleitet, hatte mit gierigem Ohre die Lobſprüche geſammelt, die dem Künſtler zu Theil wurden, hatte die Freude, die Auszeichnung, den wachſenden Ruhm des Freundes wie die eigene Sache betrachtet, und wußte von Zeit zu Zeit ein Reſumé von Lob und Bewunderung zuſammenzuſtellen, in welchem der Künſtler wie in einem ſchimmernden Spiegel die ganze Glorie ſeines Ruhmes concentrirt und erhöht erblicken mußte; — jetzt vermißte Arthur den Freund auf einmal ganz an ſeiner Seite, und zum erſten Mal überlegte er mit einiger Verwunderung, daß die Abweſenheit des Freundes nicht ein Werk des Zufalls ſein und ſchon einige Zeit vorausgeſehen werden konnte; denn er war im Laufe der letzten Wochen nur ſelten mehr in den Kreiſen und Geſellſchaften, die er ſonſt ſo gern aufgeſucht, erſchienen, und wenn er kam, ſo geſchah es nur, um karg von Worten und ungeſellig von Mienen ſich nach kurzer Anweſenheit wieder zu entfernen.

Arthur machte ſich Vorwürfe, des Freundes Stimmung nicht früher ſorgfältig beachtet und ausgeforſcht zu haben, ſchrieb den nächſten Morgen einen warmen Brief an denſelben und legte darin ſeine Befürchtung und ſein Bedauern in lebhaften Worten nieder. Dieſer Brief wurde von Hugo mit einigen trockenen Zeilen erwidert, und als Arthur nach wenigen Tagen abermals ſchrieb und den Freund dringend einlud, nach der Hauptſtadt zu kommen und ſein eben vollendetes neues Gemälde, das bereits an die Ausſtellung übergeben ſei, zu ſehen, kam hierauf gar keine Antwort mehr, und es war alſo gewiß, daß der Freund einen Anlaß haben mußte, verſtimmt,

ja ernſthaft ungehalten zu ſein. In Ermangelung eines andern Erklärungsgrundes ſchrieb ſich Arthur ſelbſt die Schuld der Verſtimmung ſeines Freundes zu und beſchloß, mit Nächſtem über Land zu fahren und den Beleidigten durch offene Erklärungen zum Geſtändniß und zur Verſöhnung zu bringen.

Eines Morgens hatte er denn auch bereits einen Wagen vorfahren laſſen und vollendete eben ſeinen Reiſeanzug, als ein junger Maler, Schüler Arthur's, mit einem Zeitungsblatt hereintrat und, glühend vor Verlegenheit und Zorn, ſeinen Meiſter auf einen Artikel aufmerkſam machte, welcher im bedeutendſten Blatte der Hauptſtadt Arthur's neueſtes Gemälde einer unerhörten Kritik unterzog. Nicht nur der geſchichtliche Stoff des Gemäldes wurde für künſtleriſch unbrauchbar erklärt, ſondern auch die ganze Auffaſſung und Behandlung deſſelben wurde durchaus verfehlt gefunden; ja, der Beurtheiler ging ſo weit, den Genius des Künſtlers ſelbſt in Zweifel zu ziehen und aus den Fehlern der Zeichnung und des Colorits zu ſchließen, daß Arthur leider zu jenen Talenten zu zählen ſein dürfte, welche im erſten Anlaufe jugendlicher Begeiſterung einige erhebliche Leiſtungen zuwege bringen, wodurch die Welt eine Weile über ihre Anlagen getäuſcht, dann aber zur Einſicht gebracht werde, daß denſelben ſowohl der ſchöpferiſche Fond, als die Abgeſchloſſenheit der Bildung mangele, welche dem wahren Genie in jedem Fall eigen ſein müſſen. Der Artikel war um ſo gefährlicher, als er mit Ruhe und Gewandtheit geſchrieben und mit dem wirkſamen techniſchen Apparate von Sachkenntniß ausgeſtattet war.

Arthur gehörte zu jenen Künſtlern, welche durch

andauerndes Lob in den Blättern nach und nach in eine völlige Gleichgiltigkeit gegen die Stimmen der Kritik verfallen, durch einen gelegentlichen Tadel aber um so empfindlicher berührt und emporgerüttelt, denselben öffentlichen Stimmen auf einmal wieder mehr Gewicht beizulegen geneigt sind, als im Ganzen ihnen wirklich zuzukommen pflegt.

Betroffen trat er daher mit dem Zeitungsblatt an das Fenster und suchte, während er scheinbar zerstreut in's Freie blickte, seine Bewegung vor dem Schüler zu verbergen; aber im nächsten Augenblicke traten noch mehrere Schüler und Kunstfreunde in das Zimmer, und der Letzteren Einer machte mit stockendem Athem die Mittheilung, daß sich in der Stadt die Nachricht verbreite, der Artikel gegen Arthur habe Niemand Andern zum Verfasser, als den eigenen Freund desselben — den Advocaten Hugo!

Arthur hatte diese Nachricht kaum vernommen, als er sich heftig gegen die empörten Ankömmlinge wendete und sie eine Weile wortlos anstarrte; dann blickte er, die Farbe wechselnd, noch einmal flüchtig auf den Artikel der Zeitung, der Kopf sank ihm etwas gegen die Brust und das Papier zitterte in seinen Händen. — —

„Der Aufsatz," sagte er hierauf mit schwer errungener Fassung, „ist geschrieben, wie mein Freund zu stylisiren pflegt; — mein Freund scheint, nach einigen Anzeichen zu schließen, wirklich Grund gefunden zu haben, mir unfreundlich zu begegnen; — es ist also möglich, wenn auch noch räthselhaft, daß ich ihm diesen Dienst, der einem enragirten Feind Ehre machen würde, zu verdanken habe. Zufällig bin ich

eben auf dem Weg, ihn auf dem Lande zu beſuchen, und ich hoffe, zu ſeiner Ehre und meiner Beruhigung zu erfahren, daß er eines Vergehens wie dieſes nicht fähig war!“ Und ſich raſch von den Umſtehenden verabſchiedend, ging er nach der Vorhalle des Hauſes hinab und beſtieg, erregter als er ſchien, den Wagen, welcher ihn zu ſeinem Freunde führen ſollte.

Es war in den erſten Nachmittagsſtunden, als Arthur an den ſüdlichen Häuſern ſeines Geburtsortes vorüber nach dem hübſchen Marktplatze zufuhr und ſich kaum Zeit nahm, dem früheren Wohnhauſe ſeiner Eltern einen nachdenklichen Blick zu ſchenken. Erſt als die Pferde vor der Hausthüre ſeines Freundes, des jungen Advocaten, hielten, erwachte er aus einer düſtern Zerſtreuung und ſtieg ab, um mit einiger Lebhaftigkeit die Glocke des Hauſes zu ziehen.

Ein Diener erſchien, und als er in Arthur den Landsmann und Freund ſeines Herrn erkannte, öffnete er ohne weitere Frage das Hausthor, ſagte mit einer Verbeugung: „Mein Herr iſt im Garten!“ und ließ den Ankömmling eintreten.

Arthur kannte die Oertlichkeit des Hauſes hinlänglich und fühlte ſich der Freundesrechte noch ſicher genug, um den Herrn des Hauſes ohne viele Umſtände aufzuſuchen. Ungern bemerkte er an einem verlaſſenen Mittagstiſch unter dem großen Nußbaume, daß Hugo Gäſte gehabt haben müſſe, die er wahrſcheinlich noch im Garten treffen würde; er täuſchte ſich auch nicht, denn als er das nächſte Gebüſch kaum umgangen hatte, ſah er ſeinen Freund in Begleitung dreier Männer eben aus der Tiefe des Gartens ihm entgegenkommen.

Hugo erblickte den nahenden Freund nicht ohne Verwirrung, erblaßte und fuhr ſich einmal wie ermunternd über die Stirne; dann aber ſagte er, ſcheinbar wieder gefaßt, ſeiner Begleitung einige flüchtige Worte und kam dem Freunde mit langſamen Schritten allein entgegen.

Arthur ließ es darauf ankommen, ob ihm Hugo zuerſt die Hand zum Gruße bieten würde, und als dies nicht geſchah, machte auch er keinen Verſuch, ihm die Hand zu reichen. Er faßte nur flüchtig an den Hut und ſagte ruhig:

„Guten Tag, Hugo!“

Immer noch blaß und mit leiſe zuckenden Lippen erwiderte dieſer den Gruß und verſuchte ein düſteres Lächeln; ſein Blick voll ſeltſamen Feuers aber glitt raſch vom Auge des Freundes zur Seite. Es war nun nicht mehr zweifelhaft, daß Hugo aus tiefliegenden Gründen von einer feindſeligen Stimmung ergriffen und in dieſer wohl fähig geweſen war, gegen den Freund jene tödtliche Zeitungswaffe zu ſchwingen.

Mit einem Anfluge von Wehmuth trotz der bittern Gährung ſeines Gemüthes ließ Arthur ſeinen Blick einen Moment ſchweigend auf dem Freunde ruhen, der nicht nur zu haſſen, ſondern unter dieſem Haſſe ſelbſt zu leiden ſchien, und fuhr dann fort:

„Du wirſt immer ſeltener in der Stadt, Hugo, und deine Freunde vermiſſen ſelbſt in deiner Correſpondenz den früheren Eifer; was iſt das? Ich will nicht hoffen, daß du die Zahl deiner Beſuche mit den meinigen zu vergleichen beginnſt, da würde ich freilich ſtark in deinem Schuldbuche ſtehen.“

Hugo ſchien nicht Luſt zu haben, dem Freunde Stirn gegen Stirn Rechenſchaft zu geben, er lenkte daher nach einem ſchattigen Seitenwege und ſagte im Vorwärtsgehen mit düſterm Feuer:

„Wer zu einer beſcheidenen Rolle im Leben beſtimmt iſt, wie ich, wird wohlthun, ſeine Anſprüche bei Zeiten auf das geeignete Maaß zurückzuführen. Ich habe meine Beſuche in der Stadt weder berechnet, noch angerechnet, — — obwohl es Manchem von Nutzen geweſen wäre, ſich den Sirenenarmen des Glücks ein und den andern Tag zu entziehen, um auf dem Lande wieder einmal an die Durchſchnittsfreuden des Lebens erinnert zu werden.“

„An die Durchſchnittsfreuden des Lebens — wie meinſt du das? Habe ich nicht lange genug mein Leben unter dem Niveau der Tagesfreuden hingeſchleppt, um jetzt nicht nöthig zu haben, mich täglich an beſcheidene Anſprüche erinnern zu laſſen?“

„Das Glück hat gewöhnlich Alles, nur kein Gedächtniß für beſchwerliche Tage!“

„Ich erſtaune. Ich ſollte dir plötzlich zu glücklich ſein, der ich dir niemals glücklich genug geweſen? Und du nennſt dein Glück beſcheiden, das ich früher ſo oft zu beneiden Grund genug hatte?“

„Es iſt die Art der Reichen, von den Freuden der Armen zu ſprechen, um nicht allzu beneidenswerth zu ſcheinen!“

„Nun wahrlich! Kaum weiß ich mehr, wie ich dich faſſen ſoll. Wenn du Gut und Geld obenan ſtellſt, — biſt du nicht immer noch reichlicher verſehen als ich? Wenn du

das Glück im Behagen des Geschäftes suchst, versiehst du deine Pflichten nicht hundertmal bequemer als ich? Dein Weg ist deutlich vorgezeichnet, dir stehen Helfer zu jeder Stunde, für jede Arbeit zu Gebote, während ich auf mich allein angewiesen bin, mit jeder Arbeit neue Schwierigkeiten finde, und wenn ich Ruhe finden soll, die Unruhe meiner Ansprüche stets erhöhen muß!"

„Die Schattenseiten weißt du trefflich vorzuwenden, von dem schimmernden Lohne des Künstlers im eigenen Gemüthe, von der Geschäftigkeit der Welt, des Künstlers Mühe zu vergelten, schweigst du weislich!"

„Diesen Lohn fändest du zu hoch, den du selbst mit solchem Eifer einst zu mehren strebtest?"

„Man spornt das Pferd, bis es in Trab gekommen, — wenn es vom Zügel reißt, ist es Zeit, die Raserei zu zähmen!"

„Dann sähest du wohl nicht ruhig zu, bis Andere meinen Ruf ermäßigt hätten —?"

„Begreiflich wär's —"

„Und übtest deine Feder jetzt ebenso im Tadel wie einst im Lob?"

„Es könnte wohl so kommen —"

„Und hast dir die ersten Sporen am Ende schon verdient — in diesem Blatte hier?"

„Du weißt davon —?.. Der Aufsatz ist von mir!"

Eine Pause entstand. Eine unsichtbare Hand schien beide Männer einen Augenblick festzuhalten, um sie zu erinnern, welch ein trauriges Schauspiel zwischen Freunden jetzt erfolgen müßte, wenn sie Beide der heftigen Wallung nachgeben würden,

die ſie zu beherrſchen drohte; — ſie ſetzten daher ihren Weg gefaßter fort und Arthur, der langſam und mit bebenden Händen das Zeitungsblatt wieder an ſich zog, ſagte nach längerem Schweigen:

„Du hatteſt ein gutes Stück Dank von meiner Seite zu erwarten und konnteſt im ſchwierigſten Augenblicke darauf rechnen; — erlaube mir nächſtens auch die Opfer zu ſummiren, welche du dem verlaſſenen Künſtler einſt gebracht, ich wünſche ſie abzutragen, um dir nicht länger mehr die Mühe zu machen, den Spuren meines Glückes mit Sorge oder Mißgunſt zu folgen.... Eines nur wüßte ich jetzt noch gerne: — ſpricht dein mörderiſcher Aufſatz die wirkliche Ueberzeugung deines Herzens aus und habe ich mit meinem neueſten Werk einen Rückſchritt gethan, ein verfehltes Gemälde geſchaffen?“

„Nein.“

„Nein? Und es war dir auch nicht ernſt mit der Behauptung, daß meinem Talent die Tiefe und Nachhaltigkeit mangle?“

„Keineswegs.“

„Nun, dann begreife deine Natur ein Teufel und kein gewöhnliches Menſchenkind!“

„Und doch lag der Anlaß zu ſolchem Verfahren einem Kinde nahe genug. Wenn ich nicht zugriff, hätte es ein Anderer gethan; da es kein Anderer that, that ich's!“ Mit einer Lebhaftigkeit, die leidenſchaftlich heißen konnte, und mit einem Lächeln, das einem entſtellenden Grinſen ähnlich ſah, fuhr er hierauf fort: „Sollte ein kräftiges Wort nicht endlich die Lawine von Vergötterung aufhalten, welche dich zu begraben

drohte? Eine Abkühlung that noth ſowohl dir, als den Schwärmereien um dich her! Die Welt der Schönen ſollte erinnert werden, daß ein Künſtler und deſſen Werke nicht alles Schöne erſchöpfen und daß ein Herz nicht in Einer Flamme, ſondern in vielen Flämmchen zu glimmen beſtimmt iſt; denn der Himmel und der häusliche Herd, der Gatte und das eigene Kind, der Bräutigam und jedes wackere Geſchäft des Lebens bedürfen auch des Lichts und der Wärme des Herzens, und man ſah doch leider um dich her Alles in Einen Brand für dich und deinen Namen gerathen!“

„Das hätteſt du bedenken ſollen, als du ſelbſt noch dieſe Flamme ſchürteſt —“

„Kann man bedenken, was man nicht vorausahnt? Als ich für deinen Ruhm arbeitete, hatte ich eine Glorie voll milden, wohlthuenden Schimmers vor Augen, wie ſie mir ſtets erſchien, wenn ich eines großen Mannes gedachte, den ich von ganzem Herzen verehrte; — als ich aber das Drängen und Treiben, Verehren und Anbeten in der Nähe ſah, als ich bemerkte, wie die milde Glorie der Freude an dir und deinen Werken in einen allgemeinen Brand der bunteſten Leidenſchaft umſchlug, als ich den ruhigen Sinn von Müttern in Verwirrung gerathen, Bräute um Reliquien deiner Handſchuhe ſtreiten und Jungfrauen erglühen ſah, welche nicht beſtimmt ſein können, bloß als Blüthenſchmuck an der Bruſt deines Ruhmes zu prangen: — da ergrimmte ich, — daß ich es nur ſage! — Neid und Erbitterung ergriff mich, Leidenſchaften des Zorns und Haſſes erwachten, wie ich ſie nie in mir geſucht, — — und ich gab ihnen nach und warf mich dieſem Strome des

Wahnes, des Uebermaaßes von Verehrung entgegen! Mag ich dadurch das Uebel heilen oder vermehren, ich that, was ich nicht laſſen konnte, — und glaube der Natur des Menſchen einen Dienſt erwieſen zu haben! Denn Vieles kann ſie bis zum Uebermaaß ertragen, den maßloſen Glanz und Ruhm eines Menſchen aber kann ſie nicht ertragen!"

„Du haſt deinen Zuſtand ehrlich dargeſtellt, und ſo kann ich dich auch eines Theils deiner Schuld entheben; denn ich ſehe jetzt klar, daß nicht du, ſondern ein dämoniſcher Beſtandtheil des menſchlichen Herzens überhaupt den Kampf gegen mein Glück hier aufgenommen... Fühlſt du dich veranlaßt, zum Schaden des Freundes fortzufahren, wie du angefangen, ſo bitte ich dich nur um Eines: ziehe weder Namen, noch Verhältniſſe in die Debatte, welche nicht in die Oeffentlichkeit gehören; — mich ſelbſt und meine Werke gebe ich ohne Furcht und Widerſtand deinen Angriffen frei!"

Arthur hatte dieſe Worte mit bewundernswerther Ruhe geſprochen und blieb jetzt ſtehen, um dem Freunde, der ſich ſo unhold verändert hatte, die Hand zum Abſchiede zu reichen.

„Lebe wohl!" fügte er nach einer kurzen Pauſe hinzu, „und wenn du deinem Drange nach Züchtigung eine Weile genuggethan haſt, dann komme wieder zu mir in meine Werkſtatt und meine Zirkel, um dich zu überzeugen, daß du nicht ſowohl raſend wurdeſt in Folge übertriebener Verehrung, ſondern daß du wahrſcheinlich ſchon raſend warſt, als du zu ſehen glaubteſt, was du nie in ſolcher Weiſe ſahſt!" Und mit dieſen Worten entfernte er ſich....

Digitized by Google

Der öffentlichen Meinung ist von jeher der Vorwurf gemacht worden, daß sie in ihren Urtheilen und Neigungen wandelbar sei und heute bewundere, was sie gleich morgen wieder fallen lasse; und so darf es auch nicht wundern, wenn die sogenannten Organe der öffentlichen Meinung, die Mehrzahl der Tagesblätter, in ihren Urtheilen und Neigungen wechseln und heute tadeln, was sie gestern nicht genug loben zu können glaubten. Gehen doch die meisten derselben nicht von unveränderlichen Grundsätzen und Tendenzen, sondern von dem Interesse aus, das wandelbare Publikum so zahlreich als möglich anzuziehen und selbst wieder durch wandelbare Gaben, frappante Gegensätze festzuhalten.

Als Arthur mit seinem ersten Gemälde in die Oeffentlichkeit trat und durch wichtige Stimmen unterstützt alsbald die gute Meinung des Publikums auf seiner Seite hatte, da konnte und wollte sich keines der großen und kleinen Blätter dieser günstigen Stimmung widersetzen; es entstand ein edler Wetteifer, diese Stimmung zu erhalten und immer lebhafter anzuregen. Auf einmal wagte es jetzt das wichtigste Organ der Hauptstadt, einer tiefgewurzelten Meinung entgegenzutreten und den Nimbus einer Berühmtheit bedenklich zu verdunkeln; die Thatsache machte Aufsehen und durchflog um so rascher alle Kreise der Hauptstadt, als die Art des Angriffes durch ihre Schärfe und Kühnheit leider auch pikant genug war. Einige Kläffer der Tagesliteratur merkten überhaupt kaum, daß die Thatsache zu interessiren anfange und auch die wärmsten Verehrer des Künstlers in eine neugierige Spannung versetzte, als sie sich mit heiserem Geschrei, ohne auch nur ein eigenes

Urtheil zu verſuchen, ebenfalls ſofort an die Abſätze des verfolgten Meiſters machten und in verwäſſerten Sprachen den Tadel einfach wiederholten; die anſtändigeren Stimmen gaben ſich einige Tage Bedenkzeit, ob ſie nach der Mehrzahl ihrer Leſer den Künſtler und ſein Werk oder das Intereſſe eines lebendigen Angriffsartikels opfern ſollten und entſchieden ſich ſchließlich mit mehr oder weniger Energie für das Erſtere. Der Chorus gegen Arthur hatte denn nach wenigen Tagen ſchon eine impoſante Gewalt erreicht und ſchlug nun um ſo kräftiger an das Ohr des Publikums, als einige der größten Blätter, die leicht die geſtörte Ordnung wiederherſtellen konnten, ſich gerade jetzt ihrer hohen politiſchen Miſſion erinnerten, ellenlange gewiegte Artikel über die ferne Zukunft Central-Amerikas und die Austrocknung der pontiniſchen Sümpfe brachten, ihre Feuilletons mit Runkelrüben- und einigen Diebs-Notizen aus Paris ausfüllten und ein näheres Eingehen auf Kunſt und Künſtlerehre als ihrer Aufgabe ferneliegend zu erachten ſchienen. Sie ſchwiegen alſo gegenüber dem einmüthigen Angriff ihrer kleinen und großen Colleginnen, und Arthur ſah ſich unvertheidigt einem ſchweren allgemeinen Tadel preisgegeben.

Zu ſeiner Ehre und als nachahmenswerthes Beiſpiel ſei es indeſſen angeführt, daß Arthur ſelbſt, nachdem er die allgemeine Jagd einmal im Trabe ſah, ſich ſo bald es ging beruhigte, von dem Tadel der öffentlichen Stimmen weiter keine Notiz mehr nahm und mit jener wehmüthig-heiteren Stimmung, welche oft das Ergebniß einer ſchöpferiſchen Fülle des Gemüthes iſt, an Entwurf und Ausführung eines neuen Werkes

ging. Es mußte ihm in seiner Lage jedenfalls keine geringe Genugthuung gewähren, daß sein Bild trotz des heftigen und allgemeinen Tadels der Journale von einem reichen Liebhaber sofort für eine große Summe angekauft ward; auch fern- und nahestehende Kenner suchten den Künstler in der Absicht auf, um sowohl seinem Werk als ihm ihre erneuerte und aufrichtige Achtung zu bezeugen. Arthur erwiderte bei solchen Gelegenheiten nur lächelnd, als müsse von Zeit zu Zeit ein solches Unwetter gerade über den Künstler kommen, da es besonders wohl geeignet sei, den Kräftigen noch mehr in sich und für seine Aufgabe zu stärken.

„Der Künstler und der Poet," sagte er eines Tages zu seinen Schülern, die nur mit Unmuth die Angriffe gegen den Meister ertrugen, — „der Künstler und Poet scheint mit der lieben Sonne ein und dasselbe Schicksal zu haben; ihr Auf- und Untergang wird auch vom gewöhnlichsten Auge bewundert; ihr wahrer Segensgang durch den Himmel während des Tages wird kaum mehr beachtet. So lobt man das Talent auch gern bei seinem Auftreten, tadelt oder vergißt es gern mitten in seinem besten Wirken und sucht es wieder hervor, ja, bewundert es erst, wenn es stirbt und wo möglich recht tragisch aus dem Leben scheidet!"

Im Uebrigen schränkte Arthur seine Besuche jetzt mehr als jemals ein und erschien nur in wenigen ganz vertrauten Familienkreisen, was indessen das Interesse für ihn, namentlich von Seite des einmal treuen schönen Geschlechts, keineswegs zu mindern, vielmehr erst recht zu heben schien.

Wochen und Monate waren auf solche Weise vorüber-

gegangen; Arthur ſah mit ſtiller Freude das Werk ſeiner Staffelei mit jedem Tage glücklicher vorwärtsſchreiten und hatte die Uebel der jüngſten Zeit beinahe vergeſſen, als ihm eines Tages trotz ſeines ausdrücklichen Verbotes das Zeitungsblatt wieder gebracht wurde, welches früher den heftigen Angriff gegen ihn eröffnet hatte. Er wollte aber von dem Blatt und dem Kunſtaufſatze darin auch dann noch nichts wiſſen, als man ihm begreiflich machte, daß der Aufſatz ſeines geiſtreichen Inhalts wegen Aufſehen errege und keine geringe Anerkennung ſeines Talentes enthalte. Nur nach langem Zureden ließ er es geſchehen, daß der Aufſatz vorgeleſen wurde, und in der That verfehlte er eine große Wirkung auf den Künſtler nicht.

Der Verfaſſer gab vor, den Anlaß zu dem vorliegenden Aufſatze dadurch gefunden zu haben, daß er gelegentlich eines Beſuchs der Gallerie die neueſte hiſtoriſche Schule einmal wieder näher geprüft und dabei einige Gedanken geſammelt habe, welche er weiter mittheilen zu müſſen glaube. Er fing alſo mit einer kritiſchen Ueberſicht der beſſeren dort vertretenen Richtungen an, verengte den Kreis ſeiner Betrachtung mehr und mehr auf die Schöpfungen der Hauptſtadt ſelbſt und ſchloß mit einer beſondern Würdigung Arthur's, dem er als Hiſtorienmaler unbedingt die erſte Stelle unter den mitſtrebenden Landsleuten einräumte. Hatte ſich der Artikel bisher klar und knapp an die Würdigung der beſprochenen Gegenſtände gehalten, ſo fing er jetzt an, mit einem Anflug von Humor auch Nebendinge hereinzuziehen und endlich mit einer höchſt verwegenen Satyre abzuſchließen. Den Anlaß zur Satyre fand er in Arthur's letztvollendetem und ſo arg verketzerten Bilde, deſſen

Vorzüge ihm ſchnell, deſſen Mängel ihm aber bisher durchaus nicht hätten einleuchten wollen. Wenn er bis jetzt nicht geſprochen habe, um das Werk zu vertheidigen, fuhr er fort, ſo liege der Grund nicht in dem Mangel an Theilnahme für die Ehre des Künſtlers, als vielmehr an dem bisher ſo wacker unterhaltenen Geſchrei der Tagesſtimmen, welche jeden Widerſpruch ſofort übertobt haben würden; jetzt ſei es endlich wieder ſtiller und zum Reden einladender geworden, und ſo wolle er denn vor Allem ſagen, daß der erſte Angriff auf Arthur und ſein Bild nach ſeinem wohlerwogenen Dafürhalten von einem gewandten Witzbold herzurühren ſcheine, der ſich und dem Publikum das Schauſpiel habe bereiten wollen, die Unzurechnungsfähigkeit ſo vieler öffentlichen Stimmen darzuthun, die wie eine Heerde Schafe einem tüchtigen Bock gedankenlos ſelbſt in den Abgrund folgten. Dieſe an Frechheit ſtreifende und eine wirkliche Macht der öffentlichen Preſſe ſchwer beleidigende Behauptung wurde dadurch zu erhärten geſucht, daß unmöglich angenommen werden könne, ein ſo feiner, ſcharfſinniger Kopf, der wie der Verfaſſer jenes Angriffsartikels Vorzüge zu Fehlern ſtempeln konnte, habe vor Allem nicht wiſſen ſollen, daß es eben Vorzüge ſeien, die er in Mängel zu verwandeln ſuchte!

Es war nicht ſowohl die frappante und frivole Keckheit des Geiſtes, mit welcher der eben ſkizzirte Aufſatz geſchrieben war, noch weniger das mit Nachdruck geſprochene Lob, welches dem Künſtler und deſſen Werken ertheilt wurde, was Arthur mächtig überraſchte; es war vielmehr der wirklich naheliegende Gedanke, daß der Aufſatz nach dem ganzen Gepräge, das er trug, von der Hand des jungen Advocaten Hugo, Arthur's

Freund, herrühren müſſe. Als daher der Aufſatz zu Ende geleſen war und Arthur's Urtheil von den Umſtehenden erwartet wurde, blieb dieſer eine Weile ſtill und nachdenklich ſitzen, worauf er wie zerſtreut nur die Frage ſtellte: Ob man ahne, von wem der Aufſatz herrühren könnte? Man erwiderte, daß man noch nicht Zeit gehabt habe, dieſem Umſtande nachzuforſchen, und ſo beſchloß denn Arthur, ſchon des merkwürdigen Falles wegen, der Sache auf den Grund zu kommen; er war auch ſo glücklich, noch denſelben Tag beſtimmt zu erfahren, daß Hugo wirklich der Verfaſſer des angezogenen Artikels ſei.

Freude und Sorge kämpften bei dieſer Nachricht in Arthur's Seele. Der Aufſatz konnte unmöglich geſchrieben worden ſein, ohne daß der Freund in ſeiner Stimmung wieder eine bedeutende Aenderung zum Beſſern erfahren haben mußte; — aber anderſeits war die Kühnheit des Aufſatzes wieder ſo herausfordernd gegen eine Anzahl öffentlicher Stimmen, daß ohne Schwierigkeit vorausgeſehen werden konnte, der Kampf gegen denſelben und gegen Arthur's Namen würde jetzt erſt mit Wuth entbrennen.

Einige Tage hindurch wußte Arthur nicht recht, wie er ſich dem Freunde gegenüber verhalten und ob er von ihm noch ganz beſondere Schritte zur Verſöhnung abwarten ſollte; aber der Gedanke, daß der Freund vielleicht ſchon jetzt von ihm ſelbſt ein Zeichen des Entgegenkommens erwarten könnte, bewog ihn, alle Bedenken und Zweifel bei Seite zu laſſen und den jungen Advocaten ohne Verweilen aufzuſuchen. Und ſo ſaß er denn auch bald im Reiſewagen und fuhr in großer Erwartung dem Aufenthalte ſeines Freundes zu.

Einen wunderlichen Eindruck machte es auf ihn, als er, vor dem Hauſe des Freundes angekommen, die Glocke zog und an ihrem matten Tone merkte, daß ſie umwickelt ſei. War Jemand krank? und ſo ſchwer, daß man ſolche Maßregeln ergreifen mußte?

Der Diener kam und als er Arthur erkannte, ſagte er raſch, aber mit beſorgten Mienen:

„Ach, Herr Meiſter — ja, Sie kommen recht, Sie darf ich melden!“

„Wer iſt denn krank im Hauſe?“ fragte Arthur.

„Mein Herr, mein Herr,“ fuhr der Diener fort. — „Ach, das hätte ſchlimm ablaufen können!“

„Was iſt denn vorgefallen?“

„Die Fräulein Schweſter des Doctors wird Ihnen Näheres ſagen. Ich habe Auftrag, Sie zu ihr zu führen!“

Ueberraſcht und beſorgt folgte Arthur dem Diener über die Treppe, welche vom Hof aus nach dem linken Gartenflügel des Hauſes führte und trat mit dem Gruß in das Zimmer des Fräuleins:

„Guten Tag, Verehrte, — was ſoll ich hören?“

„Setzen Sie ſich,“ erwiderte die Angeredete mit wehmüthiger Stimme. — „Es iſt ein außerordentlicher Glücksfall, daß ſie meinen Bruder noch am Leben finden.“ Und nun erzählte ſie, ein Artikel im geleſenſten Blatte der Hauptſtadt habe ihm einige ſo hitzige Feinde auf den Leib gehetzt, daß er ſich geſtern mit Zweien derſelben nacheinander habe ſchlagen müſſen; den erſten habe er ſelbſt verwundet, von dem zweiten aber ſei er ſchwer getroffen worden, und ſeit einer

Stunde erſt wüßte die Familie mit Beſtimmtheit, daß er wieder hergeſtellt werden könnte!

Arthur fragte erſchüttert, ob das Fräulein den Artikel und den ganzen Zuſammenhang der Sache kenne? und erhielt die wehmüthig lächelnde Antwort:

„Ja wohl! Mein Bruder hat mir ſeit einiger Zeit viel von ſeinem unglückſeligen Zerwürfniſſe mit Ihnen erzählt und mir geſtanden, daß dem trüben Bedürfniſſe ſeines Herzens ſchon durch den erſten Angriffsartikel genug geſchehen ſei; er war bald darauf ruhiger geworden, ſann auch ſchon darauf, die Scharte der Freundſchaft wieder auszuwetzen, als er zu ſeinem Aerger und Zorn eine ganze Rotte Begeiferer hinter Ihnen herjagen ſah, die ſeine eigene Abſicht plötzlich in den Schein gemeiner Beſchimpfung herabzog. Er hielt es daher nicht mehr für genügend, in leiſen Schwenkungen Ihnen nach und nach wieder gerecht zu werden; er ſchrieb den fürchterlichen Artikel zu Ihrer Ehre und zur Schmach der principloſen Schreier — und ließ ihn, trotz meines Flehens, ihn zu mäßigen, wie er war, drucken! — Die Folgen kennen Sie bereits, — und wenn ich Ihnen im Namen und Auftrage meines Bruders die Hand reiche und Sie bitte, ſein Vergehen zu vergeben und zu vergeſſen — werden Sie geneigt ſein, dieſe Bitte zu erfüllen?“

Arthur ergriff mit Wärme ihre Hand und ſagte: „Von ganzem Herzen, Fräulein! Von ganzem Herzen!“

„Wenn es ſo iſt,“ fuhr das Fräulein fort und ſtand auf, — „dann habe ich Auftrag, dieſe tröſtlichen Worte

meinem Bruder ſogleich zu überbringen; erlauben Sie, daß ich es thue!“

Sie ging einen Augenblick in das anſtoßende Zimmer und kam durch Thränen lächelnd ſogleich wieder zurück, indem ſie die Thüre hinter ſich offen ließ.

„Mein Bruder hat mich gebeten,“ ſagte ſie, „Sie eintreten zu heißen, — nur drei Worte ſeien es, die er Ihnen ſagen wolle.“

Arthur trat bewegt in das Zimmer des Verwundeten, welcher mit verbundenem Schulterblatt auf ſeinem Bett lag; er wendete matt, aber lächelnd den Kopf gegen den eintretenden Freund und ſagte, nachdem ſich dieſer ſtill neben ihm niedergelaſſen und ſeine Hand ergriffen hatte:

„Wir ſind verſöhnt? — Wenn du den Schlüſſel zum Räthſel meines Betragens ſuchſt, mein Arthur, ſo denke an Othello: — auch er mußte eines Tages ſeine Desdemona erſt morden wie ich deine Ehre, um ſie dann um ſo heißer zu lieben. — Was iſt der Menſch? Wir haben Alle Fehler! Unſere ſchlimmſten ſind die Herzfehler!“

Der Brodschüler.

Erzählung

von

Ernst Willkomm.

Digitized by Google

1.

Ein Leichenzug bewegte sich über den Marktplatz. Dem Sarge voraus schritten außer dem Kreuzträger eine Anzahl von sechzehn bis zwanzig Knaben, welche unter Anleitung eines nebenhergehenden Lehrers einen Choral sangen. Die ganze Leichenbegleitung bestand aus einem kaum neunjährigen Knaben und einigen Männern. Eine einzige Glocke schlug unharmonisch bimmelnd eine Zeitlang wie verdrießlich an und ward, als der Leichenzug sich dem Thore näherte, von einer andern auf der Kirche des Gottesackers abgelöst. Es war ein „Mimel," wie die Bürger die billigsten Beerdigungen Armer nannten, wahrscheinlich eine wunderliche Abkürzung des Wortes „Minimum."

Das Wetter war rauh und man sah es dem Knaben, welcher allem Anscheine nach als der einzige wirklich Leidtragende dem Sarge folgte, an, daß ihm zum Ueberflusse neben dem Schmerz über den Verlust eines nahen Verwandten auch noch der Frost, vielleicht sogar Hunger und Durst, peinigten. Die roth angelaufenen nackten Füße staken in schadhaften

Schuhen, ſeine übrige Kleidung war in keiner Weiſe feſtlich. Nur der ſchmale Flor um den linken Arm und um die ſchirmloſe Mütze bezeichneten ihn als einen tief Trauernden.

Der arme Burſche weinte fortwährend. Auch am Grabe, wo die Begleitung noch ein paar Verſe ſang, fielen bittere Thränen auf die lehmige Erde, die alsbald den Sarg bedecken ſollte. Als aber der Todte eingeſenkt ward, brach der Knabe in heftiges convulſiviſches Schluchzen aus, und es hätte wenig gefehlt, ſo wäre er bei nochmaligem Hinabblicken in das Grab, ſelbſt mit in die Grube geglitten. Ein ſtarker Arm riß ihn heftig zurück und eine tiefe Baßſtimme ſprach zu dem Troſtloſen:

„Laß nun das Flennen ſein, Auguſt! Mit Heulen und Schreien erweckt man keinen Todten. Ihm iſt wohl; er hat ausgelitten und ruht jetzt in Frieden. Für dein Fortkommen werd' ich ſorgen, wie ich's deinem Vater auf dem Sterbebett verſprochen habe. Du biſt alſo nicht verlaſſen. Andere Waiſen haben es nicht ſo gut, die kommen in's Waiſenhaus. Bei mir ſollſt du gehalten werden wie ein eigenes Kind. Ich gebe dir auch künftig, wenn du fein brav biſt und mir gehorſamſt, meinen eigenen Namen. Nun roll' noch ein paar Erdenklöße nach, nimm deine Mütze ab und bete, wie wir Andern, ein Vaterunſer."

Mechaniſch folgte der Knabe dieſer Aufforderung; dann ließ er ſich ohne Widerſtreben von dem Manne, der zu ihm geſprochen hatte, fortführen.

Auguſt war der einzige Sohn eines Tuchwebermeiſters, der im Leben wenig Glück gehabt hatte. Von ſehr armen Eltern geboren, mußte er ſich kümmerlich forthelfen, erlernte

die Tuchmacherei, ein damals einträgliches Handwerk, ging als Geſell. einige Jahre auf die Wanderung und verheirathete ſich bald nach ſeiner Rückkehr in die Vaterſtadt mit einem braven, nur leider ebenfalls ganz unbemittelten Mädchen. An Begründung eines eigenen Geſchäftes konnte der junge Meiſter nicht denken, deßhalb arbeitete er bei einem der begüterten älteren Tuchmachermeiſter, die ſich eines guten Rufes und hinreichender Kundſchaft erfreuten. Es war dies nichts Ungewöhnliches und fiel mithin auch Niemand auf. Mancher junge Mann, der ſein Geſchäft verſtand, hatte auf dieſe Weiſe ſchon ſein Glück gemacht. Selbſt der renommirte Meiſter, bei welchem der junge Ehemann in Lohn trat, war zuerſt ebenfalls ganz unſelbſtſtändig geweſen, durch Vertrauen und Credit hilfreicher Freunde aber bald in beſſere Verhältniſſe gekommen. Eine ähnliche Laufbahn wollte der junge Meiſter einſchlagen.

Zum Unglück erkrankte ſchon in den erſten Monaten ihrer Ehe die Frau, um leider nie wieder zu geneſen. Den ganzen Verdienſt des unverdroſſen arbeitenden Mannes verſchlangen Arzt und Apotheker, und als den jungen Leuten ein Knabe geboren ward, der in der Taufe den Namen Auguſt erhielt, konnten die Koſten des ohnehin ſchweren Wochenbetts nur durch Entlehnung fremden Geldes beſtritten werden.

Von dieſer Zeit an ſiechte Auguſt's Mutter noch mehr als früher; der Vater ſtrengte ſich über Gebühr an, und als die kränkelnde Frau ein paar Jahre ſpäter ſtarb, konnte es Jedermann dem trauernden Wittwer anſehen, daß er der Vorangegangenen nur zu früh nachfolgen werde. Das immerwährende Sitzen hinter dem Stuhle, die Handhabung der

ſchweren Lade, der Oelgeruch der präparirten Schafwolle und der feine Staub, welcher bei der Zubereitung der Wolle wie beim Weben ſelbſt immer abfliegt, hatten dem verkümmerten Manne die Schwindſucht zugezogen.

Nach dem Tode der Mutter kam Auguſt zu fremden Leuten, die in ihrer Weiſe für ihn ſorgten, ohne ihm gerade beſonders aufmerkſame und liebevolle Pflege angedeihen zu laſſen. Das Koſtgeld war dürftig genug, und nach der Summe, welche der Vater zahlte, richtete ſich die Pflege des jungen Auguſt. Endlich mußte der leidende, immer matter werdende Mann die Arbeit ganz einſtellen und die Noth erreichte einen hohen Grad. In ſeiner Herzensangſt wandte ſich der arme Leidende an ſeinen bisherigen Brodherrn, der ihm ja am nächſten ſtand. Auch war er Auguſt's Pathe und als ſolcher verpflichtet, ihm Vormund zu werden, wenn der Vater ſterben ſollte. Die Unterredung des Kranken mit dem wohlhabenden Tuchmachermeiſter dauerte lange, endigte aber doch zur Zufriedenheit des Schwindſüchtigen. — Auguſt's Vater ſah kurz vor ſeinem Ende den heißeſten Wunſch ſeines Lebens in Erfüllung gehen. Die von aller Welt verlaſſene Waiſe ſollte eine Wohnung, einen Lehrmeiſter in der Perſon des Mannes finden, dem er ſelbſt ſo viel Dank ſchuldig war. Mit redlichem Handſchlag gelobte dies der Tuchmachermeiſter dem Sterbenden, empfing den weinenden Sohn aus des ſterbenden Vaters Händen und ſprach dieſem väterlich Troſt zu.

Auguſt kam nun in das Haus des wohlhabenden Mannes, wo ihm ſogleich Arbeiten angewieſen wurden, wie ſie ſeinen

Digitized by Google

Kräften entſprachen. Sein Herr und Vormund liebte es nicht, unnütze Worte zu machen. Alles, was er zu ſagen oder anzuordnen hatte, ſagte er beſtimmt und ruhig; dann aber verlangte er auch, daß Jedermann ſeine Pflicht thue. Verzogen ward in ſeinem Hauſe Niemand. Es ging Alles ſehr einfach zu, und ein Tag verlief genau wie der andere.

Bei ſeinen bisherigen Pflegern war Auguſt durchaus nicht verzärtelt worden, nur etwas hatte dieſer frühere Aufenthalt vor dem jetzigen bei ſeinem Pathen voraus. Hier mußte er ſeine Zeit genau eintheilen und zu gewiſſen Stunden immer irgend eine gewiſſe Beſchäftigung vornehmen. Dort hatte ſich Niemand um den Pflegling gekümmert, was einen Hang zu träumeriſchem Sinnen in ihm erweckte.

Müßiggang duldete der ſtrenge, ſelbſt immerfort thätige Tuchmacher nicht, und da Auguſt's träumeriſches Weſen doch häufig für Müßiggehen gelten konnte, ſo gab es bald Scheltworte von Seiten des Pathen, und die anfänglich milde Behandlung nahm eine ſtrengere Form an.

Dies betrübte den Knaben. Er konnte nicht einſehen, daß er Unrecht thue, denn er behauptete, nie müßig zu ſein, auch wenn es den Anſchein habe.

„Nun, was machſt du denn," verſetzte der Tuchmacher barſch, „wenn du, ſtatt Wolle zu zupfen, die Hände unthätig in den Schooß legſt und ſtier wie ein Blinder in die Luft hineinguckſt?"

„Wenn ich das thue, Pathe, ſo denke ich immer über etwas nach."

„Albernes Zeug!" ſagte der Meiſter. „Das Nachdenken

iſt für ſtudirte Leute; wir Handwerker ſollen die Hände rühren, davon haben wir den Namen, ſonſt können wir Hungers ſterben."

„Ich finde aber immer etwas, worüber ich nachdenken muß," ſprach Auguſt, ſich entſchuldigend, „und darüber vergeſſe ich dann die Arbeit."

„Schon gut," erwiderte der Pathe, „ich werde künftig deinem Gedächtniſſe zu Hilfe kommen; das Gedankenmachen will ich dir ſchon austreiben."

Seit dieſem Zwiegeſpräch verſchlechterte ſich Auguſt's Lage in trauriger Weiſe. Der redliche Meiſter, der es mit ſeinem Pflegeſohn gut meinte und ihn lebensgern zu einem tüchtigen Handwerker erziehen wollte, hatte keine Ahnung von dem, was in der Seele des verwaiſten Knaben vorging. Willig kam dieſer jedem Befehle des Pathen nach, vollzog treu und ehrlich jeden Auftrag, machte jede Arbeit ſo gut er es vermochte; ſeine Gedanken waren aber ſtets wo anders, und darum fand der Pflegevater immerwährend viel an ſeinen Arbeiten zu tadeln. Half Auguſt Wolle ſortiren, ſo mußte er ſelbſt ſie jedesmal nachſehen, oder er bekam einen ungleichen Faden beim Spinnen, und ſo ging es bei jeder andern Arbeit. Nur wenn er Schreiben, Rechnen oder ſonſt eine der wenigen Schularbeiten vornehmen mußte, die man damals von Armenſchülern verlangte — denn der ſparſame Tuchmacher hütete ſich wohl, unnöthiges Geld für ſeinen Pflegeſohn auszugeben, — dachte Auguſt an nichts Anderes. In ſolchen Stunden fühlte er ſich frei und glücklich. Er vergaß die harten Worte des Pathen, denen nicht ſelten ein empfindlicher Stoß der Hand ſich beige-

Digitized by Google

ſellte, und bedauerte nur, daß er ſo wenig lernen durfte. Beobachtete ihn der Pflegevater nicht, wenn er zuſammengebückt auf dem niedern Schemel ſaß, den er beim Spinnen einnahm, die Bibel oder den Katechismus auf den Knieen, dann vertiefte er ſich in ein Meer von Gedanken, die beim Durchleſen der Bibelſtellen oder beim Memoriren eines Liederverſes in ihm aufſtiegen, und er beneidete in tiefſter Seele die Glücklichen, welche die gelehrte Schule beſuchen und ſo Vieles, was ihm, dem Armen, ewig unbekannt bleiben ſollte, ſpielend lernen durften. Ein Glück für Auguſt war es, daß er ungewöhnlich ſchnell faßte, und zur Einprägung einer Aufgabe oder zur Ausrechnung eines Exempels, zur Erlernung von Sprüchen und Verſen kaum den dritten Theil der Zeit brauchte, welche Andere darauf verwenden mußten. Dadurch gewann er täglich ein paar Abendſtunden für ſich, denn der Tuchmacher war ein viel zu redlich denkender und gewiſſenhafter Mann, als daß es ihm hätte in den Sinn kommen können, den lernenden Knaben in ſeiner Kopfarbeit zu ſtören.

2.

Das Trauerjahr war vorüber. Der arme Waiſenknabe vertauſchte ſein ſchwarzes Kamiſol, das er bisher getragen hatte, mit bunter Kleidung von wohlfeilem Stoff, und Niemand gedachte mehr ſeines Vaters. Auguſt nur konnte den Vater nicht vergeſſen. Er ſchlich oft in der Feierabendzeit hinaus nach dem hochgelegenen Kirchhof und ſuchte das Grab auf, das den Unvergeßlichen deckte. Schon jetzt hatte er Mühe, es

Digitized by Google

von anderen ſpäter dazu gekommenen Grabhügeln zu unterſcheiden, denn da Niemand für deſſen Erhaltung ſorgte, war der Hügel unſcheinbar geworden und von Unkraut aller Art überwuchert. Der trauernde Knabe ſuchte nun am nahen Bachrande, welcher auf der Weſtſeite die Kirchhofsmauer beſpülte, einige Vergißmeinnichtpflanzen und grub ſie zwiſchen den Neſſeln und Quecken mit ſeinen Fingern in den Lehmhügel des Grabes. Auch ſogenannte Hauswurz, die in großer Menge zwiſchen dem Geſteine der Mauer wucherte und die überall leicht fortkam, verpflanzte er auf des Vaters Grab. Seitdem fiel es ihm nicht mehr ſchwer, den Ort wieder zu finden. Es ward ſein Lieblingsruheplatz, wenn ihm eine Stunde Zeit übrig bliebe, und oft erwartete er nun an ſchönen Frühlingsabenden auf dem Grabhügel des Vaters den Untergang der Sonne.

Vielleicht hätte Auguſt ſeine regelmäßigen Beſuche auf dem Kirchhofe nach und nach eingeſtellt, wäre er nicht von der Pflicht häufig dahingeführt worden. Er beſuchte nämlich die „Brodſchule“ und mußte als Mitglied dieſer Schule diejenigen Verſtorbenen zu Grabe geleiten, welche, wie ehemals ſein Vater, das billigſte Begräbniß erhielten. Ohne einen Beſuch beim Grabhügel ſeines Vaters würde dem armen Jungen jeder ſolcher Gang ſchwer geworden ſein, denn er mußte ihn ja immer von Neuem an ſeine trübſelige Lage, ſeine Abhängigkeit und ſeine ganze freudenloſe Jugend erinnern.

Bei dem Pathen aß Auguſt das Gnadenbrod. Dies fühlte der leicht reizbare Knabe täglich mehr, obwohl es ihm Niemand geradezu ſagte. Der Tuchmachermeiſter war nichts

weniger als freundlich gegen ihn; eine wirklich väterliche Behandlung wurde ihm nie zu Theil. Zärtlichkeit und feines Gefühl waren überhaupt Eigenschaften, die dem pedantisch strengen Handwerker gänzlich abzugehen schienen. Bei sehr guter Laune pflegte er wohl zu sagen, Liebkosungen und dergleichen Dinge seien gut für vornehme Leute, die Zeit dazu hätten und mit Besserem sich nicht zu beschäftigen wüßten. Ein Handwerker müsse nur auf seine Arbeit achten, damit sie tüchtig werde und fördere. Anderes liege ihm zu thun weder ob, noch komme es ihm zu.

Diese verschiedene Natur- und Charakteranlage seines Meisters und Pflegevaters stimmte August oft recht trüb. Am meisten jedoch quälte ihn, daß er so wenig Gelegenheit zum Lernen fand und auch überhaupt nicht viel lernen sollte. Es war Absicht des Meisters, seinen Pflegling unmittelbar nach der Confirmation ganz als Lehrling zu betrachten, ihn streng zur Erlernung des Tuchmacherhandwerks anzuhalten und, wenn er gute Fortschritte mache, später als redlicher Vormund nach Kräften auch für sein ferneres Fortkommen zu sorgen. Mehr Unterricht aber, als den Besuchern der Brodschule zu Theil werde, wollte er dem Waisenkinde durchaus nicht geben lassen.

„Arme Jungen lernen da mehr, noch als sie brauchen," sagte er zu seinen Mitmeistern, von denen wohl Einer oder der Andere den stillen Harm August's errathen mochte. „Sie lernen da Lesen, Schreiben, Rechnen und einen guten Liedervers verständlich singen. Auch wo die Hauptstädte der großen Staaten in Europa liegen und wie sie heißen, bringt man den anschlägerischen Köpfen unter ihnen bei. Das reicht voll-

kommen aus für's Leben, wenn Katechismus und Bibelkenntniß noch dazu kommen. Mir iſt's nicht ſo gut geworden, als ich jung war; ich lernte noch Zählen auf dem Kerbholz und das Schreiben habe ich niemals recht begreifen können. Zeige mir aber Einer einen beſſern Tuchmachermeiſter, wenn er's im Stand iſt! In meinem Handwerke bin ich zu Haus, und das iſt und bleibt immer die Hauptſache. Gelehrte Handwerker werden gewöhnlich Narrhänſe und laufen nur Andern zum Spott in der Welt herum. Darum aus der Schule ſo bald als möglich und ſtramm auf die Zeſebank, daß dem jungen Blut bei Zeiten das rechte Sitzfleiſch in die Glieder fährt!"

Solche Auslaſſungen mußte Auguſt oft mit anhören. Sie wurden nicht ohne Abſicht geſagt, und ihm bangte immer mehr vor der Zeit, wo er für immer aus der Schule, d. h. von allem Lernen ſcheiden ſollte. Ebenſo gern wäre er geſtorben, denn leben zu müſſen, ohne ſeinem Bildungstriebe in irgend einer Weiſe genügen zu können, ſchien ihm die Hölle auf Erden. In ſeiner Angſt nahm er zum Gebete ſeine Zuflucht. Freunde und Gönner, denen er ſeine Noth hätte klagen können, beſaß er ja nicht; er wendete ſich alſo an den Geiſt ſeines todten Vaters und trug dem Seligen, auf dem Grabe ſitzend, ſeine Bekümmerniſſe und ſeine Wünſche vor. Die Lerchen ſchmetterten während dieſes kindlich frommen Gebetes, als wären ſie hoch erfreut über die Bitten der armen Waiſe.

Nach jedem ſolchen Gebete ward es Auguſt leichter. Die Welt erſchien ihm nicht mehr ſo trüb; er fühlte wieder Luſt zum Leben, und auch das faſt ſchon ganz erloſchene Flämmchen frohen Muthes begann heller in ſeiner Bruſt zu brennen.

Die abhängige Lage Auguſt's und ſeine große Armuth geſtatteten ihm nicht, kleinen Zerſtreuungen, wie ſie unter Altersgenoſſen üblich ſind, ſich anzuſchließen. Der ſtrenge Pathe gab ihm nie Erlaubniß, behufs ſolchen Anlaſſes auszugehen. Auch die Wohlthat eines Taſchengeldes blieb dem ärmſten aller Brodſchüler unbekannt. In ſehr ſeltenen Fällen, wenn er ausdrücklich bei ſeinem Meiſter beſtellte Tuche abzuliefern hatte, was einigemal im Jahre vorkommen konnte, erhielt er wohl kleine Trinkgelder. Dieſe aber mußte er im Beiſein ſeines Pflegevaters in eine Sparbüchſe legen, wozu dieſer den Schlüſſel beſaß. So kam es, daß er nur ſelten und immer nur dann über einige Pfennige zu verfügen hatte, wenn der Meiſter ſelbſt in einer Anwandlung von Großmuth ihm etwas kleine Münze verabreichte. Dies geſchah am ſicherſten zur Jahrmarktszeit, denn an und auf Jahrmärkten hielt der Tuchmachermeiſter bisweilen eine goldene Ernte.

Einer dieſer Zeitabſchnitte war ſchon ſeinem Ende nahe, als ſich Auguſt durch die Güte ſeines Pathen unerwartet in den Beſitz einiger Groſchen geſetzt ſah. Gleichzeitig erhielt er die Erlaubniß, mit ſeinen Schulkameraden den Markt beſuchen und die etwa vorhandenen Sehenswürdigkeiten ſich betrachten zu dürfen. Der Meiſter gab dem Pflegling ausdrücklich das Geld, damit er es auf dem Markte wieder verausgaben ſolle.

„Der Menſch muß zuweilen ſein Leben genießen," ſagte er wichtigthuend, „und da du zu künftigen Oſtern aus der Schule kommſt, iſt es gut, wenn du ſchon vorher ein Bischen in der Welt und unter Menſchen dich umſiehſt. Es geht toll her auf Jahrmärkten; du wirſt dich wundern!"

Digitized by Google

Auguſt machte unverweilt von der erhaltenen Erlaubniß Gebrauch, ſtatt aber mit Bekannten in eine der Schaubuden zu treten, in denen es hier einen ſtarken Mann, dort eine Rieſin zu ſehen gab, ſchlenderte er allein durch die Budenreihen in der Abſicht, etwas aufzuſuchen, das er ſich kaufen könne. Bald feſſelte ihn die Bude des ſtädtiſchen Antiquars, die ganz mit Büchern verſchiedenſter Form angefüllt war. Nirgendwo hatte Auguſt ſchon ſo viele Bücher beiſammen geſehen. Er blieb ſtehen, ließ neugierig ſeine Blicke über die Reihen der aufgeſtellten Bücher gleiten und wünſchte ſich nur, an der Stelle jenes glücklichen Mannes zu ſein, der dort hinter einem ſchmalen Tiſche ſaß und eine Menge Bücher oberflächlich betrachtete. Es war der Antiquar ſelbſt, der beneidenswerthe Beſitzer aller dieſer reichen Schätze des Wiſſens.

Auguſt wunderte ſich, daß die vielen auf dem Markt anweſenden Menſchen gar nicht einmal ein Auge für die Bude des Antiquars hatten. Nur ein einziges Mal trat ein alter Bauer ein und fragte den Antiquar nach einer Predigtſammlung. Ohne zu antworten, reichte dieſer dem Fragenden ein dickes Buch in Quart; der Bauer ſchlug den Deckel um und las den Titel. Dann gab er es mit der Bemerkung zurück, daß es nicht das Rechte ſei.

„Predigtbuch iſt Predigtbuch," erwiderte der Antiquar trocken. „Auch iſt's genau das, was Ihr ſucht, es hat's nur ein Anderer umgeſchrieben."

Der Bauer wußte darauf nichts zu erwidern. Er nahm das Buch nochmals auf, blätterte darin, las einige Predigtüberſchriften, fragte dann nach dem Preiſe und bezahlte die

verlangte Summe. Das Buch war sehr billig. Dies gab August Muth. Er streckte seine Hand nach ein paar naheliegenden viel kleineren und nicht zum vierten Theile so starken Büchern aus und fragte mehr mit den Augen als mit dem Mund, ob es erlaubt sei, die Bücher etwas näher anzusehen.

„Bist wohl ein Schulbursche?" versetzte der Antiquar, die Bücher dem Knaben reichend. „Das ist der große und dies hier der kleine Bröder."

August hatte diesen Namen nie gehört; er sah aber beim ersten Blick in die Bücher, daß beide von der Erlernung der lateinischen Sprache handelten. Schüchtern und mit vor Erwartung klopfendem Herzen wagte er, nach dem Preise dieser Schätze zu fragen.

„Weil es alte Auflagen sind, sollst du sie billig haben," erwiderte der Antiquar. „Der kleine Bröder kostet einen, der große zwei Groschen!"

Eine so frohe Stunde hatte August noch nie gehabt. Ohne sich zu fragen, ob beide Bücher ihm auch nützlich wären, ob er sie überhaupt verstehen werde, griff er in die Tasche und reichte dem Antiquar die für beide geforderte Summe. Es blieb ihm noch immer ein ganzer Groschen übrig, den er ja auf andere Weise verwenden konnte. Jetzt, im Besitze zweier für ihn so werthvoller Bücher, aus denen er in freien Stunden die ersten Anfangsgründe der lateinischen Sprache sich aneignen konnte; jetzt durfte er sich mit frohem Herzen auch dem Vergnügen hingeben. Diesem jedoch opferte er nur sechs Pfennige. Dafür erkaufte er sich das Recht, die Produktionen des starken Mannes, den ihm der Pflegevater schon als ein

wahres Weltwunder geſchildet hatte, betrachten zu dürfen. Auguſt erſtaunte zwar über die Kraftproben des ſtarken Mannes, rechten Gefallen aber fand er doch nicht daran. Indeß nahm er ſich vor, die Leiſtungen deſſelben ebenfalls erſtaunlich zu nennen, wenn der Pathe etwa danach fragen ſollte. Er war ihm ja Dank ſchuldig, denn ohne die Freigebigkeit des ſparſamen Meiſters hätte er ſich niemals eine lateiniſche Grammatik kaufen können.

Vorſichtig verbarg der arme Knabe ſeinen Schatz. Nur wenn der Pathe nach Feierabend ausging, was er bisweilen that, holte er ihn hervor und ſtudirte mit Eifer die Anfangsgründe der lateiniſchen Syntax. Auch recht helle Mondnächte benutzte Auguſt zu ſeiner Selbſtausbildung. Er konnte dann ſtundenlang auf ſeinem Bett ſitzen, und ohne daß er eine Anwandlung von Schlaf ſpürte, immerfort lernen. Früh am Morgen verſteckte er die ihm ſo theuern Bücher in das Stroh ſeines Bettes, das er ſelbſt aufſchüttelte, und wo ſie Niemand entdecken konnte. Auguſt würde ſich glücklich geprieſen haben, wäre nicht die Zeit immer näher herangerückt, wo er die Schule verlaſſen und als Tuchmacherlehrling bei ſeinem Pathen eintreten ſollte. Wie er dieſem ihm drohenden Unglücke ſich entziehe, wußte er nicht, dennoch blieb er muthig und hoffnungsvoll. Hatte Gott ihn die Bücher finden laſſen, aus denen er ſchon ſo Vieles gelernt, ſo konnte er ihm auch ferner Mittel und Wege nachweiſen, die ihn einer andern Laufbahn zuführten. Wie ſchon früher, nahm Auguſt auch jetzt wieder ſeine Zuflucht zum Gebet. Das Grab des Vaters, von Hauswurz ſchön begrünt und mit großen Vergißmeinnicht-

blümchen überstreut, war der Altar, wo der arme Waisenknabe Gott seine Wünsche vortrug.

Eines Tages ging der Meister früher als gewöhnlich aus. Das Gewerk hielt eine Sitzung in Angelegenheit der Tuchmacherinnung, und da es bei dieser Gelegenheit Mancherlei zu begutachten und in reifliche Erwägung zu ziehen gab, erklärte der Meister schon beim Fortgehen, er werde ein paar Stunden länger ausbleiben.

Diesen Zufall benutzte August zu andauerndem Lernen. Mit seinen Schularbeiten war er längst fertig; er hatte also genügende Zeit zu seiner Privatausbildung. Die Frau Meisterin putzte sich ebenfalls zu einem Spaziergang, empfahl dem Pflegesohn treue Hütung des Hauses und verfügte sich dann zur nächsten Nachbarin, um vorerst ein Wörtchen im Vertrauen über allerhand Vorkommnisse mit dieser zu sprechen und nebenbei ein paar Neuigkeiten einzusammeln.

Glücklich, sich ganz allein, ganz ungestört zu wissen, vertiefte sich August in seine Grammatik. Er lernte, daß er bald nichts von dem mehr hörte und sah, was um ihn vorging. Selbst das Gezwitscher des Zeisigs, der seinem Bauer entflohen war und auf dem großen Webstuhle lustig hin und wieder hüpfte, an herabhängenden Wollenfäden zupfte und sogar wiederholt im Fliegen mit dem Kopf an die Fensterscheiben anprallte, bemerkte der eifrig studirende Knabe nicht. Erst ein sehr lautes Pochen an die Stubenthüre, welche der Wärme wegen gepolstert und mit dunklem Leder überzogen war, schreckte ihn auf aus seinem Sinnen und Denken. Errötheud verbarg er das Buch unter dem Treibebänkchen, das ihm zum Sitze

diente. In diesem Augenblick öffnete sich die gewichtige Thür und die ehrwürdige Gestalt des Hauptpredigers an der Stadtkirche, den August recht wohl kannte, trat ein.

August ging dem einflußreichen Manne schüchtern entgegen und küßte ihm ehrfurchtsvoll die Hand.

Der Pastor ließ dies ruhig geschehen, heftete aber ein paar große fragende Augen fest auf den offenbar verwirrten Knaben.

„Ist der Meister nicht daheim?“ fragte der Geistliche, seinen dreieckigten Hut abnehmend und auf den Weberbaum legend. Dann schob er einen naheſtehenden Stuhl mit steifer Lehne von dem Webstuhl ab, ließ sich darauf nieder und stützte beide Hände auf den Silberknopf seines hohen spanischen Rohres, das er beim Ausgehen jederzeit trug. Seine Augen ruhten dabei fortwährend auf dem gluthrothen Gesichte des erschrockenen Waisenknaben.

August antwortete der Wahrheit gemäß und fügte sogleich hinzu, auch die Frau Meisterin sei ausgegangen.

„Man ist also ganz allein?“ examinirte der Pastor weiter.

„Ja, ganz allein.“

„Und was treibt man?“

August's Kopf glühte. Er wagte nicht, den strengen Prediger anzublicken, während er stotternd antwortete:

„Ich lerne.“

„So? Warum erschrickt man denn, wenn man lernt, he? Wer vor Menschen erschrickt und vor Menschen seine Handlungen zu verbergen sucht, hat nichts Gutes vor! Ich werde mit dem Meister ein ernstes Wort sprechen!“

Auguſt lag ſchon vor dem Geiſtlichen auf den Knieen und rief jetzt mit wahrer Seelenangſt:

„O bitte, bitte, Herr Paſtor, thun Sie das nicht! Ich wäre ganz unglücklich, ganz verlaſſen und verloren!“

Der Knabe zitterte vor Angſt; das klare, ruhige, unſchuldige Auge aber, das jetzt ſo bittend und gleichzeitig vertrauensvoll zu ihm aufblickte, verrieth kein Schuldbewußtſein. In milderem Tone ſprach der Geiſtliche, indem er ſeine Hand auf das Haupt des Knieenden legte:

„Was ſuchteſt du denn ſo eilig bei meinem Eintritte zu verbergen? Zeige mir, was du verſteckteſt.“

„Gern, Herr Paſtor; nur verſprechen Sie mir, meinem Pflegevater mich nicht zu verrathen.“

Der Geiſtliche deutete ernſt auf die Bank des Treibrades.

„Ich werde nichts Unrechtes thun und verſpreche, dich zu beſchützen, wenn du nichts Schlechtes getrieben haſt,“ ſagte er.

Auguſt bückte ſich und zog die Bröder'ſche Grammatik hervor, die er, noch immer zagend, dem Geiſtlichen reichte.

„Laſeſt du in dieſem Buche?“ fragte dieſer mit unverholenem Erſtaunen.

„Ja, Herr Paſtor. Ich leſe und lerne immer darin, wenn ich Zeit habe, am liebſten aber, wenn ich allein bin.“

„Warum denn nicht in Anderer Gegenwart?“

„Weil — weil —“

„Sage mir die volle Wahrheit, du ſtehſt unter meinem Schutze!“

„Der Meiſter, fürcht' ich, würde mir das Buch wegnehmen und zerreißen, und das würde mich ſehr unglücklich machen.“

„Hm!“ ſagte der Paſtor. „Haſt du auch ſchon Einiges aus dem Buche gelernt?“

„Ich glaube,“ erwiderte Auguſt ſchüchtern.

Der Geiſtliche legte jetzt ſeinen Stock weg, ſtellte den Knaben zwiſchen ſeine Kniee und begann, ihn zu examiniren. Auguſt beſtand ganz vortrefflich. Er konnte nicht nur die Declinationen ganz fertig, auch in den Conjugationen war er vollkommen zu Haus, und viele Regeln hatte er ſeinem guten Gedächtniſſe feſt eingeprägt. Der erſtaunte Prediger ſah ein, daß dieſer begabte Kopf nur der Leitung eines verſtändigen Lehrers bedürfe, um ſchnell bewundernswerthe Fortſchritte zu machen. Er gab dem Knaben jetzt das Buch zurück und belobte ihn ſeines Fleißes wegen.

„Lernſt du gern?“ fragte er ihn theilnehmend.

„Sehr gern, Herr Paſtor; ich möchte am liebſten immer lernen.“

„Würdeſt du Luſt haben, die gelehrte Schule zu beſuchen?“

„Der Pathe wird das niemals zugeben,“ erwiderte Auguſt mit feuchtem Auge. „Er meint, das viele Lernen koſte nur Zeit und Geld, und ein Tuchmacher wiſſe genug, wenn er leſen, ſchreiben und rechnen könne.“

„Darin mag dein Pathe, der ein ſehr braver Mann iſt, auch recht haben,“ verſetzte der Paſtor, „und wenn du ein Tuchmacher werden willſt, ſo wäre es freilich ſchade um Zeit und Geld, welches du auf die Erlernung der lateiniſchen Sprache verwenden würdeſt. Ich wußte nicht, daß du dich ſchon für ein beſtimmtes Handwerk entſchieden habeſt.“

Digitized by Google

„Ich, Herr Paſtor?“ ſprach Auguſt mit fliegender Haſt. „Ich habe mich zu gar keinem Handwerk entſchloſſen! Der Pathe nur will, daß ich Tuchmacher werden ſoll. Thue ich ihm den Willen, ſo wird er mich unterſtützen. Ach, und ich bin ſo arm, ſo verlaſſen!“

Dem Knaben ſtanden wieder die hellen Thränen in den Augen. Der Paſtor fühlte, daß er ſich vertrauensvoll ihm anſchmiegte.

„Dein Pathe iſt ein Ehrenmann,“ ſprach er jetzt, „und du haſt alle Urſache, dich ihm dankbar zu erweiſen. Doch ſprich: möchteſt du lieber ſtudiren als Tuchmacher werden?“

Auguſt's Augen leuchteten durch die Thränen, die ſie erfüllten. Gleich darauf aber ließ er den Kopf ſinken und ſagte niedergeſchlagen:

„Ich bin zu arm, und zum Studiren braucht man viel Geld!“

„Ich war auch arm, mein Kind!“ verſetzte tröſtend der Paſtor, „dennoch ward mein Wunſch erfüllt, denn es fanden ſich gutherzige, wohlthätige Menſchen, die mich unterſtützten. Was vor mehr als dreißig Jahren mir geſchah, ſollte ſich das nicht jetzt wiederholen können? Ich werde jedenfalls mit deinem Pflegevater reden.“

Auguſt ſchlug ſeine Augen leuchtend zu dem großen, ſchwarz gekleideten Mann auf. Es war ihm, als ſei ihm mitten in finſterer Nacht ein Engel erſchienen, der helfend die Hand ihm entgegenhielt, deſſen Führung er ſich anvertrauen dürfe.

„O, Sie ſind ſo gütig, zu gütig, Herr Paſtor!“ ſagte er gerührt, abermals die Hand des Predigers ergreifend. „Ich

würde Sie verehren und lieben als meinen zweiten Vater. Nur erzürnen Sie den Pathen nicht! Er iſt ſo eifrig, ſo handwerkseifrig!"

„Freilich iſt er das — ich kenne ihn!" erwiderte der Geiſtliche; „du kannſt aber ganz unbeſorgt ſein. Sage dem Meiſter, wenn er nach Hauſe kommt, daß ich hier geweſen ſei und ihn ſchon morgen zu ſprechen wünſche. Er ſoll mich nicht warten laſſen, hörſt du! denn ich hätte eine Beſtellung bei ihm zu machen."

Er drückte dem Waiſenknaben nochmals die Hand, blickte ihn ermuthigend an, nahm Stock und Hut und entfernte ſich mit freundlichem Lächeln.

Auguſt war wie verwandelt. So mag einem Menſchen zu Muthe ſein, der eine Erſcheinung gehabt hat. Er wäre gern unverweilt hinaus auf den Kirchhof gegangen, um am Grabe des Vaters zu beten und ſein übervolles Herz vor Gott auszuſchütten. Da er aber das Haus nicht verlaſſen durfte, nahm er das geliebte Buch wieder auf, vertiefte ſich in die trockenen grammatikaliſchen Regeln und lernte mit verdreifachtem Eifer. Die Zeit verging dem Glücklichen über dieſe ihn erquickende Arbeit zu ſchnell, und er wunderte ſich faſt, als er den ſchweren Tritt des heimkehrenden Meiſters, der ſeine vielredende Frau abgeholt hatte, auf der Treppe hörte. Sogleich entledigte er ſich des erhaltenen Auftrags und bereitete damit, dem ſchmunzelnden Geſichte des Meiſters nach zu ſchließen, dieſem einen recht frohen Abend.

3.

Am andern Morgen zog der Meiſter ſeinen Sonntagsrock an, um den Hauptpaſtor zu beſuchen. Auguſt mußte an ſich halten, um ſeine erwartungsvolle Unruhe zu verbergen. Die Rückkehr ſeines Pathen konnte er nicht abwarten, denn als Brodſchüler mußte er gerade heute die Currende ſingen und dann das übliche Brod in Empfang nehmen, welches den armen Knaben ihren Namen verlieh. Dieſer Umgang war ihm ſtets unangenehm geweſen, weil er fühlte, daß Niemand auf den Geſang achtete, den ſie anzuſtimmen verpflichtet waren. Die Knaben ſelbſt betrieben daher das Singen auch ganz mechaniſch und ohne ſich irgend etwas dabei zu denken. Jeder war froh, wenn die darauf zu verwendende Stunde abgelaufen war und am Schluſſe das ſchöne, neubackene, braune Roggenbrod jedem Einzelnen dargereicht ward.

Hoffend und bangend betrat Auguſt, ſein Brod unterm Arme, das Haus des Pathen. Schon auf der Treppe hörte er die barſche Stimme deſſelben, die mit Heftigkeit ſeiner Frau etwas vorzutragen oder klar zu machen ſchien. Die Worte des Meiſters verſtand der Knabe nicht. Als er die Thüre des Wohnzimmers öffnete, brach der Tuchmacher ab, ſchlüpfte hinter den Webſtuhl und fing ſogleich an, ſehr eifrig zu arbeiten. Auguſt's Gruß fand keine Erwiderung. Die Meiſterin gab ihm verſtohlen einen Wink, er ſolle ſtill ſein.

Auguſt befolgte dieſen Wink, beobachtete aber unbemerkt den arbeitenden Pathen. Er ſah ſehr finſter und faſt trotzig aus.

Digitized by Google

Hatte er ſich mit dem Hauptpaſtor etwa ſeinetwegen überworfen? Unmöglich war dies nicht, denn der Pathe verfocht gern ſeine Meinung, und wenn Fremde ſich ungefragt in ſeine Angelegenheiten miſchten, konnten ſie harte Worte zu hören bekommen. Es begegnete ihm dann wohl, daß er ſelbſt den ſchuldigen Reſpect bei Seite ſetzte und die rauheſte Seite des ſtarren Handwerkers herauskehrte.

Eine ganze Stunde verging, ohne daß ein Wort im Zimmer des Tuchmachers geſprochen wurde. Auguſt ſpulte Wolle, die Meiſterin hechelte, die ſchwere Lade des Webſtuhls klappte in regelmäßigen kurzen Pauſen und machte alle Fenſterſcheiben zittern. Endlich trat eine Pauſe ein. Es waren mehrere Fäden im Zettel geriſſen. Der Meiſter richtete ſich hoch auf hinter dem Stuhle, ſchob ſeine Mütze, die er ſtets im Zimmer trug, nach hinten, daß die trotzige Stirn in ihrer ganzen Herrlichkeit ſichtbar ward, und ſagte, Auguſt barſch anredend:

„Wo ſteckt denn die Prachtſcharteke, die dem Herrn Paſtor ſo ſehr gefallen hat?“

Auguſt fuhr erſchrocken zuſammen. Ohne zu antworten, ſah er den Meiſter verdutzt an.

„Ja, ja, Burſche, von dir und deinen heimlichen Streichen iſt die Rede. Stelle dich nur nicht, als wüßteſt du von gar nichts. Das Heiligthum kennt man ſchon; ich gebe nichts drauf. Das ſchweinslederne Buch, das mir der Herr Hauptpaſtor zu allen Pforten hinaus gelobt hat, will ich ſehen.“

Auguſt ließ das Treibrad ruhen, ſtieg hinauf in ſeine Bodenkammer und kam, das ihm jetzt noch theuerer gewordene Buch in der Hand, wieder zurück. Ohne ein Wort zu ſprechen, überreichte er es dem Pathen und ſetzte ſich wieder an ſeine Arbeit.

Der Meiſter beſah das ihm völlig unbekannte Buch von allen Seiten, blätterte darin, buchſtabirte die Titelbuchſtaben zuſammen und klappte es ſehr bald gelangweilt wieder zu.

„Was koſtet die Scharteke?“ fragte er verächtlich.

„Zwei Groſchen, Pathe.“

„Zwei Groſchen!“ wiederholte der Tuchmacher, ſeine Mütze wieder in die Stirne ſchiebend und den bloßen Arm nach der Lade des Webſtuhls ausſtreckend. „Mir wär' es für zwei Dreier feil.“

So ſprechend, warf er es in einem Bogen dem Knaben wieder zu, der es glücklich in der Luft mit beiden Händen erhaſchte. Abermals trat eine Pauſe ein, während welcher die Trittbrette lebhafter bewegt wurden und die lärmend anſchlagende Lade mehr als gewöhnlich klapperte.

„Wenn dir ſehr viel an dem ſchweinsledernen Dinge gelegen iſt,“ hob der Meiſter nach einer Weile von Neuem an, „oder wenn du es gar vorziehſt, lieber die albernen Worte einer Sprache zu lernen, die vor Olim's Zeiten die blinden Heiden verſtanden, ſo will ich dir nicht hinderlich ſein. Der Herr Hauptpaſtor hat mir bös die Leviten geleſen und mir geradezu in's Geſicht geſagt, ich verſtände nichts von ſo wichtigen Dingen. Nun, das mag wohl ſeine Richtigkeit haben. Deſto beſſer weiß ich ein gutes Tuch zu machen, und ich denke, das iſt auch eine Gott wohlgefällige Beſchäftigung, ſintemal in unſerer Gegend die Tracht des Paradieſes, wo ein Feigenblatt alle Weber- und Schneiderkunſt erſetzte, wenig zweckmäßig ſein möchte. Der Herr Hauptpaſtor will mit dir ſprechen.“

„Mit mir?“ fragte Auguſt hocherfreut.

„Ja doch, Junge! Was brauchſt du ſo zu ſchreien? — Meinethalb laufe gleich hin, wenn du kein Sitzfleiſch mehr haſt.“

„Darf ich wirklich?“

„Frag' nicht lange, oder ich ſchmeiße dich aus der Thür! Lateiniſche Schuljungen ſind einem Tuchmacher nichts nütze. Mir zu Gefallen werde ein Tintenkleckſer oder was du ſonſt willſt; meine Taſche aber knöpfe ich dazu nicht auf. Das ſollen diejenigen thun, welche den Narren an dir gefreſſen haben.“

Auguſt hörte nicht mehr auf die polternden Worte des ärgerlichen Pathen, der ſich offenbar in ſeiner Handwerkerehre gekränkt fühlte. Er nahm ſein Buch auf und verließ unverweilt das Zimmer, um ſogleich zu dem menſchenfreundlichen Prediger zu eilen.

Unterwegs ward ihm aber doch wieder bange. Der Meiſter entließ ihn freilich, damit allein jedoch war leider ſein Schickſal noch nicht entſchieden. Die Beine zitterten ihm, als er die ſteinerne Treppe in dem ſtillen Paſtorat hinaufſtieg. Das gellende Gebimmel einer Schelle meldete dem Stubenmädchen die Ankunft eines Fremden beim Oeffnen der Etagenthüre. Schüchtern fragte er nach dem Paſtor, worauf das Mädchen ihm die Thüre zu dem Studirzimmer des Geiſtlichen zeigte.

Auguſt klopfte ſo leiſe an, daß man es kaum hören konnte. Er mußte dieſe Höflichkeitsfrage wiederholen, ehe die Aufforderung zum Eintreten erfolgte.

Digitized by Google

Der Paſtor ſaß zwiſchen einer Menge großer Folianten und ſchrieb. Dabei rauchte er ſo ſtark Tabak, daß ein bläulicher Dunſt das ganze Zimmer erfüllte, deſſen Wände vor lauter Bücher nicht ſichtbar waren. Dieſe Bücher allein ſchon flößten dem Waiſenknaben Reſpect ein.

Als der Geiſtliche den Burſchen erkannte, legte er die Feder fort, ſtand auf und ging ihm freundlich entgegen.

„Sieh', ſieh', das iſt ſchön!" redete er den Brodſchüler an. „Dein frühes Kommen ſagt mir, daß du wirklich Luſt und Liebe zum Lernen haſt. Wirſt du geſchickt oder kommſt du aus eigenem Antrieb?"

Auguſt erzählte das Vorgefallene, was dem Paſtor mehrmals ein Lächeln abnöthigte.

„Der Meiſter hat mir noch viel übler mitgeſpielt als dir," erwiderte er heiter. „Man muß ihm das verzeihen, denn er meint es ehrlich und hat wirklich dein Beſtes im Auge, mein Sohn. Ich bin ihm jedoch eine Antwort nicht ſchuldig geblieben, und daß er mich verſtanden und meine Worte auch ſtill bei ſich überlegt hat, ſagt mir dein Hierſein. Von dir, lieber Sohn, will ich jetzt nur hören, ob du Luſt zum Studiren haſt und ob es deine Abſicht iſt, mit Eifer dich auf die Wiſſenſchaften zu legen. Kannſt du dieſe Frage mit Ja beantworten, ſo gib mir deine Hand."

Ohne Zögern ſchlug Auguſt ein.

„Dann ſorge dich nicht weiter," fuhr der Geiſtliche fort. „Die geringen Mittel, deren du jetzt bedarfſt, um die gelehrte Schule beſuchen zu können, werden von einigen mildthätigen Freunden beſtritten. Einige Andere geben dir, wenn du fleißig

biſt, ein monatliches Beneſizium, damit du dir nöthige Bücher, Karten und was du etwa ſonſt brauchen magſt, anſchaffen kannſt. Bei mir haſt du wöchentlich zwei Tiſche, bei meinem Collegen, dem Herrn Katecheten, der dich noch in der Religion unterrichten wird, ebenfalls einen. An den übrigen Tagen ſpeiſt du am Tiſche deines Pathen. Nächſter Tage werde ich wieder zu dir ſchicken und dir ſagen laſſen, wann du in meiner Begleitung beim Rector zu erſcheinen haſt, um dich examiniren zu laſſen. Und nun geh', mein Sohn, ſei dankbar und vertraue Gott, deſſen Wege oft wunderbar und immer unbegreiflich ſind."

Diesmal ging Auguſt nicht direct nach Haus. Er war zu glücklich und auch zu tief ergriffen, um ſchon jetzt dem finſtern Meiſter wieder unter die Augen treten zu können, der vielleicht mit verletzenden Bemerkungen ihn gekränkt hätte. Der Abend war ſchön, die Bergkuppen und Waldrücken brannten im Sonnenfeuer. Auguſt ſchlug den Weg nach dem Kirchhof ein. Dort ſetzte er ſich auf das Grab des Vaters und benetzte lange mit Thränen des Dankes und der Freude die Vergißmeinnicht, die den unſcheinbaren Hügel faſt ganz umwucherten und ihn vor allen übrigen Gräbern kenntlich machten.

4.

Wenige Wochen ſpäter war aus dem Brodſchüler ein Gymnaſiaſt geworden. Auguſt ſaß in Quarta und durfte nun ungeſtört ganz ſeinen Wiſſensdrang befriedigen. Er lernte leicht und ſchnell. Sein treffliches Gedächtniß hielt alles Gelernte auch feſt, ſo daß weder er ſelbſt, noch einer ſeiner

Lehrer sich über Vergeßlichkeiten beschweren konnten. So überflügelte der arme ehemalige Brodschüler alle seine Kameraden, und nach einem noch nicht völlig abgelaufenen halben Jahre rückte er bereits nach Tertia auf.

Diese vielversprechenden Fortschritte des früher so ganz verlassenen Knaben erfreuten am meisten seinen großsinnigen Beschützer, den Hauptpastor. Er behandelte August mit väterlicher Freundlichkeit, erkundigte sich häufig nach seinem sittlichen Verhalten und prüfte allwöchentlich, wenn seine Amtsgeschäfte es ihm erlaubten, den Lernbegierigen, um sich persönlich von den Fortschritten seines Schützlings zu überzeugen. August selbst mochte diese sich regelmäßig wiederholenden Examina im Studirzimmer des Predigers wohl leiden, weil er jedesmal mehr dazu lernte. Bestand er gut, so zeigte ihm sein Gönner am Schlusse der jedesmaligen Prüfung ein ihm noch unbekanntes Buch oder beschenkte ihn wohl gar mit einem lateinischen Classiker.

Weniger behaglich fühlte sich August im Hause seines Pathen, wo er noch immer wohnte. Der Meister war dem Pflegesohne zwar nicht hinderlich in seinen Studien, weil aber die Bauart des Hauses alle Bewohner in einem einzigen großen Zimmer zu weilen nöthigte, mußte der lernende Gymnasiast sich mit einem Winkel am Fenster begnügen. Das Geräusch des fortwährend in Bewegung befindlichen Webstuhles, das Schnurren des Spulrades, der unangenehm ölige Dunst, welchen die zum Weben zubereitete Wolle aushaucht, und alle die vielen kleinen Störungen, durch Besuche von Geschäftsleuten und durch schwatzende Nachbarn hervorgerufen, durfte August nicht bemerken. Oft gelang es ihm wirklich,

Digitized by Google

dies äußerliche Geräuſch kaum zu hören, wenn es aber ſtundenlang anhielt und etwa gar vielredende Frauen mit der Meiſterin in lebhafte Unterhaltung kamen, wußte der arme Knabe oft kaum, was er las oder ſchrieb. Er wagte ein paarmal ſchüchtern darüber zu ſprechen, der Meiſter jedoch wies ihn barſch zur Ruhe, indem er meinte, ein Schulburſche müſſe ſich in andere Leute zu ſchicken ſuchen. Wer das nicht könne, der tauge zu nichts in der Welt, denn die Welt werde einem Einzelnen zu Liebe nicht anders.

Auguſt würde höchſt wahrſcheinlich während ſeiner Schuljahre in der Tuchmacherwohnung zu bleiben genöthigt worden ſein, hätte nicht auch hier der verſtändige Hauptpaſtor eine Aenderung bewirkt. Es traf ſich nämlich, daß der Geiſtliche ſeinen Schützling zu einem Spaziergang abholen wollte, da er zufällig an der Wohnung des Tuchmachers vorüberging. Hier nun fand er das Zimmer des Meiſters mit ſchwatzenden Menſchen erfüllt, den Webſtuhl im Gang und ganz im Winkel, an einem kleinen Tiſche ſitzend, den Knaben, der unter all dieſem quirlenden Lärm ein lateiniſches Scriptum ausarbeitete. Dem gerötheten Geſichte des eifrig Lernenden ſah der Prediger die ungewöhnliche Anſtrengung an. Er begriff, daß geiſtige Arbeit in ſolcher Umgebung nachtheilig auf die Geſundheit wirken müſſe, und da eine reſignirende achſelzuckende Bewegung Auguſt's ihm gleichzeitig ſagte, es laſſe ſich in dieſer Hinſicht eine Abänderung nicht erzielen, war der menſchenfreundliche Prediger auf der Stelle mit ſich einig.

„Morgen ſchon, lieber Sohn!“ — er nannte Auguſt nie anders — „morgen ſchon werde ich mit dem Rector Rückſprache

nehmen," ſagte er. „In dieſem zerſtreuenden Handwerkslärm kannſt du nicht länger bleiben. Das riebe dich auf oder ſchwächte wenigſtens deine Geſundheit. Wer mag ſeine Gedanken zuſammenbehalten in ſolchem Tumult! Der Geiſt verlangt Ruhe, um leben und ſich bilden zu können, und dieſe Ruhe will ich dir ſchaffen. Iſt augenblicklich keine der Schulwohnungen frei, ſo muß Einer oder der Andere dich vorläufig mit in ſein Zimmer aufnehmen."

Der Paſtor hielt Wort. Ein paar Tage ſpäter erſchien er abermals in der Tuchmacherwohnung, um dem erſtaunten Pathen Auguſt's die von ihm veranlaßte Aenderung anzukündigen. Ganz recht war dem Meiſter dieſer neue Eingriff in ſeine Häuslichkeit zwar nicht; er machte aber doch keine Einwendungen. Auguſt's Anweſenheit ſtörte ihn ſelbſt bisweilen. Der Knabe war ihm zu klug; er überſah den Meiſter, und dies konnte und wollte dieſer nicht zugeben, wenigſtens nicht im Beiſein anderer Handwerker. Denn bei ſeines Gleichen ſtand der Tuchmacher in großem Anſehen, da er für einen beſonders klugen und einſichtsvollen Kopf galt. Er fügte ſich deßhalb, nur zeigte er beim Scheiden ſeines Pfleglings eine auffallende Kälte. Er wollte damit wohl andeuten, daß Auguſt die ſeit Jahren genoſſenen Wohlthaten ihm jetzt mit Undank lohne.

Den früheren Brodſchüler ſchmerzte dieſe Kälte, und um ſeinem Pflegevater zu beweiſen, daß er ihm fort und fort treu anhänge und für den Schutz und die Pflege, welche er bei ihm gefunden, auch jederzeit erkenntlich bleiben werde, beſuchte er ihn jede Woche zweimal. Der Meiſter jedoch änderte ſein

Benehmen nicht. Er begrüßte ihn kühl und förmlich. Selbst ein Geſpräch mit dem Gymnaſiaſten knüpfte er niemals an, direct an ihn gerichtete Fragen beantwortete er kurz und mürriſch. Bald auch nannte er den jetzt hoch aufſchießenden jungen Menſchen nicht mehr du, ſondern „man“ oder „wir.“ Häufig redete er ihn bloß bei ſeinem Geſchlechtsnamen an.

Auguſt bat dringend, dieſe Gewohnheit doch abzulegen und ihn wie ehedem als Pflegeſohn zu behandeln. Der Tuchmacher ſchwieg und blieb bei ſeiner angenommenen Manier. Später, als der Gymnaſiaſt bis Secunda aufſtieg, nannte ihn der Meiſter ſogar Sie, und da Auguſt dies nicht dulden wollte, ging er bei jedem Beſuche des „gelehrten jungen Herrn,“ wie er ſagte, aus.

Dieſe Conſequenz entfremdete den heranwachſenden Jüngling ſeinem Pathen mehr und mehr. Auguſt kam ſelten und blieb endlich ganz fort. Nur auf der Straße ſahen und grüßten ſich noch die früher ſo eng Verbundenen. Deſto häufiger beſuchte der junge Menſch das Haus ſeines Gönners. Hier befand er ſich wohl; hier wäre er am liebſten immer geblieben. Es verging bald kein Familienfeſt in der Wohnung des Hauptpaſtors, dem Auguſt nicht beiwohnte. Gewöhnlich lud der Prediger ihn perſönlich dazu ein. Für dieſe väterliche Zuneigung war der Schüler auf alle Weiſe erkenntlich. Er wußte bald die Geburtstage aller Mitglieder der Predigerfamilie und feierte jeden durch Ueberreichung eines Gedichtes. Manche dieſer poetiſchen Verſuche lobte der Hauptpaſtor, wo er aber etwas zu tadeln fand, hielt er nicht zurück, ſondern ſprach es offen aus.

So lebte Auguſt ſich binnen Jahresfriſt ganz ein in der Familie des ihn hochſchätzenden Geiſtlichen. Der Hauptpaſtor beſaß keinen Sohn, nur zwei Töchter, von denen die älteſte, Dora, ſchon zur Jungfrau erblüht war, verſchönten die ſtille Häuslichkeit. Dieſem älteren Mädchen begegnete Auguſt mit ſcheuer Verehrung. Er fühlte ſein Herz höher ſchlagen, wenn ſie mit ihm ſprach, und verwirrt ſchaute er oft vor ſich nieder, ſah das roſige Mädchen ihm frei mit klugen Augen in's Geſicht. Ob er ſie liebte, er wußte es nicht; daß er ſich aber in ihrer Geſellſchaft unbeſchreiblich wohl befand, daß ihn eine Handreichung von der holden Jungfrau, ein flüchtig ihm zugeworfener freundlicher Blick auf Stunden und Tage beglückte, konnte er ſich nicht verbergen. Die Eltern ſchienen jedoch von dieſen Empfindungen des jugendlichen Gaſtes nichts zu ahnen, und ſo brachte denn Auguſt die Huldigungen ſeines Herzens der ſchönen Predigerstochter ganz in der Stille dar.

Ungenirter ſprang er mit der jüngeren Schweſter, Lottchen, um. Dieſe war ein munteres, aufgewecktes Kind von zehn Jahren, als Auguſt nach Prima verſetzt wurde. Sie hatte es gern, wenn er mit ihr ſcherzte, ſie neckte, denn das Kind ſelbſt ließ es an allerhand Tollheiten nicht fehlen, wenn ſie dem Primaner damit einen Schabernack ſpielen konnte. Als er die Schule verlaſſen wollte, um die Univerſität zu beziehen, beſuchte Lottchen den Confirmanden-Unterricht des Katecheten. Der Hauptpaſtor wünſchte, ſie ſolle zwei Jahre daran Theil nehmen, um einen tüchtigen Grund in der Religion zu legen. So verabſchiedete ſich denn der jetzt mit Recht zu einem jungen Gelehrten avancirte Primaner bei ſeinem Abgang auf die

Universität von Lottchen, als von einem noch nicht völlig entwickelten Schulmädchen.

Dieser wichtige Zeitabschnitt führte den Abiturienten auch wieder in das Haus seines Pathen. Der Tuchmacher nahm seinen ehemaligen Pflegesohn ganz wie einen Fremden auf, höflich, aber steif. Er war nicht dazu zu bewegen, die Mütze, die er doch jederzeit trug, im Beisein des „jungen Herrn Studenten" — so nannte er August — aufzusetzen, was diesem fast Thränen des Schmerzes auspreßte. Dieser Trotz des wunderlichen Meisters trieb den Jüngling schon nach kurzem Verweilen wieder fort. Der Pathe wünschte ihm alles Glück auf den Weg und nach beendigter Studienzeit eine baldige Anstellung. Die Meisterin war gerührt. Sie weinte bei August's Aufbruch und drückte dem Scheidenden einen blanken Gulden mit dem Bedeuten in die Hand, er solle sich von dem Geld eine Flasche Wein auf der Universität kaufen und ihre Gesundheit trinken.

August's letzter Besuch galt dem Grabe des Vaters. Er pflückte sich einen Busch Vergißmeinnicht, gab ihn Lottchen, damit sie einen Strauß davon binde, und verehrte zwei der schönsten Blumen der älteren Schwester, die mit dankendem Lächeln sie aufzubewahren versprach, was den Jüngling hoch beglückte. Den zierlich gebundenen Strauß, dem Lottchen noch ein Rosa-Seidenband beifügte, legte er sorgsam zwischen den großen und kleinen Bröder in seinen Koffer. Eine bessere Stelle wußte er ihm nicht anzuweisen.

Der Abschied von der Familie des Predigers ward ihm sehr schwer. Es war ihm zu Muth, als gehe er in die

Verbannung. Nur das Wort des wackern Hauptpastors, das dieser ihm in sein Stammbuch geschrieben hatte, beruhigte und tröstete den elternlosen Jüngling. Dies Wort lautete: „Klopfe an, so wird dir aufgethan!“

War dies nicht eine Aufforderung, zu jeder Stunde wieder einzukehren bei dem trefflichen Mann? Ja, der Elternlose, den sein Beruf jetzt hinaustrieb in die ferne Welt unter lauter fremde, vielleicht kalte und egoistische Menschen, hatte eine Stätte gefunden, wo er sich niederlassen durfte, wenn das Herz ihn dazu trieb. Das Haus des Predigers war ihm zum Vaterhause geworden.

5.

Mit Stipendien reichlich versehen, die sich August durch seinen Fleiß auf der Schule verdient hatte, bezog er die Universität. Lust und Neigung ließen ihn die Jurisprudenz zu seinem Fachstudium erwählen. Nebenbei trieb er auch Aesthetik, ja versuchte sich wohl in eigenen kleinen literarischen Arbeiten.

Umgang pflog der an stilles Leben von Jugend auf Gewöhnte mit wenigen Gleichgesinnten. Er hielt sich nicht bloß Studirens halber in der Universitätsstadt auf, er studirte wirklich. Sein Fleiß brachte ihn auch in den juristischen Wissenschaften schnell weiter, so daß er ohne Sorgen der Zeit entgegensehen durfte, wo er sich prüfen lassen mußte.

Mit der Familie seines großmüthigen Gönners blieb August als Student in lebhafter Verbindung. Der Haupt-

paſtor ſchrieb ihm ausführliche Briefe, die manchen väterlichen Wink in ſcherzender Faſſung enthielten. Auch Lottchen ſchrieb ihm zweimal des Jahres, um ſich für die kleinen Aufmerkſamkeiten zu bedanken, die ihr Auguſt durch Ueberſendung von Gedichten zu ihrem Geburtstag und zu Weihnachten erwieſen hatte. Der älteren Schweſter wagte er nicht zu ſchreiben, obwohl er es gern gethan hätte. Eine gewiſſe Scheu hielt ihn davon zurück. Grüße aber ſendete er in jedem an ihren Vater gerichteten Briefe, die ſie regelmäßig durch Gegengrüße freundlich erwiderte.

Im dritten Studienjahre trat plötzlich eine Stockung in der ſo geregelten Correſpondenz des Hauptpaſtors mit dem fleißigen Studenten ein. Drei Briefe ſchon hatte Auguſt abgeſchickt, und noch immer erfolgte keine Antwort! War ſein Gönner und Freund erkrankt? Hatte er ihn durch irgend ein unbedachtes Wort beleidigt? Auguſt wußte nicht, was er thun, was er denken ſollte. Abermals einen Brief abzuſenden und darin dringend um Antwort zu bitten, ſchien ihm bedenklich. So mußte er denn dem Zufall überlaſſen, was er zu ändern keine Macht beſaß.

Volle vier Wochen noch verlebte Auguſt in quälender Pein, die ihn dergeſtalt angriff, daß er wiederholt eine Anwandlung von Unwohlſein fühlte. Da fand er eines Tages bei Rückkehr aus einem Repetitorium einen Brief mit der wohlbekannten Handſchrift des Hauptpaſtors auf ſeinem Pulte. Hocherfreut und ſogleich gänzlich beruhigt öffnete er ihn. Es war ein langes Schreiben, das mit herzlich entſchuldigenden Worten eingeleitet ward. Bald indeß machte ſein Inhalt keinen erhei-

ternden Eindruck auf den Studenten. Es enthielt nämlich die Nachricht von der Verlobung Dora's mit einem kürzlich zu Amt und Brod gekommenen Theologen, der als Candidat für den Lieblingsprediger aller Gebildeten galt.

Auguſt ärgerte ſich über ſich ſelbſt, daß er ſich nicht freuen konnte. Sein Gönner ſchrieb ſo herzlich, ſo dankerfüllt; er erzählte ihm, wie glücklich ſeine Tochter ſich in dem Beſitz ihres Verlobten fühle und wie ein lang gehegter Lieblingswunſch auch ihm ſelbſt damit in Erfüllung gehe. Auch verſchwieg er dem Jünglinge nicht, daß er ſich längſt ſchon mit dieſer Hoffnung getragen, denn die erſten Keime einer erwachenden Neigung ſeiner Tochter zu ihrem nunmehrigen Bräutigam reichten ziemlich weit zurück und wären ihm ſchon ein Jahr vor Auguſt's Abgang von der Schule bemerkbar geworden.

Verſtimmt legte der Student den Brief aus der Hand. Es war das erſte Mal, daß ein Schreiben des braven Mannes, dem ganz allein er ſein bisheriges Lebensglück verdankte, ihn nicht befriedigte. Sonſt hatte er aus den Worten des Verehrten ſtets Kraft und Freudigkeit geſogen, jetzt verdüſterten ſie ihn. Dies war ſchnöder Undank, den er gleich im Entſtehen mit der Wurzel ausreißen mußte. Warum ſollte ſich des Paſtors Tochter nicht verloben? Weil er, noch ein halber Knabe, ihre Stimme gern gehört, das milde Feuer ihres Auges ſein Herz erwärmt hatte?

„Es iſt ſo!“ ſprach Auguſt zu ſich ſelbſt. „Ich Thor erkühne mich, ohne allen vernünftigen Grund eiferſüchtig zu ſein! — Als ob ich ein Recht dazu und obenein nur die

geringſte Ausſicht hätte, jemals ſie heirathen zu können! Ich, ein völlig mittelloſer, armer Student, der am Schluſſe ſeiner Studienjahre noch weniger beſitzt als gegenwärtig, und ſie, die Tochter des angeſehenſten Geiſtlichen in meiner Vaterſtadt!"

Seine natürliche Heiterkeit kehrte nach dieſen Selbſtbetrachtungen wieder. Er lächelte über ſein eiferſüchtelndes Weſen und griff jetzt nach dem Briefe Lottchens, die nach langem Schweigen ſich auch wieder zu einer ſchriftlichen Mittheilung angeregt fühlte. Sichtlich erheitert durchflog Auguſt die Zeilen des jungen Mädchens, das noch immer in der Geſtalt vor ſeinem Geiſte ſtand, wie er es verlaſſen hatte.

„Lottchen hat Recht," ſagte er, das liebe Briefchen zu den übrigen von ihr herrührenden legend. „In einem halben Jahre bin ich hoffentlich, wie das kluge Kind ſehr geſcheidt bemerkt, fertig. Dann will ich als Candidatus juris einziehen in die Vaterſtadt, ein luſtiges Hochzeitscarmen dreheln und mit meiner kleinen ſcherzhaften Correſpondentin tüchtig an ihrer Schweſter Vermählungstage tanzen. Jetzt aber ſetze ich mich hin und gratulire erſt dem Hauptpaſtor nebſt Gemahlin, dann dem glücklichen Brautpaare. Von Lottchen aber will ich mir ſchon jetzt die erſten drei Tänze für das zu erwartende Vermählungsfeſt der Schweſter ausbitten."

Auguſt hielt ſich ſelbſt Wort. Die Briefe wurden geſchrieben und glückten ihm beſſer als er hoffte. Der Ton war warm, herzlich, natürlich. Es konnte aus dieſen Worten Niemand herausleſen, daß der Schreiber derſelben einen, wenn auch nur kurzen, Kampf mit ſeinem Herzen zu beſtehen gehabt

Digitized by Google

hatte. Froh war er aber doch, als er glücklich damit zu Ende gekommen, denn recht innerlich zufrieden konnte er immer noch nicht werden. Um die ganze Angelegenheit mit einem Male gleich für immer zu beseitigen, siegelte er die Gratulationsschreiben auf der Stelle und gab sie unverweilt auf die Post. Nun erst fühlte er sich wieder ganz frei. Sein widerstrebendes Herz war völlig besiegt, und die anziehende Gestalt der schönen Predigerstochter, der er bis jetzt noch immer unter allen Mädchen, die ihm zu Gesicht gekommen waren, den höchsten Preis der Liebenswürdigkeit zugesprochen hatte, trat für immer aus den Kreisen seines Lebens.

6.

Drei Jahre und einige Monate hatte August seine Vaterstadt nicht mehr gesehen. Wie er nun jetzt, in der offenen Kalesche eines Handlungsreisenden sitzend, der den jungen Candidaten der Jurisprudenz aus landsmannschaftlicher Gefälligkeit unentgeldlich mitnahm, die altbekannten Thürme aus der breiten Thalmulde aufsteigen sah, klopfte sein Herz höher. Von seinem Kommen wußte in der ganzen Stadt, außer dem Hauptpastor, Niemand eine Sylbe. Dieser sorgte für ein passendes Logis und zeigte dem jungen Manne, noch ehe er die Universität verließ, an, er würde seine kleine Wohnung vollkommen eingerichtet finden.

Dahin verfügte sich nun der rückkehrende Candidat. Eine freundliche, alte Frau, die lange im Hause des Pastors gedient und später einen Wittwer geheirathet hatte, der sich als Flick-

ſchneider nährte, empfing ihn ſehr freundlich und überbrachte ihm viele Grüße von ſeinem Gönner, indem ſie nur Liebes und Gutes von deſſen Familie erzählte. Auguſt ließ die ehrliche Alte plaudern, ohne genau auf ihre Worte zu hören. Erſt als ſie auf die jugendliche Braut zu ſprechen kam und deren Güte und Herablaſſung pries, horchte er auf.

„Und das Lottchen wird Ihnen noch mehr gefallen, Herr Candidat, als die Braut," fuhr die Redſelige fort. „Das iſt ein Mädchen wie Milch und Blut, ein echtes, deutſches Kernmädchen! Ich wette, Sie erkennen ſie gar nicht mehr, ſo hat ſie ſich verändert. Na, und den jungen Herren gefällt ſie auch, das kann ich Ihnen im Vertrauen ſagen. Wäre ſie nicht ſo herzensgut und harmlos wie ein kleines Kind, die böſen Zungen würden ſie ſchwerlich verſchonen. Aber ſie iſt ein wahrer Engel, ganz wie der Herr Hauptpaſtor, und darum lacht ſie den vielen jungen Herren, die ſie umſchwärmen, gerade in's Geſicht."

Auguſt hatte bisher noch gar nicht daran gedacht, daß Lottchen in ihrem achtzehnten Jahre ſtehe und alſo während ſeiner Abweſenheit erblüht ſei. Das Geſchwätz ſeiner Wirthin öffnete ihm zuerſt die Augen.

„Ja, harmlos, unſchuldig, ein heiteres frommes Kind iſt Lottchen gewiß," ſagte er zu ſich ſelbſt, „das kann man ſchon aus ihren Briefen erkennen. Ich bin nur neugierig, ob wir uns gegenſeitig verändert finden."

Am nächſten Tage war Auguſt's erſter Gang nach dem Paſtorat. Aehnliche Gefühle wie damals, als er zum erſten Mal als armer Brodſchüler die ſteinerne Treppe hinaufſtieg,

beſchlichen ihn auch jetzt wieder. Wer konnte ihm vorausſagen, ob er ſich unter ganz veränderten Verhältniſſen jetzt noch eben ſo wohl in der ihm theuren Familie ſeines großmüthigen Beſchützers finden werde wie früher?

Die Glocke beim Oeffnen der Etagenthüre begrüßte ihn mit bekannter gellender Stimme. Es war ihm, als hätte er dieſe kreiſchenden Töne erſt vor wenigen Tagen zum letzten Male gehört. Statt des Dienſtmädchens aber, das ihn damals nach dem Studirzimmer des Paſtors wies, trat heute ein blühend ſchönes Mädchen aus der Küche ihm entgegen und ſah ihn faſt neugierig an. Das feingeröthete Geſicht der Schönen war von einem glänzenden Reichthum ſeidenweicher brauner Locken umſpielt. Die weiße Küchenſchürze über dem reinlichen, aber nicht koſtbaren Hauskleide zeigte an, daß ſie nicht bloß zum Scherz in der Küche ſich aufhalte.

„Sie wünſchen gewiß den Vater zu ſprechen," ſagte ſie freundlich. „Darf ich um Ihren Namen bitten?"

„Mein Fräulein —"

„Mein Gott, Auguſt!" rief das Mädchen in fröhlicher Verwunderung und mußte gleich darauf über ſich ſelbſt lachen. „Herr Auguſt iſt da," verbeſſerte ſie ſich, geſchwind die Küchenſchürze abbindend und das ſaubere Hauskleid, das am Feuerherd einige Knitter bekommen hatte, mit beiden Händen glättend. „Vater, Mutter, Schweſter, Herr Candidat Auguſt iſt von der Univerſität zurückgekommen!"

Der Paſtor trat ſchon aus ſeinem Studirzimmer und empfing ſeinen Schützling mit offenen Armen.

„Willkommen! Gott ſegne dich!“ ſprach er bewegt. „Du biſt ja geſund, wie ich ſehe, aber verändert haſt du dich gewaltig. Man hat Noth, dich im erſten Augenblicke wieder zu erkennen. Ja, ja, ſo geht's! Du findeſt hier wohl auch Manches anders geworden, z. B. die da? Gebt Euch die Hände, Kinder, und thut nicht fremd! Nicht wahr, Lottchen, aus dem ehemaligen Brodſchüler mit dem verfrorenen Geſicht iſt ein ganz ſtattlicher Mann geworden?“

Lottchen mußte dies wohl auch finden. Sie gab zwar dem jungen ſchlanken Manne, deſſen Wange ein brauner Backenbart ſchmückte, die Hand, ſchlug aber bei der Berührung ſeiner Finger verlegen die Augen nieder. Auguſt wagte die zarte, volle Hand nicht zu drücken, und ehe es ihm noch gelingen wollte, ſie mit freundlichen Worten zu begrüßen, war Lottchen ſchon in der nächſten Thüre verſchwunden.

„Mutter und Dora mußt du entſchuldigen,“ ſprach der Paſtor, Auguſt mit ſich in ſein Studirzimmer nehmend. „Sie ſchneidern und nähen, denn die Ausſtattung verlangt viel Arbeit. Bei Tiſche wirſt du ſie ſehen.“

Auguſt trug kein Verlangen nach einer weitern Begrüßung. Lottchens Erſcheinung beſchäftigte und erfüllte ihn ſo ganz, daß er ſich Gewalt anthun mußte, um dem Geſpräche mit Aufmerkſamkeit zu folgen, in das der Paſtor in alter Weiſe ihn ſogleich verwickelte. Bald aber ward er Herr ſeiner Gefühle, und nun erzählte er von ſeinen Studien, ſeinen Erlebniſſen, ſeinen Bekanntſchaften, die er auf der Univerſität gemacht hatte. Der Paſtor war glücklich in dieſer Unterhal-

tung, und als die Frau Paſtorin perſönlich eintrat, um den alten lieben Bekannten zugleich mit ihrem Gatten zu Tiſch zu rufen, wollte dieſer nicht glauben, daß es ſchon ſo ſpät ſei.

Bei Tiſch ſaß Auguſt zwiſchen Vater und Lottchen. Ihm gegenüber neben der Mutter hatte Dora ſich placirt, die ihm viel nachdenklicher erſchien als früher. Er fand die junge Braut zwar noch eben ſo ſchön wie vor ſeinem Abgang auf die Univerſität; Lottchens blühende Jugendfriſche war aber viel reizender, viel verführeriſcher. Er mußte ſeiner Wirthin recht geben, und begriff auch, daß dies anmuthige, ſchelmiſch lächelnde Mädchen, das mit Jedermann ohne Ziererei verkehrte, vielen jungen Männern den Kopf verrücken könne. Nichts freute ihn in dieſem Augenblicke mehr, als daß er jedenfalls das Vorrecht habe, mit dem herrlichen Mädchen auf dem Hochzeitsfeſte ihrer Schweſter die drei erſten Tänze zu tanzen. Er erinnerte ſie daran, und Lottchen gab ihm nochmals ihre Zuſage.

„Ich tanze gern ſpäter noch mehrmals mit Ihnen," fügte ſie hinzu; „ich darf nur meine Couſins nicht ganz vernachläſſigen, ſonſt werden ſie mir böſe, und Ihnen könnte das nachtheilig ſein. Einer davon, der älteſte, iſt Juriſt, wie Sie; er hat aber wenig los. Vor dem müſſen Sie ſich alſo in Acht nehmen. Sie verſtehen mich ja!"

Auguſt dankte dem ſchönen Mädchen für dieſen freundlichen Wink und gelobte ſich im Stillen, unter allen Umſtänden Lottchens Ritter zu werden. —

Die kurze Zeit bis zu Dora's Vermählung führte den Candidaten oft in das Haus ſeines Beſchützers, das ihm mit

jedem Tag angenehmer wurde. Inzwiſchen bewarb er ſich, von dem Hauptpaſtor und einigen anderen ihm Wohlwollenden angetrieben, um eine ſoeben freigewordene untergeordnete Beamtenſtelle, die freilich nur wenig einbrachte.

„Es iſt nur, um Fuß zu faſſen," bemerkte der Paſtor, als Auguſt an dieſem Vorſchlag im Anfange keinen Gefallen fand. „Du wirſt nur kurze Zeit in dieſer Stellung bleiben, denn man wird deine Fähigkeiten alsbald erkennen und dir einen angemeſſeneren Wirkungskreis anweiſen."

So ward Auguſt Actuarius am Tage vor Dora's Hochzeit. Lottchen begrüßte ihn herzlicher denn je, und ſämmtliche Hochzeitgäſte mußten den jungen Actuarius, ſeiner ſchnell erfolgten Anſtellung wegen, beglückwünſchen. Ein Einziger war unhöflich genug, dies zu unterlaſſen, der älteſte Couſin der Paſtorstöchter. Auch er hatte ſich nämlich um den vacanten Poſten beworben und erblickte eine beleidigende Zurückſetzung in der Vergebung deſſelben an einen um mehrere Jahre Jüngeren, der noch dazu erſt vor einigen Wochen von der Univerſität zurückgekehrt war. Für dieſe ihm widerfahrene Kränkung beehrte er den glücklicheren Rivalen mit dem freilich nur heimlich geflüſterten Titel „Grünſchnabel."

Lottchen verdroß die thörichte Empfindlichkeit ihres Couſins, und ſie beſchloß, ihn dafür zu ſtrafen. Sehr gewandt wußte ſie ihm ſtets zu entſchlüpfen, ſo daß er ſie wohl bemerken und ihr Thun beobachten, nicht aber ſie ſprechen konnte. Jeden Tanz, auf den er mit der muntern Couſine gerechnet hatte, erhielte der verhaßt Rivale. Lottchen amüſirte ſich bei

Digitized by Google

dieſer Art des Korbgebens, wobei ſie nicht einmal den Mund zu öffnen brauchte, und Auguſt ward von dem herrlichen Mädchen ſo ganz bezaubert, daß er in einem Meer von Entzücken ſchwamm. Er hatte nie einen glücklicheren Tag verlebt.

Nach der Unruhe der Vermählung Dora's trat eine tiefe Ruhe im Paſtorat ein. Das junge Paar war abgereiſt, das bisher ſo belebte Haus ſtill geworden. Außer den gewöhnlichen Bekannten und Verwandten der Familie wurde es ſelten von Jemand betreten. Nur Auguſt war ein täglicher Gaſt und dem Paſtor jederzeit willkommen. Häufig auch brachte er ſeine Abende in der Familie des Predigers zu, las vor, klimperte ein wenig auf dem verſtimmten Klavier, das noch ein Erbſtück von den Eltern der Frau Paſtorin war; am liebſten aber unterhielt er ſich.

Die Wirthin des Actuars gab ſehr genau Acht auf das Treiben des jungen Mannes, deſto weniger beachtete Auguſt die gutmüthige Alte. Er war zufrieden mit ihren Anordnungen, und da er überhaupt wenig Bedürfniſſe hatte, ſo machte er faſt gar keine Anſprüche.

Eines Tages fiel es ihm auf, daß ſie ihn mit eigenthümlich lächelnden Mienen betrachtete.

„Habe ich etwas Auffälliges an mir?“ fragte der Actuarius.

„Nicht im Geringſten,“ verſetzte die Alte, „im Gegentheil, ich freue mich, daß Alles ſeinen natürlichen Gang geht und gerade ſo kommt, wie ich es mir gedacht habe.“

„Was hat Sie ſich denn gedacht?“ erwiderte der Actuarius. „Kann Sie überhaupt denken?“

„Ich meine, ja,“ verſetzte etwas beleidigt die brave Frau und ſtemmte beide Arme in die Seite. „Und wenn ich auch wirklich keine Gedanken hätte, ſo bin ich doch, Gottlob! nicht blind und kann leſen, wenn auch nicht ſo gut wie der Herr Actuarius.“

„Habe ich je daran gezweifelt? Aber was lieſt Sie denn? Doch wohl nicht meine Acten?“

„Das werde ich wohl bleiben laſſen! Nein, nein, Herr Actuarius. Was ich leſe, das macht mir Vergnügen und dem Herrn Actuarius dazu, ſonſt könnte ich es nicht leſen.“

Auguſt ſah die alte Frau groß an und ſchüttelte dann bedenklich den Kopf.

„Ich weiß wirklich nicht, was Sie will,“ ſagte er, zog den grünen Vorhang am Actenſchrank auf und nahm eins der hier aufbewahrten Fascikel heraus.

„Aber ich weiß — denn ich ſehe es alle Tage, — daß der Herr Actuarius auf jedes Schnitzel Papier einen gewiſſen Namen einer gewiſſen jungen Perſon aus einer gewiſſen reſpectablen Familie ſchreibt. Der Herr Actuarius thut das vielleicht nur in der Zerſtreuung; ich aber denke mir dabei, was ich für gut halte. Und nun bin ich Ihre gehorſame Dienerin und wünſche dem jungen Herrn das allerſchönſte Glück zu einer ſo brillanten Eroberung!“

Die lächelnde Wirthin machte einen ceremoniöſen Knicks und verließ das Zimmer des Actuarius, dem die Verlegenheit das Blut in den Kopf trieb, daß er faſt eine Anwandlung von Schwindel fühlte.

Im Herzen jedoch war Auguſt der ſchwatzhaften Alten dankbar. Er ging von Stund' an vorſichtiger um mit jedem Stück Papier; auch hütete er ſich wohl, ſein Denken und Fühlen durch gedankenloſes Kritzeln der Welt zu verrathen.

Nach kaum einem Jahre rückte der fleißige und gewiſſenhafte Actuarius, der ſich die Gunſt aller Herren vom Rathe in einem ſeltenen Grade gewonnen hatte, in eine höhere Stelle ein. Seiner Umſicht, Redlichkeit und Pünktlichkeit wegen ernannten ihn die Väter der Stadt zum Ober-Stadtſchreiber. Es war dies ein Amt, das ſeinen Mann nährte und Ausſicht gab zur Erreichung noch höherer Ehrenpoſten. Auch war Auguſt's Ehrgeiz bereits erwacht. Er beſchloß, nicht eher zu ruhen, bis er zur höchſten Würde der Stadt ſich emporgeſchwungen haben werde.

Mit ſolchen Vorſätzen durfte er es wohl wagen, an die Gründung eines eigenen Hausweſens zu denken. Seine Wahl war längſt getroffen, obwohl er ſich mit Worten noch nicht erklärt hatte. Er wartete Lottchens Geburtstag ab, um in einem ſinnigen Gedicht ihr Herz zu befragen. Die Antwort des jungen Mädchens lautete befriedigend, und noch an demſelben Abende ſegneten die Eltern den Seelenbund ihrer Kinder.

Jetzt erſt betrat Auguſt abermals das Haus ſeines Pathen und früheren Pflegevaters. Ein Briefwechſel, den der jetzige

Ober-Stadtſchreiber ſchon auf der Univerſität mit dem gräm-lichen Meiſter anzuknüpfen verſuchte, ſcheiterte an deſſen hart-näckigem Schweigen. Noch ſchlimmer erging es dem heimge-kehrten Candidaten. Für ihn war der Pathe niemals zu Hauſe. Der eigenſinnige Mann konnte es Auguſt nicht vergeben, daß er ſich lieber ganz Fremden anvertraut, als nach der Ehre geſtrebt hatte, Erbe ſeines Namens und ſeines in gutem Stande befindlichen Geſchäftes zu werden. Mit einer Braut am Arme, die noch dazu einer der höchſtgeſtellten Familien angehörte, konnte der ſonſt ja ſo tüchtige Meiſter dem ſelbſtſtändig gewordenen Manne doch unmöglich die Thüre weiſen. Und um den alternden Meiſter, dem er von Herzen für ſeine frühere Unterſtützung dankbar war, vor Andern zu ehren, galt dem Tuchmacher die aller-erſte Viſite.

Dieſe Aufmerkſamkeit beſiegte auch wirklich den Pathen. Er empfing das junge Brautpaar mit größter Freund-lichkeit und ſagte Lottchen in ſeiner Weiſe die ausge-ſuchteſten Schmeicheleien. Die Verſöhnung war eine herz-liche. Der Pathe Auguſt's verſprach, am Hochzeittage die Stelle eines Brautführers mit geziemender Grandezza zu verſehen.

Der wackere Mann hielt Wort. In dem Strauß, welchen Auguſt am Vermählungsmorgen ſeiner ſchönen Braut über-reichte, zeichneten ſich vor allen anderen Blumen einige große Vergißmeinnicht aus, die der glückliche Bräutigam vom faſt ganz eingeſunkenen Grabe ſeines Vaters pflückte. Lottchen bewahrte ſie als ein theures Liebesgeſchenk und trug ſie nach

der Hochzeit ſtets in einem Medaillon auf der Bruſt. Auguſt aber, der in ſeinen düſterſten Jugendtagen aus den Blüthenaugen der Vergißmeinnicht auf dem verſäumten Grabhügel des Vaters immer neue Hoffnung und neuen Muth geſogen, fügte daſſelbe ſeinem uralten Wappen bei, mit dem er von Stund' an alle Briefe ſiegelte.

Auguſt's Ehe mit Lottchen war eine von ſeltenem Glück geſegnete. Der Pathe Tuchmacher gab zu, daß der lernbegierige Brodſchüler doch beſſer gethan habe, ſeinem eigenen Drange zu folgen. Er hob den „jungen Leuten" das erſte Kind aus der Taufe, das nach ihm Fritz genannt wurde. Auguſt, der ſpäter wirklich das Ziel erreichte, das er ſich ſelbſt geſteckt hatte, machte dem Pathen in deſſen hohem Alter noch eine ganz unbändige Freude. Er wußte es nämlich einzuleiten, daß man den wohlhabenden Tuchmacher zum „Rathsverwandten" erwählte, ein Ehrenpoſten, welcher nur von den Gewerken der Bäcker, Tuchmacher und Schuhmacher begleitet werden konnte, durchaus keine Revenuen abwarf, den dazu Erwählten aber zu der Ehre befähigte, bei dem jedesmaligen Wechſel der Bürgermeiſter unter den übrigen Rathsherren im feierlichen Zuge mit nach der Hauptkirche zu wandern und in der großen Rathsloge, mit Perrücke und weitem, ſchwarzen Rathsmantel geſchmückt, die Kürpredigt mit anzuhören, ſowie an der Rathstafel mit zu ſpeiſen.

Die Ernennung ſeines Pathen zum Bürgermeiſter erlebte der Tuchmacher nicht mehr; er ahnte ſie aber auf dem Todtenbett, wo er von Auguſt mit den tröſtenden Worten Abſchied nahm:

„Hätteſt du nicht darben müſſen in der Jugend und als Brodſchüler das Brod des Mangels und der Trübſal gegeſſen, nie im Leben wäre der Bürgermeiſterſtuhl für dich mit neuem Sammet überzogen worden.“

Auguſt drückte ihm beiſtimmend die Hand. Er ward ein ausgezeichneter Bürgermeiſter und beſchenkte, ſo lange er lebte, die Currende der Brodſchüler, die an ſeinem Hauſe nie vorübergehen durften, jedesmal mit reichlicher Gabe.

Digitized by Google

Herr Esselmann von Erfurt.

Erzählt

von

Franz Trautmann.

Digitized by Google

Schier das liebste Erzählen ist mir von der herzig, ehrwürdig und löblichen Stadt München im Lande Bayern von diversen Herzogen und Grafen, schönen Frauen und Jungfrauen, auch von Bischöfen und Aebten, Rittern und Bürgern und was sonst vordem da lebt' und webte — im lichten Strahl ungetrübten Daseins — oder daß es sich zeitweise in düsterem Gewölk über ihren Häuptern zusammenzog.

Da traf dann zu, was immer, und wär's einestheils noch so finster und ernst, ich weiß nicht, allerletzt ist es doch so, als liege die ganze Vergangenheit da wie in rosig güldenem Spät-Abendschein und lazurblauen Schatten, drin die Menschen von dazumal wandelten oder weilten — die Giebel der Häuser glimmen herüber — die Kreuze auf Kirch' und Kapellen funkeln — und den Hall von den Thürmen höre man herüber, mich bedünkt.

Wenn dann Alles verduftet und verhallt ist und verdämmert, daß gar nichts mehr zu sehen und zu vernehmen, ist die Seel' doch klar und froh und friedlich.

Oder etwan wehmüthig.

Aber es ſchmerzt nicht.

Sagte ſchon manch' Anderer, ſo ſei auch ihm zu Muth.

Alſo iſt's mit der Stadt München und alter Zeit Land Bayerns beſchaffen.

Es iſt aber in anderen Ländern und Städten auch Mancherlei zugetroffen, zumal in der löblichen Stadt Erfurt — Frohes und Ernſtes — und davon gab's dann auch ſchon Bericht.

Könnt' nun inſoweit ganz gut ſein, wenn Das wieder wär' und eine neue Kunde erging, mein' ich.

Die anbelangt aber niemand Andern, als den Hans Eſſelmann — und ob er gleich ein geiſtlicher Herr war, ſo ficht mich das doch nicht an.

Denn ich trau' mir einmal, und Böſes hat er Nichts gethan.

Mit ſelbigem Herrn Eſſelmann war's aber ſo.

Alſo zu Erfurt lebte er, war ein ſtattlich und wohlbeleibter Herr, hatte ſein Loſament fern vom Platz gegen das Brempferthor zu in einem Sackgäßlein, und was ſein Zeichen betraf, war er, wie geſagt, von geiſtlichem Stand; dabei ein tapferer Gelehrter.

Deßhalb erſcholl ſein Name auch weithin mit Ruhm.

Zu Erfurt ſelbſt aber achtete man ihn ob ſeines trefflichen Weſens ſo ſehr, daß man Einem das beſte Lob angedeihen ließ, wenn man ſagte: Er iſt ſo gut und mild wie der Eſſelmann.

Digitized by Google

Denn wo der helfen konnte, da half er. Wenn immer er Undank, ſtatt des Dankes, empfing, glich er's mit chriſtlicher Geſinnung aus; über was andere Menſchen in Groll und Heftigkeit gerathen wären, all das hielt er mit großer Gelaſſenheit nieder — und kam's dann und wann ſo weit, daß die chriſtliche Liebe und Ruhe nimmer ganz ausreichte, rückte er erſt noch mit einem andern Geſchütz in's Feld.

Das war die Philoſophia.

Im Ganzen aber dachte er ſtets: Die Studia ſind dir ein Beruf, und wenn du ein einziges Stündlein in Groll und Aufgeregtheit verbringſt, entgeht es den Historiis, Codicibus und anderen gelahrt' und wichtigen Schriften. Ungerechnet Theologica und was du als Autor ſelber ſchaffſt! Dieſe verlangen ſämmtlich ein ganz beruhigtes Gemüth, und wer mit wildſchlagendem Herzen und Getümmel im Haupte in das Heiligthum treten will, der ſteht an der Quelle der Weisheit und fehlt ihm der Schöpflöffel, daß er zum Trinken käm'. Das iſt ein uralter Gelehrtenſpruch!

So ſicher und gewiß das Alles war, ſo wollt' er's doch nie gelten laſſen, er dulde gar Alles — und je nachdem es ſich da oder dort um wahrhaftes Unrecht handelte, um Sachen der öffentlichen Sicherheit, Treu' und Glauben, da richtete er ſich auf, wenn er nicht gerade das Zipperlein hatte — denn an dem litt er zeitweiſe — und ſagte mit verhängnißvoller Stimme:

„Wär' mir Das begegnet, ſolltet ihr mich wohl kennen lernen! Denn gut und gut ſein iſt Zweierlei. Je beſſer Einer iſt, wenn und anders er aber dann erſt einmal anhebt,

um ſo feſter tritt er herohingegen auch erſt auf — und ich ſchen' nicht Hoch und nicht Nieder. Es hat ſich nur nie ein rechter Anlaß gegeben! Wenn ſich mir aber ein ſolcher Anlaß einmal ergeben ſollte, da ſolltet ihr dann bald ſehen, wie der Hans Eſſelmann iſt, wenn er aufhört, mild zu ſein, und anfängt, bös zu werden!"

Mittlerweile das ſo war, zählte man 1630 nach unſers Herrn und Heilands Geburt.

Demnach lebte man im dreißigjährigen Kriege. Was aber die Stadt Erfurt betraf, ſo ließ man eines Tages, im September war's, den Guſtavus von Schweden ein. Der legte das braune Regiment hinein, dann zog er ab und ließ den Herzog Wilhelm von Weimar zurück.

Der hielt ſich in manchen Dingen als ein ſcharfer Herr, wie's dazumal und in argen Kriegsläuften oft erſichtlich ward — im Ganzen aber hatte er die beſte Abſicht, keinen Frevel begehen zu laſſen.

Das wußten ſeine Kriegsleute, und ſo weit des Wilhelmus Auge reichte, hielten ſie gute Zucht. Sobald es aber ſein konnte, erwieſen ſich Viele ganz anders, und ſtatt daß ſie Geiſtlich und Weltlich in Schutz nahmen, plünderten oder raubten ſie.

Weil nun Die von der katholiſchen Parthei am mindeſten ſicher waren, gab der Herzog jedem geiſtlichen Herrn oder ihrer mehren zugleich eine Salva-Guardia an die Behauſung.

Das fruchtete wohl, nicht aber in allen Fällen, zumal wenn ſich der Wilhelmus für einen oder zwei Tage von Erfurt wegbegab.

Denn da fiel etwa der Salva-Guardia oder Schutzwache ſelbſt etwas Böſes ein, ſo daß ſie vom Roß ſtieg, ſich möglichſt unbemerkt in des geiſtlichen Herrn Wohnſtube begab, zu ſich nahm, was ihr gut bedünkte — und wann ſie alle Säcke gefüllt hatte, machte ſie ſich wieder mit Drohung davon. Dann ward wieder Wache gehalten, Niemand aus dem Haus gelaſſen, und war erſt abgelöſt und die Salva-Guardia mit dem Raub von dannen, half alles Behaupten und Klagen nichts mehr. Denn Geld konnte Einer aller Orte her haben und das andere Geraubte war in kürzeſter Zeit vertrödelt und verkauft. Alſo, bis die Sache vor den Herzog kommen konnte, war's zu ſpät, oder wie ſonſt — kurz, die That war geſchehen. Der Beraubte hatte das leere Nachſchauen und wagte es nicht, die Sache weiter zu verfolgen oder auch nur laut zu klagen, weil die Rache der anderen Soldirer zu fürchten war — vielmehr hielt man's für das Beſte, die weiters treffende Salva-Guardia jedesmal wohl und freigebig zu traktiren, damit ſie bei leutſeligem Muth verbleibe.

Wie das bei anderen Gelehrten und geiſtlichen Herren, ſo ward es vom Hans Eſſelmann mit ſeiner Salva-Guardia gleichfalls gehalten.

Weil aber in letzterer Zeit wieder ein Ueberfall unbeſtraft geblieben war und Herr Eſſelmann gerne bewies, daß er ſich in nichts ſcheue, ſchrieb er an den Herzog Wilhelm von Weimar, und in dem Schreiben ſtand bald nach dem Eingang:

„Mir ſelbſt iſt bis dato nichts widerfahren. Will auch nit behaupten, daß wieder ein frevl verübt worden; daß aber davon ganz feſt die red gehet, alſo viel kann ich Ew. fürſt-

lichen Gnaden wol ſagen, etwa man Euch nichts davon vermeld't hät. Wie dem nun ſei, bitt' ich Euer fürſtliche Gnaden dringendlich, mir auch fürderhin eine wohl ehrbar' trauenswerthe vnd ſicherheitsrichtige Salvam-Guardiam angedeihen zu laſſen, ſo nicht nur durch Brannes vnd übermäßigen lohn allein — obſchon ich da gern bereit bin — ſondern aber motu proprio vnd als ehrlichen Kriegsgeſell in keiner Weiſ' weder durch Anfall, noch lärm oder ſonſtiges gethu ſtört. Alſowohl meiner Studia, als auch meines mehrtheils inhabenden Wehes im fußwerk wegen. Als welches das Zipperlein ſein ſoll. Iſt's aber nicht. Jedennoch es ſchlimme Folgen haben könnt', wann ſo oder ſo.

„Für's Zweite wär's aber pro bono publico rath-handſam vnd meinerſeits unterthänigſt gut gemeint, wan vnd inſofern Ihr, fürſtliche Gnaden, ein ſcharpfes Aug' hättet vnd bei Vernehmung eines frevls auf ein feſteres zugriffet, nit aber Euch, wie die red geht — vnberufen — mit ſchnödem lug, trug vnd verwirrung des ganzen casus anblaſen ließet. Vilmehr wärs etwan beßer, einzugreifen, der ſach mit ausdauer nachzugehen, die von Erfurt trewlich zu hören vnd nit denen Eurigen alles zu glauben vnd allerletzt den ſchuldigen nachdrücklich zur Pön zu ziehen.

„Das iſt, was ich mein'. Denn es ſoll ein derweiſiger Geſell vnd Soldirer im mindeſten nit glauben dörfen, wie als ob er da ſei, ehrbar friedlich, etwan gottſelig, auch wohlgelahrte Männer aufſchrecken, ihnen ihre hab' zu entführn — zuvörderſt aber ihres eigenen feldherrn willen vnd gute abſicht zu verhöhnen.

„Draus erſeht Ihr, Herr Hertzog, daß ichs ganz gut mein', ich hinwieder feſt drauf bleib, daß Ew. fürſtliche Gnaden meine kühne Red nit in Vngnaden nehmet vnd weiters gute Aufſicht pfleget.

„Anders Euch ich, Hans Eſſelmann, zum voraus ſag', daß ich, wan es meine ſicherheit gilt, nit allein Euch stante pede vm Hilf anrufen, ſondern aber ſchon vorhero vnd bis zu deren eintreffung ganz ſonderlich kühn auftret' vnd mich vorderſamſt ſelbſt in ſchutz nehm'. Ob dann da weiters rauskomme, was da wöll. Sag' Euch auch ganz frei, daß ich alle zeit meines ſtudirens vnd ſchreibens ein bloßes Schwert hart neben mir auf den folianten vel codicibus liegen hab', wo ich dan mit dem einen ſchlag, hieb oder ſtich verſetz', da wird er ſeines lebens ſo ganz froh nimmer werden.

„Im Vebrigen vnd weil ich auf Ew. fürſtl. Gnaden guten Willen beßern glauben hab, denn, nit in Vngnaden, etwan mehr andere, die ich dann ſtets eines beßeren belehrt hätt, bedürft' ich, Hans Eſſelmann, ſo viel richtigeren ſchutzes vnd ſattſamlichen Vngeſtörtſeins, ſint ich vnd dieweil ich ganz weit in einem ſicheren Druckwerk begriffen bin, ſo ich zu ende ſchreiben muß, des tituls: „Der belehrte chriſtliche Kriegsmann."

„Sothanes opus vel libell dienet ebenſowohl denen proteſtantiſchen als auch dießeitigen ſoldknechten, dürft aber inſonderlich von den heerführern vnd Commandanten ſelber zu weislich darnachachtung vnd quoad exempla statuenda geleſen werden. Nit daß ich mich vermäß, in ſachen des glaubens vnd anderer wichtiger dinge leeres ſtroh zu dreſchen vnd dem

krieg einhalt zu thun — sint Das gänzlich in Gottes Hand gelegen ist, der dan seiner zeit schon seine zornruthen erheben den theil züchtigen wird, welcher der schuldige ist, aufs weitere dan die gemüter zur ruh bringt. Mein' absicht ist da keine andere, als meine christliche stimm zu erheben vnd alsowohl den führern als soldirern in anbelangung von recht vnd Pflicht durch gütigliche, größeren theils aber furchtlose vnd donnernde Vorstellung anzukommen.

„So viel drung mich, Euch, Herr Hertzog zu schreiben.

Ew. fürstlichen Gnaden

unterthänigst dienstwilligster

Hans Esselmann."

Als der Herzog, welcher meist sehr ernst war, das Schreiben gelesen hatte, lächelte er gleichwohl über Manches.

Dagegen wollte ihm Ein und das Andere nicht recht gefallen.

Er erkundigte sich nach dem Zusender. Dem zu Folge, was er von ihm vernahm, gefiel ihm nun der ganze Brief, und drauf ließ er durch seinen Geheimschreiber gegenentbieten:

„Wohlweis ehrwürdiger Herr.

„Vnser gunst vnd guten willn zun voraus.

„Wir haben mehr von ewrer gelahrtheit vernomen, insonderlich aber, welch trefflicher mann Ihr seid. Wan Ihr demnach in irgend was Vnserer Hilf bedörftig, sollt Ihr euch sonder verzug an vns wenden.

„Was dan das andere betrifft, so hat es sich aber vnsers Wissens vnd bis dato nie vm eine wahrliche Frevelthat

Digitized by Google

gehandelt, ſondern, wie wir hörten, ſchier ſtets vm nichts, denn einen humpen Braunes mehr oder weniger, dabei ſich die Herrn widerſpenſtig erzeigt haben. Das will einem jeden ſoldknecht nit eingehn. Wan er demnach etwa faſt durſtig war vnd drauf drung, nächſt dan wortwechſel entſtanden iſt vnd die leut zuſammenliefen — wie dan das zur zeit leicht zu Erfurt ſein mag, ob auch nichts, denn eine katz veber den weg renntte — alſo hat's dan geheißen, die Salva guardia hab' eingriff in geld vnd gut gethan.

„Fürs erſt iſts mit dem reitersvolk um einigs anders, denn Ihr vnd andere nicht kriegserfahrene vermeint, wir ſeind im Vebrigen zu gemeinten zeiten nit in Erfurt geweſen vnd könnt wohl ſein, daß wir nit genau berichtet worden. Ob wir aber da geweſen oder ſpäter, drauf mögt Ihr trauen, wo eine ſchuld erwieſen wär, möcht der Vebelthäter ſeiner ſtraf nimmer entgehen.

„Was Ihr, gelahrter Herr, von ſelb ewrem opus vel libell ſchreibt, ſo faßt es bald zu ende vnd gänzlich ab vnd mögen wir dan den belehrten chriſtlichen Kriegsmann ſicherlich zu Handen nehmen vnd tapfer leſen, damit wir dan ſo viel feſteren entſchluß faſſen vnd nimmer verſaumbt werde, exempla zu ſtatuiren, wie Ihr uns zumuthet.

„Was aber da ſchließlich ewre ſelbſthilf betrifft, ſo habt kein furcht vnd ſcheu vnd haltet es, wie Ihr geſchrieben vnd vns kühn vorausgeſagt. Alſo wo einer gegen Euch anwill, daß er ſchrie, ich ſtech auf euch her — da ſeid kurz bei der hand, tretet alſo feſt auf, als Ihr juſt vermögt, vnd ſtecht Ihr

hin. Denn ob Ihr auch ein friedlich geiſtlicher Herr ſeid, ſo ziembts euch doch, freche gewalt zu ſtrafen.

„Anmit wir euch, ewrer gerad- vnd offenheit, auch guten wunſches in ſachen ewres inhabenden Wehes im Fußwerk gnädiglich gewogen bleiben.

Wilhelm Hertzog in Weimar.“

Als Herr Eſſelmann das herzogliche Schreiben geleſen hatte, war er inſoweit ganz beruhigt, ließ es nicht ohne einige Genugthuung erſt ſeinem alten Diener, dem Bertram, durch Dieſen noch etlichen Anderen leſen, damit ſie erkennen möchten, er ſei wohl der Mann dazu, Etwas zu wagen, wenn ſich's um das Rechte handle, und überließ ſich weiters ſeinen studiis und der Vollendung des Opus vom chriſtlichen Kriegsmann.

Drüber verfloſſen etliche und mehr Tage.

Der Eſſelmann hatte nun ſchon die ſo und ſo vielte Salva-Guardia gehabt, ohne daß es bei ihm, oder irgend an anderen Orten, Grund zu einer Klage gab.

Wohl aber hieß es, der Herzog habe ſchon in zwei Tagsbefehlen Ruhe und Ordnung eingeſchärft.

Alſo konnte man ſich Eſſelmann'ſcher Seits keineswegs ganz verhehlen, daß die nunmehrige Sicherheit hauptſächlich von dem geſchehenen Auftreten herrühre, wie denn auch keinem Zweifel unterlag, daß man den eigentlichen Urheber des guten Zuſtandes der Dinge wohl kenne, denn das Hans Eſſelmann'ſche Schreiben war viel beſprochen worden — und zum Ueberfluß verſäumte auch der Bertram, wann er der treffenden

Salva-Guardia einen Humpen Braunes kredenzte, nie, das Nöthige anzudeuten, damit ſich der Soldirer gehörig in Zaum halte.

Weil nun Herr Eſſelmann ganz beruhigt war, ſchaute er gar nicht mehr hinab, wann abgelöſt wurde, wie er früher ſtets gethan, um zu ſehen, welch ein wild zauſ' und rupfiger Kriegsgeſell unten wieder angerückt ſei, achtete ſeines Schwertes auf dem Tiſche ſo wenig, daß zuletzt mehre umfangreiche Folianten drauf lagen, ſtudirte und ſchrieb immer tapferer in ſeinem großen Ohrenſtuhl, und wenn er merkte, daß ſich hie und da im rechten oder linken Fuß ein leiſer oder ſtärkerer dolor einfinde, nahm er ſo wenig Notiz davon, als immer nur möglich, und verſenkte ſich zweimal mehr denn vorher in's Denken und Schreiben.

So ging es fort und fort.

Uebereins war er daran, die letzte Zeile am belehrten chriſtlichen Kriegsmann zu ſchreiben.

Die ſchrieb er nieder, überlas ſie noch einmal, ſetzte ein feſtes Punktum an's Ende, holte dann ruhig mit der Feder aus, machte einen wohlzierlichen, vielfältigen Zug unter das geſammte Opus und griff zum Streuſand.

Nächſt klopfte er mit dem Signat auf den Tiſch, worauf ſich der Bertram von der Treppe her, dran er ſein Stübleiu hatte, einfand.

„So" — ſagte Herr Eſſelmann, indem er den Streuſand gemächlich vom belehrten chriſtlichen Kriegsmann ablaufen ließ, anbei er dem Bertram einen ruhigen, aber ziemlich bedeutungsvollen Blick zuſandte — „da liegt er."

„Seid Ihr endlich fertig und zu Ende?“

„Ja, ich bin fertig und er iſt zu Ende —“ ſagte Herr Eſſelmann, „und nunmehr kann das Opus in Druck aus und durch ſammtlich deutſche Lande gehen. Es werden ſowohl die Führer ihren Augen nicht trauen, wie ich ihnen die Wahrheit demonſtrire, als auch der gemeine Mann denken mag, mit Dem, der Das geſchrieben hat, iſt nicht gut Kirſchen eſſen. Exemplum statuetur, heißt es ſchier auf jeder Seite. Es hilft auch ſonſt nichts. Wenn die wilde Willkür in den Wald ſchreiet, heißt es gleich da, muß es mit dem Donner unerbittlicher Gerechtigkeit heraushallen. Und da heißt es wieder, ihr Führer, Kriegsobriſten und Commandanten, merkt euch wohl — wie dann ihr, ſeind dann die Anderen! Alſo fordre ich euch auf — und wie's da weiter in dem Ton fortgeht. Dieſe Soldirer und Landplager ſollen mir das Wenige nicht ſothan ihre Köpfe zuſammenſtecken und die Oberen auch und zu einander ſagen — wie und was — Der ſagt's uns vernehmlich hinein! Wer und wo iſt er denn?“

„Könnte doch nicht gut ausfallen,“ meinte der Bertram; „werdet doch gut thun und Euch nicht nennen!“

„Meinen Namen weglaſſen? Nein, der ſoll ihnen nicht verborgen bleiben. Denn da ſteht es; feſt ſteht's da auf dem Titel — verfaßt von Haus Eſſelmann, des Domes zu Stadt Erfurt. Es ſoll mich Jeder finden können; ich fürcht' mich nit. Jetzt weißt du es.“

„Was ſoll nun geſchehen?“ fragte der Bertram.

„Was nun geſchehen ſoll?“ antwortete Herr Eſſelmann. „Nun verfügſt du dich zum Herrn Teſch und ſagſt ihm, er

könne kommen, wann er wolle und die Scriptur zu Handen nehmen und drucken. Was iſt's jetzt an der Zeit? Weiß ſchon. Um die zweite Stund' nach Mittag, denn da unten wird die Salva-Guardia gewechſelt. Haſt dem Mann ſein Arnſtadter Braunes in Fülle gegeben und ſeinen Lohn ein halbes Stündlein vor dem Ablöſen? Und war er zufrieden?"

„Fehlt ſich in nichts," verſetzte der Bertram. „Alſo halt' ich's bei Dem wieder und in all Anderem deßgleichen; laßt mich nur ſchalten, ich mach' die Sach' immer ganz fein."

Auf dies verließ der Bertram mit den zauſig grauen Haaren die Stube, begab ſich hinab, füllte den Humpen, welchen die letzte Salva-Guardia geleert hatte, grüßte den neu angekommenen Kriegsknecht freundlich und ſagte: Er müſſe fort und wann er wiederkomme, wolle er den Humpen zum zweiten Male füllen.

„Kommt nur bald wieder!" ließ der Soldirer ergehen.

Ein ſtattlich langer Geſell war's, ganz feſten Schlags; viel Wetter und Sonnenbrand war bei geringem Alter über ſein Geſicht gegangen; einen hübſch langen Bart hatte er um die Lippen, d'raus zwo Reihen ſchneeweißer Zähne lugten; tief ſchwarz glänzig waren ſeine Augen und unter der Pickelhaube heraus hing ihm viel zauſiges Gelock. Gerad' wie dem Bertram. Aber grau war's nicht, ſondern braun wie die welſchen Keſten.

Als ihm der Bertram den Humpen bot, nahm er ihn auf, leerte ihn auf zweimal und ſagte, indem er ſeinen Schnurrbart auf der rechten Seite weit hinaufwand, ſo daß der andere auf der linken ganz tief dagegen ſtand:

Digitized by Google

„Heiſa, das war recht. Das iſt Arnſtädtiſches!“

„Da ſeht, das kennt Ihr gleich!“

„Nimmt Euch das Wunder? Ich bin wo nit zwo Tage, da mag zehnerlei Braunes ſein von hie oder andern Orten, da kenn' ich jeds Tröpflein voneinander. Selb iſt mir ſchon angeboren, glaub' ich, hochwürdiger Herr, — ſeht —“

„Was redet Ihr da,“ fiel der Bertram ein, „ich bin nicht Der, für den Ihr mich zu halten ſcheint. Ich bin nur der Diener vel servus des hochgelahrt ehrwürdigen Herren, dem Ihr zur Salva-Guardia ſeid.“

„Nun das lob' ich mir, ich hätt' Euch meiner Seel' für einen Thumherrn gehalten. Deſto beßer, da red't ſich's leichter. Alſo wohin denn und wie lang bleibt Ihr weg? Das muß ich wißen.“

„Nicht über ein halbes Stündlein bleib' ich weg. Weßhalb fragt Ihr mich denn aber,“ ſetzte der Bertram ſichtlich mißtrauiſch hinzu, „und weßhalb wollt Ihr das ſo genau wißen?“

„Haha,“ ſpottete Jener, „ich glaub' gar, Ihr ſchent mich in was! Erkennt Ihr's denn nicht? Plaudern mag ich gern und wir zwo möchten uns gut reden. Das iſt's. Habt ſo was Gemüthſames an Euch; ſelb behagt mir. Will aber ganz frei 'raus, ehrenveſter Herr Servus. Wo das halbe Stündlein ſchon 'rum wär', wär's mir von wegen des Arnſtädtiſchen lieb und werth.“

„So habt Ihr's gemeint?!“

„Wie denn anders?! Iſt's Euch gleich, wißt Ihr was, ſo ſchenkt mir gleich jetzt noch einmal ein, da erſpart Ihr

Euch ſpäter die Müh'. Stellt mir den Humpen nur nah' her in die Mauerluck da! Da kann ich wohl und ſonder Müh' drauf hingreifen vom Roß. Ich mag mich ſo viel nicht rühren. Aber trinken mag ich wohl. Nichts als Durſt, ſag' ich Euch! Sonſt hab' ich kein' Fehl, das müßt mir mein Feind nachſagen. Ei was! Deßhalb werd' ich auch nit gleich in die Höll' fahren. Da gäb's noch viel andere Sach' — aber ich laß' mich auf nichts ein. Hab' einmal einen Franziskaner predigen hören, oder war's ein Kapuziner, das weiß ich nimmer, aber der hat geſagt: Erſt keins und dann kleins; hernach mehr, danach ſehr; nächſt kommt's viel, da verlierſt das Ziel; dann fort und fort, frummt weiters kein gut's Wort; nachher ſchwind't der letzt' Zweifel, da kummt der Teufel; da wirſt blind und fahrſt tief in die Sünd; da haltſt dich keck freudentlich — auf einmal ſtirbſt, nachher holt er dich!"

„Iſt ein ganz gutes Sprüchlein," ſagte der Bertram. „Recht ſo, daß Ihr's Euch gemerkt habt!"

„Ja, das hab' ich mir wohl gemerkt und ſo oft ich dran denk', nimm ich mich in Zaum, als ob ich ein wild's Roß wär'. Da bin ich dann noch in jeder Weiſ' ganz feſtgeblieben. Aber das Braune hab' ich doch nicht verlernt, und wollt mir Einer mit Wein an, könnt' ich auch nit nein ſagen. So bin ich einmal ein herzſeelguter Geſell — aber nur dasjenige Braun, Roth und Gelbe! Nun, wenn ich ſonſt keine Sünd' hab', des Durſts wegen werd' ich wohl nicht gleich in die Höll' fahren!"

„Des Durſts wegen ſicher nicht, mein lieber Freund," verſetzte der Bertram ganz ſchalkhaft.

„Verſteh', Ihr meint, es müßt' des Poculirens wegen ſein! Ha ha ha!"

„So iſt's, he he; der Durſt iſt nicht Euer freier Wille — dasjenige Trinken aber! Nun bei viel Hitz, Staub und Ab- und Zureiten wird's Euch eben in der Bruſt trocken! Möcht' Euch nur gerathen haben, auch da ein Maaß zu halten. Denn wo Euch der Satan auf keine andere Weiſ' ankann, könnt' er etwan dieſen Weg einſchlagen. Der geht's ganz fein an. Im Uebrigen — da ſteht noch ein Humpen voll, und wollt Ihr ſeiner Zeit einen dritten, hat's auch nichts zu ſagen. Wir ſind da ganz freigebig und wißen chriſt' ehrlich biedere Kriegsmänner wohl zu achten."

„Das ſeh' ich wohl. Wie heißt er denn, der Herr, bei dem ich Wach' halt'?"

„Eſſelmann heißt er."

„Eſſelmann? Mein', den hab' ich ſchon mehr und oft nennen hören."

„Glaub's wohl," verſetzte der Bertram. „Iſt ein hochgelahrter Herr und gar ein trefflicher Mann. Läßt ſich auch ganz gut mit dem Lohn an. Das ſollt Ihr wohl ſehen."

„Weiß wohl, hat mir mein Vormann geſagt. Da hab' ich's demnach gut getroffen. Alſo iſt er ſo mildthätig! Mag ihm etwa ſchwer ankommen — denn Die mit Luſt geben, weil ſie anderer Leute Müh' und Plag' erkennen, ſind meiſt in der Baarſchaft im Nachtheil. Und daß er da ſo weit abwohnt! So's ihm wehthut, bin ich im Stand und nehm' mehr nicht, als mich dünkt, daß wohl möglich iſt. Und mehr hab' ich noch an keinem Ort genommen."

„Das macht Euch alle Ehr'!“ entgegnete Jener. „Weil Ihr aber solch' ein ehrenvester Kriegsmann seid, will ich meinen Herrn nit für gar so arm gelten lassen. Wißt Ihr, Ihr seid wohl nicht da, Bettelmanns Nichts zu hüten. Das ist aber wohl wahr, so Ihr, wer weiß wie bald, wieder Salva-Guard' stündet, könnt' es sein, daß er schon viel weniger hätt', denn er ist die gute Stund' selbst, was anderer Menschen Kümmerniß betrifft. Als neulich da draußen der Segerhof abgebrannt ist und all das Elend eintraf, da hat er allein zehn Reichsthaler Geld gegeben. Er für sich bedarf schier nichts. Nur seine Ruh' will er, weil er viel studirt. Er kann das Gerenn und Gereit, all das Rufen und Reden und viel sonst, was Keinen grämt, das kann er Alles nicht ertragen. Deßhalb ist er da in das Sackgäßlein herein. Und seine Sicherheit will er auch. Deßhalb hat er auch ganz kühn an Eueren Herzog Wilhelmus geschrieben und der hat ihm in sonderlichen Gnaden geantwortet, so's wo fehl', sollt' er nur —“

„So, Der ist's?!“ fiel der Reitersgesell ein. „Jetzt weiß ich, von wo mir's immer in die Ohren läutet! Ei, da ist's aber mit der guten Stund' so weit doch nicht her, vermein' ich, Herr Servus! Soll ja eine wildsuchtige Geschrift abgefaßt haben und alle Zeit ein blankes Schwert neben sich haben, daß er Jedweden niederstech', der ein lautes Wort zu ihm spräch' — ?!“

„Ja was nicht gar, für ein lautes Wort! Das ist so gemeint: Wo ihm Einer anwollte, sagte er, schon' er ihn hinwieder nicht. Weil Ihr aber vom lauten Wort redet, da komm' ich auch wieder auf die Ruh', die er so fest liebt. Es

iſt nit allein ſeines Studirens wegen — vielmehr auch, weil er's mehrtheils in den Füßen hat. Da gräint's ihn oft, ſo ich nur in's Gemach eintret'. Gerappel und Roßgeſtrampf kann er noch viel minder ertragen. Wo Ihr Euch demnach fein ſchweigſam und ſonder Lärm verhaltet, mögt Ihr ihm und etwan dem Herzog ſelber einen Gefallen erweiſen!"

„Nun, von mir ſoll er ſo viel nicht hören," ſagte der Andere. „Wenn's ihm nur im Häuslein drin ruhig genug iſt. Da ſind ihrer doch wohl noch mehr Leute drin."

„Keine Seel'," verſetzte der Bertram. „Da drin iſt Niemand, als ich, er und ich. So wollt' er's ja eben."

„Dann iſt's wieder recht! Alſo ich will Wach' halten, daß ſein Schwert ſicher in Ruh' bleibt und ſein Fußwerk auch. Hat er etwan wieder rechte Schmerzen?"

„Ei nun, ganz leer geht's zwar heut auch nicht ab. Aber das iſt er ſchon gewohnt. Anders er durch nichts aufgeſcheucht wird oder daß ihn Etwas erzürnt, hat er ſeinen guten Tag."

„Nun, der ſoll ihm bleiben," ſagte Jener, „und käm' gleich der Teufel angerückt. Könnt ſonder Bangen von Haus, allſo lang Ihr für gut findet" — dabei that er einen Griff in die Mauerlucke und dann einen hinreichenden Zug aus dem Humpen — „hoch leb' Euer Herr — der iſt ein Ehrenmann und ſoll ihm nichts widerfahren! Will er mir trau'n, mag er mich ein- für allemal zur Salva-Guardia verlangen. Da iſt er dann wohl verſehen. Bei Dem aber, den ich abgelöſt hab', wär's nicht gerathen. Von Dem weiß ich grad genug und ſo's der Herzog ſtatt meiner wüßte, da ſtünd's etwan

anders mit ihm und mit mehr Anderen auch, die da aller Orte ihren Unfug treiben!“

„So?!“ ſtotterte der Bertram. „Es iſt alſo doch richtig und wahr, wovon die Leut' reden, und es gibt Schelmvolk unter Euch, will ſagen —“

„Habt Euch nicht zu ſcheuen,“ kam's entgegen. „Schelmvolk genug! Der aber iſt Einer von den Heilloſeſten! Nun, ich verrath' Keinen. Will's ſein, geht er ſchon von ſelber in's Netz. Da ſoll dann der allergnädigſte Herr Herzog nicht viel flauſen, ſondern gleich hartweg und kurzab, anders frommt's nimmer. Da hilft kein Tagsbefehl und Warnen — hinterdrein läßt er ſie doch los! Friſch gefangen, heiſa, friſch gehangen und ein Exempel ſtatuirt! Das iſt das Beſte für ſolch' unchriſtendliches Räubervolk.“

„Ganz wohl und ausnehmend vernünftig geſprochen,“ ließ ſich eine wohl- und volltönige Stimme herabzu vernehmen.

Schon etliche Weile — was auch einem flüchtigen Blick der Salva-Guardia nicht entgangen war — hatte ſich oben das eine Fenſter aufgethan und Herrn Eſſelmann's Haupt war ſichtbar geworden.

„Recht ſo, mein Sohn!“ ſetzte ſich die Rede fort. „Viel Werth hat eines Menſchen Leben. Wann ſich aber ein Menſch nicht menſchenwerth verhält und bis zum Aeußerſten vorſchreitet, iſt es dann auch nicht mehr, denn billig, daß man ihm die ganze Strenge des Geſetzes empfinden läßt, reſpective in nächſte Ausſicht ſtellt! Nun aber geh' endlich deiner Wege, Bertram! Halt! Weil wir ſo gut verſorgt ſind, kannſt du dich auch zum wohlehrwürdigen Herrn Heigenboſch verfügen und anfragen,

was er von der Tinktura ſagt, und ob er ſie noch nicht oder aber ſchon genommen hat. Alſo geh' deiner Wege. Bertram, halt, ſag' ich. Und wenn er von Haus kann, ſoll's mich freuen, ſo er bei Gelegenheit zuſpräch'. Kannſt ihm auch melden, daß ich das Bewußte zu Ende gebracht habe. Du, Bertram — zum Doctor Mauricius könnteſt du auch — nein, da kannſt du morgen hin oder ein anderes Mal — "

Herr Eſſelmann ſah dem Bertram eine kurze Weile nach; dann noch einmal auf die Salva-Guardia herab und ſagte:

„Ich hab' da was gehört von wiederholt' und fortwährendem Wacheſtehen. Das will ich mir überlegen, mein Sohn, und dann können wir gelegentlich darüber ſprechen, wann du Zeit findeſt. Haſt zwar einen inſoweit ganz wilden Kopf. Das iſt aber bei Euch Herren ſchon der Brauch und thut nichts, anders nur der Bruſtfleck ſauber iſt. Und der bedünkt mich bei dir, deinen Worten zufolge in gutem Zuſtand, mein Sohn; ich hab' viel Wohlgefallen daran gehabt. Alſo halt' dich nur fein ruhig, denn ich kann kein Getrapp und Gethu leiden. Möcht' auch ein Weniges ſchlummern, weil ich mich in meinem Geiſt übermäßig angeſtrengt habe, mein Sohn. Ich habe nehmlich ein ſicheres Opus abgefaßt und zu Ende geführt — das heißt: Der belehrte, chriſtliche Kriegsmann, und weil du, mein Sohn, auch ein Kriegsmann und ſo guten Sinnes biſt, ſo ſollſt du es zu leſen bekommen. Da kannſt du dann tapfer mitreden und viel Nutzen ſtiften. Verſtehſt du?"

„Verſteh' wohl," ſagte die Salva-Guardia. „Viel Ehr' und Dank dafür. Komm' ſchon, wenn ich Zeit find'!"

„Recht ſo!"

Darauf ſchloß Herr Eſſelmann das Fenſter und machte ſich langſam an den Ohrenſtuhl.

In den ließ er ſich nieder, nahm ſein beſagtes Opus zur Hand und durchblätterte es mit ſichtlichem Behagen.

Zuletzt las er ein und das Andere; aber nicht gar lange währt' es. Denn er verſpürte mehr und mehr eine Umwandlung zum Schlummer, worauf er das Opus, bei ſchon halb geſchloſſenen Augen, auf den Tiſch legte, weiters nur mehr ſein Sammtkäpplein nach rückwärts feſt drückte, ſich zurücklehnte und über kurz in Schlummer gerieth.

Es war etwan ein Viertelſtündlein verſtrichen, als es Herrn Eſſelmann im rechten Bein einen ſonderlichen Riß gab — weßhalb er auch ſogleich mit der rechten Hand an die einſchlägige Stelle fuhr, ohne daß er darüber völlig erwacht wäre.

So hielt er's gar oft.

Er hatte nehmlich jeder Zeit eine eigene Fertigkeit und ſichere Ahnung, ob er es wagen dürfe, ſich dem Schlummer wieder gänzlich hinzugeben oder nicht; und es hing dieſes „ob oder ob nicht" von der Gewalt und ſonſtigen Beſchaffenheit des Riſſes ab.

War nehmlich der Riß mehr ein Zucken und Toben und längeweiſe, ſo ſtellte ſich die Empfindung als ein Vorbote kommend andauernden Leides dar. War es aber ein wahrhaftiger Riß, mehr aus einem Punkt heraus, oder auch umgekehrt, aber ſo gewaltig, als ob der Blitz mit aller Gewalt auf und in ein Centrum allein hineinſchlüge, ſtand in der Regel auf mindeſt eine halbe Stunde nichts mehr zu fürchten,

wenn nicht äußerliche Veranlaſſungen den Dolor mit aller Macht aufrüttelten. Item in gegenwärtigem Fall war keine weitere Gefahr in Ausſicht, und Herr Eſſelmann ſchon wieder daran, in Schlaf zu verſinken — als er zum zweiten Mal aufgeſtört wurde.

Unwillkührlich that er dieſelbe Handbewegung, erinnerte ſich jedoch zur Stelle, daß die Empfindung nichts mit der vorigen gemein habe, ſondern daß die Störung von etwas ganz Anderem herrühre — nehmlich einem Geräuſch von Außen.

„So kann der Mann doch keine Ruh' halten mit ſeinem Roß!" ſumſte er. „Hab' ich's ihm doch geſagt. Ich muß es ihm nur wiederholen."

Er wandte ſich eben, um ſich langſam zu erheben, als er, den Blick hinauslenkend, etwas höchſt Unerwartetes bemerkte.

Denn da draußen war Einer ſichtbar mit zauſigem Haupt und gepanzerter Bruſt. Der hatte ſchon etliche Weile in die Gegend des Tiſches geſchaut, ſich wohl überzeugt, daß da wohl ein Schwert, aber nicht frei, ſondern unter mehren Folianten begraben liege, und das hatte ihm ganz guten Muth verliehen. Nun aber war er eben daran, das Fenſter aufzudrücken, und da es nicht nachgab, machte er nicht viele Umſtände, ſondern ſchlug es ein, daß die Scheiben in tauſend Splittern hereinfuhren; was an Bleiwerk hinderlich war, riß er auf's Raſcheſte weg; drauf that er einen Schwung auf das Geſims und dann wieder einen — und da war er in der Stube.

All Dies war das Werk eines Augenblickes.

„Halt da, wer da?!" rief Herr Eſſelmann.

Digitized by Google

„Gut Freund!“ war die Antwort.

„Wie und was da, gut Freund?! Ihr — Ihr — ſeid die Salva-Guardia!! Was wollt Ihr?!! Donnerwetter!!“

Zugleich griff Herr Eſſelmann gegen den Tiſch. Aber er konnte ſeinem Schwert nicht beikommen.

„Laßt Das nur,“ ſagte der Reitersgeſell. „Oder wollt Ihr's? Da iſt's!“ Er ſchob die Folianten weg, nahm das Schwert und trat es entzwei. „Hälf' Euch doch nichts. Will Euch auch nichts Böſes, vielmehr nur anfragen. Habt Ihr's Euch ſchon überlegt von wegen der bleibenden Wach'?“

„Ha, Ihr frecher Geſell —!“ rief Herr Eſſelmann. „Ihr wagt es einzubrechen, mich zu überfallen und meiner noch zu ſpotten, deſſen Ruhe Ihr ſchützen ſollt —?!“

„Ei, ich will Euch nicht ſtören,“ verſetzte Jener. „So das Fenſter da ein Weniges geklirrt hat, das iſt ſein Lebtag nit anders geweſen, wo's Einer eingeſchlagen hat. Glas iſt gar ſpröd'. Schreibt oder leſt jetzt nur zu, oder ſchlummert wieder und habt weiters keine Acht auf mich. Es widerfährt Euch nichts, inſofern Ihr Euch ruhig verhaltet!“

„So, iſt Das wahr? Es widerfährt mir nichts?“ ſtotterte Herr Eſſelmann in ſteigendem Grimm. „Und wenn ich mich aber etwan doch nicht ruhig verhalte, trotzdem Ihr es gewagt habt, mein Schwert zu zertreten? Wie denn dann, wenn ich Euch meine Gewalt fühlen laſſe, oder aber — Do — Donnerwetter; ſchaut mich nicht ſo ſpöttiſch an — oder aber, wenn ich um Hilfe rufe —? Ich befehl' Euch aber nur, ſo Euch Euer Leben lieb iſt und Ihr ein — ein Fünklein Gewiſſen und Beſonnenheit habt, hebt Euch auf der Stelle

von dannen durch das Fenſter oder aber dort durch die Thüre, oder Ihr — Ihr ſollt ſehen, was es iſt, wenn ich —"

„Was wenn Ihr?"

„Wenn ich's dem Herzog Wilhelmus ſchreib', und was dann der thut!"

„Der ſoll thun, was ihm beliebt!" höhnte Jener leichthin. „Hat man ihm zehnmal eine Naſ' gedreht, ſo dreh' ich ſie ihm eben zum eilften Mal!"

„Das — das iſt ja unerhört! So redet Ihr, der Ihr da unten vom Exempelſtatuiren geſprochen —?"

Wer aber auf nichts antwortete, war der Reitersgeſell.

Vielmehr hatte der ſchon begonnen, ſich gemüthlich in Käſten und auf Tiſchen umzuſchauen, ob ihm Etwas tauge, wobei er, je nach Geſtalt der Sache, das Eine zu ſich ſteckte oder um den Hals ſchlang.

Dieſe Gemüthsruhe und Zuverſicht beſtürzte Herrn Eſſelmann immer mehr, ſo daß er etliche Zeit kein Wort über die Lippen brachte, ſondern nur, beide Hände auf der Lehne, mit ſeinem Ohrenſtuhl nach der jedesmaligen Gegend rückte, in welcher der ungebetene Gaſt ſtöberte und plünderte.

„Ich frag' Euch zum letzten Mal!" brach er endlich los, „wollt Ihr ablaſſen von Euerer frechen That, ſo kann's ſein, daß ich noch ein Erbarmen mit Euch hab'! Wo Ihr aber nicht stante pede ablaſſet, ſo ſoll's Euch theuer zu ſtehen kommen, Ihr Heuchler, Ihr, Ihr — Ihr Einbrecher — Ihr Räuber!"

„Was Weſens Ihr da macht," kam's ganz friedſam zurück. „Ich bin kein Räuber — daß Ihr mir —" Dabei

that der Reitersgeſell plötzlich, als ob er auf Herrn Eſſelmann zu wolle — unterließ es aber wieder — „Daß Ihr mir das Wort nimmer ſagt, oder Ihr ſollt meinen Groll verſpüren. Wißt Ihr, wer ich bin? Ich bin ein richtiger Kriegsmann, und da iſt Keiner ein Räuber, etwan daß er ein Weniges plündert! Und davon könnt Ihr mich abhalten. Gebt frei heraus, was Ihr zu viel an Baarſchaft habt; Euch iſt ſie zur Laſt, hab' ich vernommen, und ich bedarf ihrer. Alſo ruckt 'raus und bewährt Euren guten Sinn, dann iſt uns Beiden geholfen!"

„Ha, Ihr unſäglich ſpottſam', alles chriſtliche Wort verdreheriſcher Geſell, Ihr!" rief Herr Eſſelmann.

Er wollte ſich erheben.

„Nur fein ſitzen geblieben —!" herrſchte Jener, auf's Schwert ſchlagend. „Erhitzt Euch nit," ſetzte er bei, „'s könnt' ſich Euer Zipperlein rühren! Kurzab bei der Sach'! Da im Schrein iſt nichts von Baarſchaft, dort auch nichts; wo habt Ihr ſie?" Er warf einen Blick in die nächſte Stube. Da ſtand noch ein Schrein. „Her mit dem Schlüſſel, ſonſt zuck' ich mit der Wehr' und ſchlag' das ganze Gezimmer zu Fetzen! Iſt er etwan hier unter dem Büchergerüſter?" Er hatte ſchon zugegriffen und ſchob und warf Alles durcheinander, daß Herr Eſſelmann in Verzweiflung gerieth — „Nichts da — da auch nichts. Ich fühl' ſchier ein Lüftlein. — Was iſt denn das für ein Geſchreibs —?"

„Halt auf, das iſt meine Scriptur vom chriſtlichen Kriegsmann!"

„So, die iſt's," höhnte Jener, „da habt Ihr Euch für nichts geplagt!"

„Das ſoll ſich wohl zeigen, Ihr — Ihr —!"

„Soll ſich's zeigen? Alſowohl, her mit dem Schlüßel, oder ich zerreiß das Büchlein!"

„Was wollt Ihr?!" In größter Haſt griff Herr Eſſelmann nach ſeinem Opus. „Leichter all' meine Habe, als dieſe Scripturen!" rief er. „Aber Ihr ſollt weder das Eine, noch das Andere wollen! Denn ich weiß auf das Sicherſte, Ihr laßt ſelbſt ab, ſo Ihr mich nur einen einzigen Augenblick willig anhört. Alſo hör' mich an, mein Sohn!" —

„Alſo was wollt Ihr, ſprecht!"

„Item. Ich heb' nur ſo an, und weil Ihr Das alſobald zugeben müßt, ſo könnt Ihr Euer frevendliches Spiel nicht verfolgen! Frag' ich alſo, wißt Ihr was geſchrieben ſteht? Es ſteht geſchrieben: Du ſollſt nicht ſtehlen! Wie viel minder ſollſt du demnach rauben, oder aber, wie du es, mein irrwegiger Sohn, positis ponendis de et ex statu militari nennſt, plündern?! Dann ſteht aber wieder geſchrieben —"

„Laßt mich mit Euerem Gepredig!" fuhr ihn der Reitersknecht an. „Steht da geſchrieben, was will; ich frag' den Deut darnach — heraus mit dem Schlüßel, oder ich geh' Euch fürwahr zu Leib — laßt einmal zuſehen —"

Gleich that er auch einen gewaltigen Griff, mit dem es ſichtlich darauf hinausging, Herrn Eſſelmann's Talar und ſchwarzes Bruſtgewand zu durchſuchen.

„Jetzt ward es Herrn Eſſelmann zu viel.

„Wie — was, Ihr wagt es wirklich, Hand an mich zu legen?!" rief er.

Zugleich erhob er ſich mit Gewalt, und wehrte ſich mit Macht.

Drüber gab's ein arges Hin und Her, bis die zwei Kämpfer vom Ohrenſtuhl bis zur Schwelle des anderen Gemaches kamen.

Da war Herr Eſſelmann zwar noch nicht völlig erſchöpft, aber dennoch empfand er, viel länger ſei er nicht im Stand', zu widerſtehen und verrieth ſeufzend, wo der Schlüßel liege.

Das war im ſelbigen Gemach.

Drauf verbot ihm der Reitersgeſell, der über den gewagten Widerſtand höchſt erbost geworden, weiter einzutreten und ihn mit fruchtloſem Gerede anzulaſſen, und da Herr Eſſelmann nicht Folge leiſtete, vielmehr körperlich wehrlos, ſeinen geiſtigen Kampf wieder aufnahm, auf der Schwelle einen Sermon über Raub, Mordanfall, zeitliche Strafe und jenſeitig ſchlimmen Lohn anhob und ſich auch mittlerweil Sprechens wieder näherte, gerieth der Kriegsknecht übereins in ungeduldigſten, ſchier unſinnigen Grimm. Zuletzt riß er gar das Schwert aus dem Gehäng' und drohte mit dem Knauf, dabei gab er dem ehrwürdigen Herren einen Ruck hinauszu und über die Schwelle, that einen Schwung mit der Wehr', daß die Klinge aus der Scheide und in die nächſte Stube fuhr; drauf ſchleuderte er die Thüre zu und machte ſich über den Schrein her.

Herr Eſſelmann aber war von beſagtem Ruck ſo feſt erſchüttert, daß er bis zum Schreibtiſch taumelte. Dran hielt er ſich und dann ließ er ſich in den Ohrenſtuhl nieder.

Es fehlte aber wenig, ſo wär' er zu Boden geſunken.

Ganz vernichtet ſaß er da, in einem Groll, wie er ihn nie empfunden, und in einer Racheluſt, wie er ſie nie gekannt hatte.

„Wenn ich den Geſellen nur vor Gericht ſchleppen könnte!“ ſumſte er. „O wie wahr hab' ich geſchrieben — exempla statuentur — Das wär' eine Wonne —!!“

Sein Blick fiel auf das Schwert, deſſen weder ſein Feind in brennender Raubluſt, noch er in ſeiner Betäubtheit eingedenk worden war.

Es lag unfern.

So raſch als möglich erhob es Herr Eſſelmann und richtete ſich, feſt darauf geſtützt, empor.

„Verbrechen macht blind!“ ſumſte er weiter. „Jetzt iſt er ein Mann des Todes. Wenn er jetzt nicht ſogleich — ſo wird er — — nein, es ſoll anders ſein. Ich verlaß die Stube und ſperr' ihn ab — nein, Das hilft nichts. Eh' ich hinaustret', hat er's gehört, macht ſich zum Fenſter hinab, und wenn ich dann unten heraus will — — taugt nichts! Da kehr' ich die Sach' um — ſo geht's, und anders geht's nicht!“

So leiſ' er vermochte, nahte er der ſchweren Thüre, die zur Treppe führte. Selbige Thüre ſchloß er ab und nahm den Schlüßel zu ſich. Nächſt verfügte er ſich, feſt das Schwert in der Hand, zu dem Fenſter, durch welches der Andere heraufgekommen war.

Jeder möglichen Gefahr war Herr Eſſelmann uneingedenk geworden — ſein Verlangen nach Kriegsliſt und Triumph überwog Alles.

„Wart, du gottloſer Geſell, wart',“ ſetzte er ſein Selbſtgeſpräch fort, „dir ſoll's werden! Jetzt, Himmel, hilf, daß ich da“ — er ſah hinab — „wenn ich da — des Donners, da iſt's doch weit hinunter! Thut nichts. So groß als er, bin ich auch. Wird ſchon reichen. Wenn mir nur alljetzt nichts in's Bein fährt! Scheint nicht. Nur zugerappelt und herumgeworfen da drin, Herr Räuber — ich hab' Euch bald — es geht wohl —“

Wie ſchwer es Herrn Eſſelmann ankam, weil er, wie Jeder weiß, gar wohl beleibt war, gelangte er doch über nicht lange mit dem einen, dann mit dem andern Knie auf die Brüſtung des Fenſters.

„So. Nun wär'n wir einmal da. Wenn wir nun nur auch ſchon da draußen auf dem Geſims und dann weiter hinab und dann ſchon ganz drunten wär'n!“

Bei dieſem Geſumſe richtete ſich Herr Eſſelmann, ſo viel nöthig, empor, machte ſich, während er ſich am obern Rahmen des Fenſters feſthielt, mit den Beinen in's Freie hinaus, wobei er wohlweislich ein Weniges ſeitwärts und nach unten zu ermitteln ſuchte, wie er auf das Beſt' und Leichteſte hinabkäme und welcher Fuß hiezu der dienlichſte ſei. Was das Reiterſchwert betraf, welches ihm hinderlich war, ſo hatte er es an die Fenſterecke gelehnt, um jeden Augenblick ſchlagfertig zu ſein, falls der Soldirer aus dem Nebengemach käme und ihn von der Flucht abhalten wollte.

Während ſämmtlich dieſer Veranſtaltungen und dazwiſchen traufenden, bedrohlichen Geſumſes fanden ſich am Eingang des Sackgäßleins ihrer Drei ein.

Die waren der Bertram. — Der hatte den Teſch unterwegs getroffen und ihm ſeinen Auftrag ausgerichtet, worauf der Teſch ſehr erfreut war und ſich erbot, mitzugehen — alſo das waren Zwei; der Dritte aber war der Herr Heigenboſch. Selbiger befand ſich ſeit ein paar Tagen wirklich um Vieles beſſer als gewöhnlich, hatte das Haus verlaſſen, um friſche Luft zu ſchöpfen, war dem Teſch begegnet, mit demſelben in den Straßen geluſtwandelt und hatte ſich dem Beſuch angeſchloſſen, um bei der Gelegenheit ſeinen Dank für das Remedium an Tag zu legen.

Der Bertram, der kurzgewachſene Herr Teſch mit ſeinem ſtruppigen Haarwuchs und der lang und mager herſehende Herr Heigenboſch, ſo ſich in den Teſch ein Weniges einhing, bogen eben ſelbdritt um die Ecke und ſetzten ihren Pfad in Mitte des Gäßleins fort, bis wo die Behauſung Herrn Eſſelmann's ſichtbar ward — denn es ragte eine Scheune vor — als ſie ſämmtlich, wie angewurzelt, ſtehen blieben.

„Was iſt denn Das?" ſagte Herr Teſch, zum Herrn Heigenboſch aufblickend.

„Ja, was iſt das?" ſagte Herr Heigenboſch, auf Herrn Teſch niederſchauend, worauf ſie Beide den Blick wieder gerade auslenkten.

„Wenn ich nicht irre —" fuhr Herr Teſch fort, „ja ſicher — das iſt ja hochwürdig der Herr Hans Eſſelmann in Talar und höchſt eigener Perſona! Gott ſei ihm und uns gnädig! Er iſt's!"

„Ja, er und kein Anderer iſt es!" ſagte Herr Heigenboſch. „Was ſagt Ihr, Bertram? Nicht wahr, er iſt's?"

„Wie könnt Ihr denn zweifeln!“ ſtotterte der Bertram. „Mein herzguter Herr hat, ſcheint es mir —“

„Das ſcheint mir auch!“ unterbrach Herr Teſch. „Er hat offenbar den Verſtand verloren.“

„Dieſer Anſicht bin ich auch,“ ſagte Herr Heigenboſch. „Da gilt es einen raſchen Entſchluß!“

„Den gilt's!“ Dabei eilte Herr Teſch, den Herrn Heigenboſch am Arm, benebſt dem Bertram etliche Schritte weiter. „Und das leere Roß unterm Fenſter — was ſoll denn das —? Was fällt mir bei?“

„Und mir!“ ſtotterte der Bertram wieder. „Wenn etwa der Reitersknecht doch —!“

„Was doch! Was fällt Euch bei?“ Dabei hielt Herr Heigenboſch ein. „Sprecht doch, Ihr, Herr Teſch, der kann ja vor lauter Schrecken nicht reden!“

„Reimt Euch's doch zuſammen!“ ſagte Herr Teſch. „Am Ende iſt die Salva-Guardia in's Haus gedrungen und hat den Eſſelmann angefallen; da hat ihn Der mit ſeinem Schwert niedergeſtochen und will nun —“

„Aber weßhalb ſoll er denn dann zum Fenſter heraus?“

„Weiß der Satan, wie und was, etwan hat der Feind die Thür' verſchloſſen und hat dann —“

„Dem ſei, wie da wolle!“ unterbrach der Bertram. „Mittlerweil' Ihr da redet —“

„Da hat er aber recht, der Bertram,“ ſagte Herr Heigenboſch. „Mittlerweil' wir uns berathen, könnte dem Eſſelmann ein Unglück widerfahren. Wenn aber nur nicht etwa der Soldirer von unten herausbricht und uns etwa — ich wollt'

mich keineswegs fürchten, aber wir ſind ja ſonder alle Wehr'!"

„Was nicht gar, kommt nur!" drängte der Teſch und zog ſeinen Nebenmann fort.

Der Bertram war ſchon voraus.

„Halt, Bertram!" ließ Herr Heigenboſch folgen.

„Was gibt's?"

„Da her! Ich muß Euch etwas ſagen. Daß Ihr ihn nicht laut anruft; man kann nicht wiſſen, wie und was —"

„Ihr glaubt doch nicht, daß mein Herr bei hellem Tag nachtwandle? Könnt aber doch recht haben, laßt mich nur, ich mach's ganz fein!"

Dabei eilte der Bertram wieder vorwärts bis zur Behauſung, ſah mit Befriedigung, daß ihn Herr Eſſelmann wohl bemerke, erhob hierauf die Hand und winkte und winkte, damit er andeutete, er ſollte ſich fenſtereinwärts begeben; da aber keine Folge geleiſtet ward, konnte er ſich nicht mehr halten und ließ mit möglichſt gedämpfter Stimme hinaufzu ergehen: „Wir ſterben vor Schrecken. Um Himmelswillen, weßhalb —?"

Ein weiteres Wort unterblieb, indem Herr Eſſelmann nun ſeinerſeits durch äußerſt heftiges Winken mit der Rechten, wie auch Zudecken des Mundes, ja ſelbſt in bedrohlicher Art durch Ballen der Fauſt zu erkennen gab, man ſollte um jeden Preis ſchweigen und ihn in ſämmtlich ſeinem Vorhaben ungeſtört ſein laſſen.

Worauf der Bertram, der Teſch und Herr Heigenboſch nichts mehr vernehmen ließen, des Kommenden harrten und

nichts Anderes zu unternehmen wußten, als ſich zwiſchen Roß und Mauer unter das Fenſter zu poſtiren, um möglichſt hilfebereit zu ſein, falls ſich Herr Eſſelmann erſt mit einem Fuß auf dem Roß befinde, wohin zu gelangen offenbar ſeine Abſicht war, oder falls er gar einen Sturz thue.

Dieſe dreiſeitige Beſorgniß war aber von Ueberfluß; denn Herr Eſſelmann machte ſich wunderwürdig zweckdienlich weiter und weiter herab und ließ zwar das Schwert fallen, welches er wieder von der Mauerecke und in's Freie hinausgenommen hatte; er ſelbſt gelangte aber, mit etlicher Nachhilfe des Bertrams, auf den Sattel des Roſſes.

Auf dem nahm er mit weiterer Hilfe Platz, ließ ſich vom Heigenboſch das Schwert reichen, in deſſen Nähe dem Letzteren viel ſicherer zu Muth ward, und ſobald Herr Eſſelmann, das Schwert in der Fauſt, feſt im Sattel ſaß, raunte er:

„So, jetzt und nunmehr ſind wir geborgen. Ihr habt etwa gemeint, ich hätte den Verſtand verloren. Quod non. Im Gegentheil, ich hab' ihn nie ſo vonnöthen gehabt und Muth auch. Die Sach' iſt aber gelungen. Wir haben ihn ſchon! Jetzt lauf', Bertram, und ſieh' zu, daß du den Herzog Wilhelmus auftreibſt und ſag': Auf der Stelle ſoll er Etliche ſchicken — der Eſſelmann im Sackgäßlein ſei in Gefahr von wegen der Salva-Guardia! Halt Bertram! Etliche von den Stärkſten ſagſt du — nun fort! Halt, auf der Stell', ſagſt du, ſoll er ſie ſchicken — jetzt lauf'! Halt, wenn du ein paar Erfurtiſche ſiehſt mit Schwertern oder Hellebarden, bitt' ſie in mei'm Namen, ſie ſollten da hereilen — du — wenn's Schweinſpieße ſind, thut's auch nichts — —"

Auf dieß eilte der Bertram von dannen, so fest er konnte, fest wie ein Junger und daß ihm die zausig grauen Locken weit vom Haupt wehten.

Es währte nicht gar lange und der Tesch und Heigenbosch hatten eben genauer erfahren, um was es sich handle, als schon zwei Erfurtische daherkamen, beide mit Hellebarden bewehrt.

„Jetzt ist's recht!" flüsterte Herr Esselmann, den Zweien von weitem andeutend, keinen Lärm zu machen. Im Uebrigen war der Feldherrngeist schon völlig in ihn gefahren, weßhalb er, als jene zur Stelle waren, eine ganz kriegerische Geberde zum Besten gab und mit dem Schwert auf zwei Orte deutete, dazu er leise, aber verhängnißvoll ergehen ließ:

„Da und dann daher! Ihr, der Erste, postirt Euch gegen die Hausthür', falls der Reitersgesell, welcher sich da oben befindet — wie aber nicht glaublich — dennoch auf die Treppe gelangte und hier unten ausbrechen wollte. Wie er dann herauswill und will sich aber nicht zurückziehen oder ergeben, sondern daß er etwa zum Dolch griff, oder wer weiß was für eine andere Waffe, so schont ihn nicht und stecht ein auf ihn! Aber wohl verstanden, so, daß er nicht todt ist. Denn wir müßen ihn lebendig in des Herzogs Hände liefern. Das ist Euer Auftrag! Ihr aber, der Zweite, stellt Euch, wohl gespreizt und scharf bedrohlich, unter und gegen die zwo Fenster da, und wo sich dann an einem derselben der Gesell sichtbar macht und etwan •heruntermöcht', da lupft gleich die Hellebard, und schwingt sie und schreit, Ihr stächt ihn zu todt. Da bleibt er dann schon. Hier aber kann er zum Mindesten

herab. Denn da bin ich, und wenn er aus- und herabbrechen will, ſchlag' und fuchtle ich aufwärts, daß ihm die Luſt wohl vergeht — dem gottloſen Geſellen! Der ſoll mir's erfahren!"

Weil ſich Herr Eſſelmann vollſtändig ſicher wußte, hatte er unwillkürlich die letzteren Worte nicht mehr ſo ganz leiſe geſprochen — weßhalb die Salva-Guardia oben bemerkte, auf der Straße ſelbſt oder hinabzu gehe Etwas vor, und glaubte fürerſt, Herr Eſſelmann bitte zum Fenſter hinaus um Hilfe.

Er öffnete demnach die Thüre, ward ſogleich gewahr, daß Herr Eſſelmann nicht mehr in der Stube ſei, eilte ſofort an's Fenſter und ſah, wie die Sache beſchaffen ſei.

Nehmlich, daß der Eſſelmann ſich wunderwürdig ſalvirt habe und mit ſeinem eigenen Schwert bewaffnet — er hingegen in die Falle gegangen und ganz wehrlos geblieben ſei.

Das machte ihn für den erſten Augenblick ſo beſtürzt, daß er ſprachlos auf den Eſſelmann hinabſchaute.

Der Eſſelmann aber ſah keineswegs ſprachlos hinauf, vielmehr zuckte er vielſagend genug mit dem Schwert und rief hinauf:

„Aha! Schaut Ihr ſchon herab und merkt Ihr, wie, wo und wann? Iſt ſchon zum Herzog geſchickt!"

„Zum Herzog —?"

„Ja, zum Herzog! Wart', Euch ſoll's werden — des Donners, Euch ſoll's einmal ſchlimm ergehen, Ihr treulos falſch wortwenderiſcher, einbrüchiger Räubersgeſell, Ihr! Rufet Euch nicht ab, nicht da, nicht dort, ſonſt fangen wir Euch mit Euerem eigenen Schwert und den Hellebarden auf, da könnt Ihr durch die Luſt einen Speergang thun! Spießruthen trägt's Euch zum Mindeſten —"

„Nun, das ließ ich noch gelten!“ ſagte der Geſell von oben herab. Er war wieder mehr zur Beſinnung gekommen.

„Ja was, ob Ihr's gelten laßt oder nicht,“ antwortete Herr Eſſelmann; auf ſothan Eueren Willen kommt's zur Zeit nimmer an! So iſt's. Ich ſag', Spießruthen iſt das Mindeſte; es fragt ſich aber nur, ob man Euch nicht noch ganz etwas Anderes angedeihen läßt! Macht nur Reu' und Leid, denn ich ſteh' für nichts gut! Aha! Reißt aus, wenn Ihr könnt, aber Ihr könnt nicht — allſetzt hat man Euch!“

„Noch nicht!“ kam's ſpottſam herab. „Dort iſt noch eine Thür', hochwichtiger Herr, und mag wohl noch einen Ausweg finden, daß ich über die Dächer wegkomm' und ſicher wo hinunter. Alſo habt Acht, daß Ihr aller Orte genug Hellebardirer hinſtellt! Bin ich erſt unten, weiß ich wohl eine Wehr' zu finden, und wär's nichts, denn Euer zertretenes Schwert da, ſo ſtech' ich Euch gut, das Roß wird wieder mein, und Alle, wie Ihr da ſeid, hau' ich zu Trümmern! Ich ganz allein! Ich bring' aber wohl Ihrer mehr mit!“

„Ha ha!“ ließ Herr Eſſelmann ergehen. „Zur Thür' wollt Ihr hinaus? Und über die Dächer weg? Glaubt Ihr, man hat ſich nicht vorgeſehen? Da ſchaut, hier hab' ich den Schlüßel und ſelbiger ſchweren Stiegenpforte ſollt Ihr mit nichts ankommen!“

„Das wird ſich ſchon zeigen!“ antwortete Jener.

Er verließ das Fenſter, überzeugte ſich von Herrn Eſſelmann's Angabe und ſah ſich nach Etwas um, die Thüre mit Gewalt zu öffnen.

Es fand ſich aber nichts vor, worüber dem Geſellen neuerdings eben nicht ſonderlich zu Muth ward.

Er verfügte ſich wieder an's Fenſter und verlegte ſich auf eine andere Drohung.

Die war dahin gerichtet, Herr Eſſelmann werde die ſämmtliche Soldateska des Herzogs zu grimmigen Feinden haben, deßgleichen ein Jeder, der zu ihm halte — über welche Drohung Herrn Heigenboſch ſo viele Sorgen erwuchſen, daß er etliche Worte fallen ließ, ſeines berittenen Collegen harten Sinn zu brechen.

Herr Eſſelmann aber gab kein Gehör und ebenſo wenig achtete er auf des Soldirers neueſte Drohung, ſämmtlich ſeine Bücher auf ihn herabzuſchleudern, ſondern er zürnte mit gewaltiger Stimme hinauf: „Wirf zu, ſo viel du willt, jetzt kommſt gerad' gar nicht von der Pön — der Herzog muß ſchon bald eintreffen!"

Als der Reitersgeſell wahrnahm, daß ſeine Drohungen nichts fruchteten, ſchlug er geſchickt um, als ob ihn nur die Verzweiflung zu ſo harten Worten gebracht habe, und verlegte ſich auf Vorſtellen und Bitten.

All das frommte gleichwohl nichts, vielmehr ruckt' und zuckte Herr Eſſelmann immer mehr mit dem Schwert und wetterte: „Ob du willſt dräun' oder flehen, das iſt hie Alles für nichts. Fiat justitia!"

Ueber etlich kurze Weile hörte man Pferdegetrab.

„Da kommen ihrer mehr' geritten!" ſagte Herr Eſſelmann. „Das ſind die Weimariſchen und vom Herzog Geſchickten. Merkſt du was, wie er mir zu Hilf' und Schutz iſt? Hör'

ſchon die Schwerter klirren — ſo jetzt — jetzt geht die Angelegenheit los!"

Herr Eſſelmann hatte richtig gerathen.

Es waren vier Weimariſche.

Voraus aber der Herzog Wilhelm ſelbſt.

Der kam die nächſte Straße bis zum Eingang des Sackgäßleins. Da hielt er einen Augenblick an und fragte: „Iſt's da?"

„Da iſt's, Herr Herzog, gleich nach der Tenne zur Linken!" antwortete der Bertram ganz außer Athem.

Der konnte vor Ermüdung nimmer weiter, nur daß er bis zum Stein an der Ecke geradehinüber zu ſchwanken vermochte. Auf den ließ er ſich nieder, kurze Zeit zu raſten und, den Blick auf ſeines Herren Loſament gerichtet, zu ſehen, was da vor ſich gehe.

Herzog Wilhelm aber, der von Nichts näheren Bericht hatte, als von einer argen Salva-Guardia und Herrn Hans Eſſelmann's Gefahr, ſprengte das Gäßlein hindurch, kam vor der Behauſung an und hatte ſchon das Wort auf der Zunge, den Reiſigen mit Strenge anzulaſſen und nach Verhältniß des Vorfalles vor der Hand mindeſt in Haft zu ſenden.

Da klärte ſich plötzlich ſeine finſtere Stirne und, wohl erſtaunt, aber lächelnd, ſchaute er hin.

Denn es bedünkte ihn ſchier wunderſam ergötzlich, daß er, ſtatt eines gewappneten Soldirers, einen alten Herrn zu Roß erblickte, ganz ſtattlich von ſeinem ſchwarzen Talar umhüllt und dabei das Schwert in der Hand.

„Wer ſeid Ihr?" fragte er.

„Der Esselmann bin ich!" war die Antwort.

„Der seid Ihr?!" sagte der Herzog. „Derselbige, welcher den belehrten, christlichen Kriegsmann abfaßt?"

„Ist schon völlig abgefaßt."

„Wünschen Euch Glück dazu — scheint uns auch mit dem seinsollenden Podagra besser zu stehen."

„Ist kein Podagra und kein Zipperlein. Hab's schon geschrieben. Und jetzt spür' ich gar nichts."

„Da seht, wie bündig Ihr seid! Also was soll Euer Ritt? Wo ist die Salva-Guardia? Was hat's gegeben und wie kommt Ihr zu Roß, hochwaltender Herr?"

„Wo die Salva-Guardia ist?" versetzte Herr Esselmann. „Da droben ist sie. Was es gibt, das sollt Ihr auch erfahren, Herr Herzog! Ueberfallen bin ich worden — und beraubt werd' ich wohl schon sein. Wie ich auf's Roß kam, das ist aber so. Ich, Hans Esselmann des Doms zu Erfurt bin da oben heraus, wo Euer, des Herzogs von Weimar, Reitersgesell hinein ist, und weil er, wie Andere, deren Schuld Ihr bezweifelt, nicht für gut fand, Wache zu halten und Person und Eigenthum zu schützen, also fand ich für gut, hier an seiner Statt Wache zu halten, damit er herzoglichem Befehl zur Schand' ungestört plündern und rauben kann. Aber es steht geschrieben —"

„Halt da!" fiel der Herzog ein. „Ihr möchtet uns wohl eine Predigt halten. Die schenken wir Euch. Schand' und Spott aber lassen wir aber so viel weniger über uns!"

„Das erwart' ich von Euerer Gerechtigkeit!" ſagte Herr Eſſelmann. „Laßt den Geſellen ſogleich ergreifen, Herr Herzog, und —"

„Das habt Ihr uns nicht zu ſagen," unterbrach Herzog Wilhelmus; „es wird ihm und Euch Recht, wie ſich's gebührt. Unſerem guten Willen aber deßgleichen. Zuvörderſt unſerer Ehre! Alſo damit zahl' ich die hingeſchleuderte Schand' ab und häng' ſie zum Dank da her an Euer Fenſter! Ab da Eurer Zwei von den Roſſen und heraus mit dem Reitersgeſellen!"

„Wa — was? Halt, auf und bleibt da!" rief Herr Eſſelmann. Die Worte vom Fenſter und der hinzuhängenden Schande hatte ihn unſäglich beſtürzt gemacht. „Wie hab' ich — wie hab' ich das zu verſtehen? Ihr wolltet —"

„Iſt doch leicht zu verſtehen!" ſagte Herzog Wilhelm. „Den Geſellen laß ich herausnehmen und an Euer Fenſter knüpfen. Ihr, herausfahriger Herr! Glaubt Ihr, da wird geſcherzt?"

„Ho — o — heiliger Herr Zebaoth —" ſtotterte Herr Eſſelmann. Wie noch nie in eines ſeiner Beine, fuhr's im Blitz in ſein Herz. „Da — daher — an mein Fenſter wollt Ihr — — aufknüpfen wollt Ihr ihn laſſen —?!"

„Was iſt Euch denn und da viel dran?" kam's ein wenig unmuthig. „Habt ja ſelbſt geſagt und geſchrieben, Strenge thät Noth —!"

„Sicher thut ſie Noth!" fiel Herr Eſſelmann ein; „und das ſag' ich jetzt auch noch! Aber wer wird denn gleich zum

Strick greifen? Wie kann ſich denn der Geſell noch beſſern und inskünftig gut verhalten, wenn Ihr ihn flugsweg in den Tod ſchickt? Und Ihr wißt ja noch nicht einmal, was er und ob und wie da — dann auch, mit welcher Sühne ich zufrieden bin —? Ich hab' da auch mitzuſprechen!"

„Was für Gethu' und Gerede!" fiel hinwieder der Herzog ein. „Ihr habt da nichts einzuwenden und nichts zu ſprechen als Eines. Wie trug ſich die Sach' zu, und was hat er gethan? Heraus mit der Wahrheit und, bei Euerer Ehre, kein zu mildes Wort!"

„Ja, da kann ich wohl nichts Gutes ſagen," ſtotterte Herr Eſſelmann. Habt am Ende doch recht gehabt, Herr Heigenboſch! Ja, das iſt wohl wahr — das Fenſter hat er eingeſchlagen, hinein iſt er und hat mich verhöhnt; mein Schwert hat er mir zertreten, meine Bücher und Scripturen hat er mir zerarbeitet; was in der Schrift ſteh', hat er mich angeſpottet, danach frag' er keines Deuts Werth; Euch ſelbſt hat er verhöhnt und geſagt, ſo man Euch zehnmal die Naſ' gedreht, alſo dreh' er ſie Euch zum elften Mal — nächſt hat er mir mit leiblichem Angriff den Schlüſſel zum Schrein abgefordert, mit mir gerungen, auch letzlich einen ausnehmenden Ruck vel Stoß gegeben und in ſeinem Grimm mit dem Knauf auf mich einſchlagen wollen, daß ihm das Schwert aus der Hand flog, das ich dann ſpäter erhob — dann ſchlug er die Thür' zu und iſt über den Schrein her, da ſind an die funfzig Goldgulden in lauteren Thalern drin; — item da kann ich nichts Anders ſagen, als daß — indeß, es fragt ſich nur, ob —"

„Genug!“ unterbrach ihn Herzog Wilhelmus. „Der Geſell ſollte ja billig drei Hälſe haben, ſtatt ſeines einigen. Da gibt's kein ob oder ob nicht — kein Wort weiter —“

„So laßt mich nur reden, Herr Herzog!“ rief Herr Eſſelmann. „Was ich da ſagte, iſt ſo ſicher wahr, als Ihr mir's bei meiner Ehr' abverlangt habt. Ich ſag' Euch aber, wie der Geſell allererſt vom Roß aus redete und hinterdrein handelte, das geht nicht mit rechten Dingen zu. Es mag ihm etwa die große Hitz' zu Kopf geſtiegen ſein, daß er aus dem Concept kam — ſo kann's ſein —“

„Das iſt Alles nichts!“ fiel der Herzog wieder ein; kaum konnte er ein Lächeln unterdrücken. „Ihr ſeid zaghaft geworden, weil Ihr Ernſt ſeht. Das iſt's! Oder iſt das Euere Meinung, was das verrückte Concept betrifft? Nochmals bei Euerer Ehre!“

„Immer kommt Ihr mir mit meiner Ehr' daher, Herr Herzog! Man hat oft eine Meinung und weiß doch nicht ob, oder was. Es iſt ſchon genug, wenn die Sach' —“

„Nun will ich doch ſehen, ob Ihr nicht bald — Will ich mich da mit Euch ſtreiten?! Zum letzten Mal! Ich frag' Euch wiederholt. Habt Ihr nicht ſelbſt drauf gedrungen, daß Exempel ſtatuirt werden?“

„Wer — wer ſagt Euch denn, hoher Herr, daß ich das unbedingt und gleich von vorneherein alſo verſtanden wiſſen will?“ Herr Eſſelmann gerieth in ſtets größeren Eifer. „Leſt nur erſt mein Opus, dann wird ſich die Sach' ganz klar herausſtellen. Ich hab' da auch wohl in mei'm Schreiben an Ew. fürſtlichen Gnaden einen ſicheren Ruck und Druck gegeben,

weiß ſchon — ich mein' aber Das nicht ſo, es wär' Einer denn ganz unverbeſſerlich. Da könnt Ihr ihn dann aufknüpfen laſſen. Ei dagegen hab' ich ſicher nichts. Aber vorerſt giebt's ja doch noch andere Exempel! Sag' ich, iſt denn ſcharfes Bängkniß kein Exempel? Frag' ich, iſt ſchmale, oder aber gar keine Atzung nicht auch was? Ungerechnet den Durſt! Dann kommt erſt noch mehr. Eins nach dem Andern. So iſt's. Nicht aber, daß man gleich den letzten Trumpf ausſpielt! Und dann iſt's hinwieder anders gemeint, wo ich von den Heerführern traktir' —"

„Das mag ich noch anhören — ſoll da etwan auch ein allmählig Exempel mit Bängkniß, Atzung und Durſt ſtatuirt werden?"

„Was kommt Euch denn da zu Sinn, Herr Herzog?! Iſt zwar auch nicht zum Feinſten und läſ' ſich beſſer, ich hab's aber geſchrieben, alſo ſteh' ich dafür ein und ſag's auch grad' heraus. Ich hab' aber ſo geſchrieben. Ihr hohe Herrn und Heerführer, laßt Euch ſelbſt mit der Gewalt wohl an, auf daß Ihr die Sach' der Großen unbeleidigt laſſet! Da gebt Ihr denn das Exempel inferioribus et infimis militibus, will heißen, dem niedrigeren Kriegsvolk. Denn es ſtatuirt ſich, hab' ich geſchrieben, das Exempel nit allein in der Strenge an den Anderen drunten und im Böſen, vielmehr auch oben an ſich ſelbſt und im Guten, da man denn denen Niedrigeren ein nutzliches Beiſpiel iſt, was gar oft von Nöthen wär'!"

„Immer beſſer!" ſagte Herzog Wilhelmus. „Ihr habt uns da eine ſaftige Lehr' angedeihen lan —"

„Wer red't denn von Euch?!“ fiel Herr Esselmann ein. „Ich red' ja nur in toto et genere, und dazu hat Jeder das Recht und die Pflicht — wie da geschrieben steht und wohl anzuwenden ist —“

„Nun kämt Ihr schon wieder mit einer Predigt! Alles vergebens. Er wird doch aufgeknüpft.“

„Und ich leid's einmal nicht!“ rief Herr Esselmann.

Dabei gab er dem Roß einen leichten Streich, ritt dicht vor die Hausthüre und streckte das Schwert aus, alles Eindringen zu verhindern.

„Wollt Ihr da zurück?“ herrschte der Wilhelmus.

„Nein, das ist mein Haus!“

„Und der droben ist mein Kriegsknecht. Soll ich ein anderes Wort mit Euch selbst reden, der Ihr Uebelthäter in Schutz nehmt? Merkt's Euch! Weg da, Reiter und Roß, ich befehl' es!“

„Da vermag ich nichts weiter,“ sagte Herr Esselmann. „Gegen Gewalt und Eueren Befehl kann ich nichts thun. Aber —“ dabei gab er dem Roß einen Ruck und Zuck mit dem Zaum und drängte es an seinen früheren Ort zurück — „aber ich protestire feierlich und waſche meine Hände in Unschuld!“

„Nehm's auf mich!“ sagte Herzog Wilhelm. „Hätt' ich doch nimmer geglaubt, daß ich mich mit Euch abstreiten müßte! Also auf da, Ihr Zwei, und hinein und heraus mit dem Gesellen. Von Euch andern Zwei Einer fortgesprengt, um was zur Sach' gehört und einen Feldpater!“

Dem Befehl ward beiderseits Folge geleistet.

„Alſo nun habt kurze Geduld, Herr Eſſelmann, die Angelegenheit iſt bald vorüber!“

Drauf lenkte Herzog Wilhelmus ſein Roß um, ritt, hinter ſich den vierten Reiſigen, etliche Schritte gemach fort, und dann weiter gegen das Ende des Sackgäßleins.

Da hielt er ein wenig an, gen rechts in die größere Straße blickend. Ueber Kurz lenkte er in dieſelbe ein und ſetzte ſeinen Weg um ein Stück weiter fort, indem er Das, was zur Sache gehörte und des Paters Ankunft erwartete.

Mittlerweil' nahte der Bertram Herrn Eſſelmann und ſeinen Freunden, von welchen Herr Heigenboſch ganz lebhaft die Parthei des Erſteren, Herr Teſch aber die des Herzogs von Weimar ergriff, worein auch die Erfurtiſchen ſtimmten.

Herr Eſſelmann hörte weder das Eine, noch das Andere.

Das kommend kurze Verhör, die grauſige Execution — alle ſeine Sinne waren in Aufruhr, und er hatte weiters keinen feſten Gedanken, als den, es ſei ſo raſch als möglich abzuhelfen.

Aber wie, und was thun?

Nichts Tröſtliches fiel ihm für den Augenblick bei, als Eines. Er hatte den Schlüſſel zur Treppenthüre. Alſo konnten die Weimariſchen da nicht hinein, wo der Reitersgeſell nimmer herauszukommen vermochte. Auch nahm er an, daß ſie ſich wohl umſehen, aber nicht ſo leicht Etwas finden würden, die Thüre mit Gewalt einzubrechen.

Aber es konnte ihnen doch Etwas zu Handen kommen!

Es galt vor Allem, Zeit zu gewinnen und irre zu führen.

Eine Liſt blitzte in ſeinem getümmelvollen Haupt auf — und zum Erſtenmal in ſeinem Leben griff er zu einer Nothlüge.

Demnach entdeckte er den zwei Erfurtern, es ſei oben das Schloß abgefallen, und fuhr dann, augenſcheinlich ganz ergrimmt, fort:

„Ich hab' mir die Sach' überlegt! Der Geſell muß heraus! Heraus muß er, ſag' ich, und die Thür' muß eingebrochen werden! Auf, Ihr Zwei, gebt dem Teſch und Heigenboſch Euere Hellebarden — und er entrinnt nicht — Auf, ſag' ich, und in's Haus hinein, ſucht, ob Ihr ein Taugliches findet, da ſeid dann Denen drin behilflich und braucht Gewalt!"

Raſch griff der Herr Teſch zur einen Hellebarde, Herr Heigenboſch aber mit viel Zagen und den widerſprechendſten Gefühlen zur anderen. Die zwei Erfurtiſchen hingegen brannten vor Begierde, dem Frevler zur Strafe zu verhelfen, und drangen ſofort in's Haus, während der Teſch ſich mit ſeiner Hellebarde in mannhafteſter Weiſe und jederzeitiger Schlag- und Stoßbereitheit unter das nächſte Fenſter poſtirte, Herr Heigenboſch aber mit ſichtlich weit weniger Heldenmuth.

„Da — das iſt meine Sach' nicht," ſtotterte er. „Ich ſag' Euch zum Voraus, Herr Eſſelmann, ich ſtech' nicht —"

„So hebt Euch weg," grollte Herr Teſch — „ich ſchütz' beede Fenſter, mir kommt er nicht aus! Wo er 'raus will, hup, iſt er in der andern Welt!"

Das bekräftigte Herr Teſch auch mit mächtigem Ausfall und bedeutendem Schwung ſeiner innehabenden Hellebarde aufwärts.

Herr Eſſelmann aber raunte mittlerweil dem Bertram in's Ohr: „Auf, Bertram, und geh' nach in's Haus!"

„Ich ſoll auch helfen?" ſtotterte jetzt der Bertram. „Was Wuth iſt denn in Euch gefahren?"

„Sei nur klug," raunte Herr Eſſelmann. „Ich will ja dem Geſellen die Freiheit geben und dazu bedarf's Liſt!"

„Lautet anders, und bedarf's wohl, daß wir's ganz fein anſtellen. Mir fällt aber nichts ein!"

„Schweig' nur," fuhr Herr Eſſelmann fort. „Folg' nur ſogleich und führ' ſie alleſammt da- und dorthin, verſtehſt du, wo ſie nichts finden. Wenn du dann meinſt, es ſei Zeit genug verſtrichen, find'ſt du erſt den Schlüſſel zum Gebälk und Gerumpel in der alten Werkſtatt. Verſtehſt du? Und wenn ſie dann einen Balken hinaufſchleppen, verſtehſt du, ſo lenk' und richt' es auf der Stieg ſo, daß Ihr damit über Zwerch und nimmer leicht fürder könnt. Haſt mich jetzt verſtanden?"

„Das habt Ihr wohl fein ausſtudirt!"

„Nicht wahr? Mach' nur, daß du gehſt! Du, Bertram, halt ein — wenn ſie den Balken etwa doch wieder gerad' lupfen, zum Einſtoßen laßt es nicht kommen, ſondern dann fallt dir erſt ein, daß ich aufſperren kann — und ich hätt's nur in meinem Zorn vergeſſen, oder was — ſag', was du willſt, Gott verzeiht's ſchon, es gilt ein Menſchenleben!"

Alsbald war der Bertram im Haus.

„Muß der auch helfen?" rief Herr Teſch.

„Ja, der muß auch helfen!" antwortete Herr Eſſelmann. „Nit aber, wie Ihr meint. 'Raus muß er — das ſollt Ihr gleich ſehen! Da muß er 'raus und fort — !"

„Jetzt red't Ihr wieder anders!“ rief Herr Teſch, und ſtampfte voll Unmuth mit der Hellebarde. „Frei wollt Ihr ihn laſſen? Das geſtatt' ich nicht!“

„Ja, frei will er ihn laſſen!“ rief Herr Heigenboſch, „und wenn's Euch nicht genehm iſt, alle Blitz, Hagel — ich befehl' Euch, laßt Herrn Eſſelmann, oder ich bin im Stand —“

Mit ziemlicher Gewalt ſtieß Herr Heigenboſch ſeinerſeits die Hellebarde auf den Boden. „Wärt Ihr unſeres Standes, ſprächt Ihr ganz anders. Wenn ihn der Himmel ſtrafen will, ſoll er ihn wo anders ſtrafen —“

„Ihr wollt ſagen, ſoll er ihn im wiederholten Fall ſtrafen!“ fiel Herr Eſſelmann ein.

„So meint' ich's,“ verbeſſerte Herr Heigenboſch.

Herr Teſch wollte noch weiter remonſtriren, es war aber fruchtlos. Herr Eſſelmann hatte ſich ſchon im Bügel erhoben, ſchlug mit dem Schwert an das Fenſtergeſims und rief:

„He da — ſchaut 'raus! Hört Ihr nicht? Herausſchau'n ſollt Ihr, Reitersgeſell!“

Ganz verſtörten Antlitzes ſah die Salva-Guardia herab.

„Auf der Stell' herab da!“ gebot Herr Eſſelmann.

„Daß ich ein Thor wär',“ war die Antwort. „Ich hab' Euer zerbrochenes Schwert und wie ſie eindringen, verkauf' ich mein Leben theuer!“

„Ihr Thor,“ rief Herr Eſſelmann. „Deß bedarf's nicht. Ich will Euch retten. Auf der Stell' ſteigt herunter, ſo ſchnell Ihr's vermögt, und jagt zur Stadt Erfurt hinaus!“

„So iſt's gemeint?! Tauſend Dank!“ verſetzte der Reitersknecht freudig. „Gleich komm' ich — — — ſo — nur herab vom Roß —!“

„Halt!“ fiel Herr Eſſelmann ein. „So thun wir nicht. Schwört vorerſt, daß Ihr nirgends mehr einſteigt, Ihr mögt in der Welt ſein, wo Ihr wollt!“

„Das ſchwör' ich!“

„Dann ſchwört, daß Euch ganz billig und recht geſchäh', wenn Ihr da aufgeknüpft würdet!“

„Wenn ich da —“

„Wollt Ihr gleich?!“ fuhr Herr Teſch dazwiſchen.

„Alſo das ſchwör' ich auch!“

„Dann ſchwört, daß Ihr einen verruchten, fluchwürdigen, heuchleriſchen, gottesläſterlichen Geſellen an mir gemacht habt!“

„Gilt auch!“

„Schwört!“

„Auf der Stell'!“ Das rief Herr Heigenhoſch. „Oder — oder —“

„Alſo ich ſchwör'! Aber nun macht, daß es was wird!“

„Und daß Ihr die Angſt nie vergeßt, ſo Ihr gerechter Weiſe ausgehalten habt, und daß Ihr Euch an Niemand rächt!“

„Das ſchwör' ich wieder!!“

„So, und nun ſchwör' ich Euch, daß Ihr mir doch den Tod fändet, wenn ich nicht Etwas in Bedacht gezogen hätte. Das iſt aber dieß. Es ſteht zwar geſchrieben —“

„Um's Himmelswillen, erlaßt mir nur jetzt die Predigt!“ kam's herab. „Da an der Stiegenthür' reißen und zerren ſie ſchon längſt wie ein Schock Teufel; nun kommen ſie, glaub'

ich, gar mit einem Balken daher. Gleich herab vom Roß, oder all' Euere guten Entſchlüſſe ſind für nichts und habt das Verderben meiner gebeſſerten Seel' auf der Euern!"

„Alſo hilf mir vom Roß, Bertram!" ſagte Herr Eſſelmann.

„Nur nicht ſo langſam!"

„Was meint Ihr denn? Glaubt Ihr, das geh' bei mir ſo ſchnell? So, jetzt wird's gleich." Der Geſell war ſchon mit halbem Leib auf dem Geſims. „Halt! Wie iſt's mit dem Geld? Eine Hand voll dürft Ihr mitnehmen, denn Ihr habt nichts und müßt in die weite Welt hinaus, und wenn Ihr auf der Flucht nichts habt, weiß der Himmel, was Euch —"

„Nichts nehm' ich," war die Antwort. „Daß ich meinen Wohlthäter beraubte!"

„So iſt's recht, das hör' ich gern, und nun glaub' ich Euch in Allem!"

Bei dieſen Worten hob Herr Eſſelmann den linken Fuß aus dem Bügel, der droben aber kam in einem Schwung herab und war alsbald im Sattel.

„So, nun habt die Gunſt und gebt mir mein Schwert!" ſagte er. „Das Euere, ſeht da, das ſchenkt mir zum Andenken, d'raus laß' ich mir einen Breitdolch ſchleifen!"

„Kann nicht ſein," ſagte Herr Eſſelmann; „es ſoll mir ſelbſt ein Angedenken ſein!"

„Was da, ich hab's einmal, mir ſoll's zu einer Warnung dienen!"

„Dann laßt es gelten," ſagte Herr Heigenboſch.

„Alſo behaltet's," ſagte Herr Eſſelmann, „aber beeilt Euch doch!"

„Bin ſchon bereit, nur noch ſchnell eine Gunſt! Gebt mir Eueren Talar!“

„Was ſoll ich? Meinen Talar?“

„Ihr ſollt ihn ſicher wieder haben, ich ſchick' ihn Euch zurück, und wär's von noch ſo weit! Nur her damit und keine Zeit verloren — und Euer ſchwarzes Käpplein auch dazu! Ich häng' mein' Helm an den Sattel. So ſput' Euch doch!“

„Aber wo — wozu denn und weßhalb?“

„Merkt Ihr's denn nicht? So der Herzog von dort heraufkäm' und ich reit' gelaſſen links ab, bis ich dann auf einmal aushol' und durchaus ſprenge, da meint er, Ihr wärt's, und wenn er mich verfolgen läßt, iſt's zu ſpät.“

„Da hat er im Grund wieder recht,“ ſagte Herr Heigenboſch.

„Ihr werdet doch nicht —“ rief Herr Teſch.

„Er hat aber recht!“ ſagte Herr Eſſelmann. „Es iſt ein ganz guter Gedanke! Alſo, da nehmt ihn um, den Talar — ſo, und da iſt das Käpplein — daß ich's aber in zwo Tagen wieder hab'!“

„Drauf könnt Ihr ſchwören. So. Was ſagt' ich? Gelaſſen? Ei, es könnt doch beſſer frommen, ich hetz' gleich an! Fahrt wohl, Ihr Herren!“

Dazu gab der Reitersgeſell dem Roß die Sporen in die Seite und auf und davon geſprengt, gerad' aus, nächſt links ab und auf's Krempferthor zu.

„He he,“ ſagte Herr Heigenboſch. „Den treibt weiters die Angſt! Der ſteigt nirgends mehr ein!“

„Der ſicher nimmer!" ſagte Herr Eſſelmann.

Der Reitersgeſell war ſcharf auf dem Weg, als der Herzog, der den Feldpater von ferne kommen ſah, auch viel Volkes, ſich wandte.

„Was iſt denn das?" ſagte er. „Da fliegt Einer dahin in ſchwarzem Talar. Das iſt ſicher der Eſſelmann, dem iſt das Roß ſcheu geworden. Ei, oder reitet er in der Verzweiflung davon? Etwan iſt was Anderes los — vielleicht Kampf mit dem Reitersgeſellen?"

Er ſetzte ein und ſprengte auf das Sackgäßlein zu — der Reiſige ihm nach — um die Ecke herüber und vor Herrn Eſſelmann's Behauſung.

Aus der waren juſt Die vom Herzog, die Erfurtiſchen und der Bertram getreten und waren die Erſtern daran, den bewußten Schlüſſel zu verlangen.

„Was iſt's und giebt's da?" rief Herzog Wilhelmus. „Was ſeh' ich — Ihr ſeid hier, Eſſelmann?"

„Ja, ich bin hier!" ſagte Herr Eſſelmann, der in ſeinem anliegenden, ſchwarzen Untergewand und ſonder Käpplein daſtand.

„Ich ſah Euch aber doch von dannen ſprengen. Was iſt da — wo iſt die Salva-Guardia —?"

„Wo die Salva-Guardia iſt? Das kann ich Euch nicht ſo genau ſagen; — aber beim Krempferthor iſt ſie etwan ſchon draußen!" antwortete Jener.

„Alſo iſt der Geſell ausgebrochen? Habt Euch ſchrecken laſſen?! Pfui der Schmach!"

„Ja, da ſoll Einer nicht erſchrecken!“ antwortete Herr Eſſelmann. „Sitz' ich da zu Roß, kommt er übereins herab und ſetzt ſich auf's Roß. Dann nimmt er mir das Schwert aus der Hand, nächſt verlangt er mein' Talar und Käpplein, daß er Euch täuſche — denkt nur, welche Kühnheit — dann raſch auf und davon und um die Ecke hinüber und verſchwunden — das war Alles wie der Blitz, ſo was hab' ich mein' Lebzeit nicht geſehen!“

„Nun verſteh' ich die Sach'?!“ fuhr Herzog Wilhelmus wirklich erzürnt auf. „Alles iſt Euer Werk?! Aber ſo Gott will, ſoll der Geſell' doch dran. Auf da, ihr Zwei, und ſetzt ihm nach —!“ Zur Stelle ſprengten die Zwei fort. „Heißt Das gerechter Sache dienen, und Euer Briefwerk und Opus dazu!“

„Ja, was da, mein Briefwerk und Opus,“ verſetzte Herr Eſſelmann, „da fehlt ſich's in nichts. Unzugegeben aber, daß ich auf ſo ſtrenge Executiones angetragen, iſt es doch Zweierlei, in beſt' gerechtem Groll und Eifer ſchreiben — und die Sach' realiter mit kaltem Blut traktiren ſehen. So viel will ich zugeſteh'n. Drauf kommt's aber da keineswegs an, Herr Herzog. Denn woran mir zuvörderſt liegt, das iſt in concreto, will heißen, für dieſen Fall erreicht. Dieſer davongeſprengte Reitersgeſell hat ſo viel Angſt und Pein erlitten, daß er auf's Weitere ſicher nichts mehr wagt; er hat auch alles Gute beſchworen, und als ich ihm erlaubte, eine Handvoll Geldes mitzunehmen, weil er das Weite ſuchen müſſe, da hat er's nicht angenommen!“

„Das nimmt mich ſchier Wunder!“ ſagte der Herzog.

„Mich nicht," antwortete Herr Esselmann; „und Talar benebst Käpplein will er mir auch in Bälde rückſenden. Alſo wenn Ihr ihn einholt, dann iſt's des Himmels Wille. Ich aber bin Zeuge ſeiner thätigen Reue, und ſo dann ich zufrieden bin und für ihn bitt', da mögt Ihr ihn für dießmal wohl auch ſchonen, denn es ſteht —"

„Halt auf und kommt mir nicht wieder mit der Predigt!" fiel's ihm in die Rede. „Wollt' ich ſtreng gerecht ſein, möcht' ich Euch ſelbſt eine halten und Euch in Haft ſetzen, weil Ihr meiner Juſtiz in Weg getreten ſeid. Weil Ihr aber ſelbſt viel Schrecken erlitten, mag's Euch hingehen, Ihr wilder Herr Esselmann!"

„Nennt mich nicht wild und nicht zahm, hoher Herr!" verſetzte Jener, ſich die Stirne wiſchend, „eh' Ihr mein Opus geleſen habt, da werdet Ihr dann das Rechte ſchon von mir halten. Weil der Geſell nur fort iſt. Ich hätt' keine ruhige Nacht mehr gehabt. Für jetzt bitt' ich um eine andere Salva-Guardia."

„Seht erſt nach, ob's noch Etwas zu ſchützen giebt," ſagte Herzog Wilhelm; „denn was die Hand voll Geld betrifft, heg' ich billige Zweifel!"

„Ich aber nicht im Geringſten!" ſagte Herr Esselmann. „Wenn ich Alles ſo gewiß wüßte, als Das, da wär's gut. Erlaubt Ihr's, ſo will ich's Euch ſogleich beweiſen."

„Thut's nur!" ſagte Herzog Wilhelm.

Worauf ſich Herr Esselmann in's Haus und ſein Loſament begab.

Nach einiger Zeit erſchien er am Fenſter.

„Alſo was iſt's mit der Hand voll Geld? Hat er ſie mitgenommen?"

„Nein, — er hat ſie nicht mitgenommen —!" ſagte Herr Eſſelmann ganz ſtarr — „er hat — Alles mitgenommen!"

„Alles? Da iſt's mit der thätigen Reue nichts, wie mich bedünkt!"

„Nein — damit iſt's nichts!"

„Und was Eueren Talar und ſelbiges Käpplein betrifft, fürcht' ich, wird auch nichts wiederkehren."

„Das fürcht' ich nunmehro beinahe — und ſchier auch."

„Ei nun, Das läßt ſich noch ertragen; iſt Euch doch Euer Beſt' und Wichtigſtes geblieben, der belehrte chriſtliche Kriegsmann!"

„Den hat er mir ſicher gelaſſen. — Dort iſt er — wo —? Halt —"

Herr Eſſelmann wandte ſich vom Fenſter ab.

Ueber ein paar Augenblicke erſchien er wieder.

„Nun, was iſt's?" fragte der Herzog. „Ihr ſteht ja wie verſteinert. Er wird doch das Büchlein nicht mit fort haben?"

„Es muß — doch ſo — ſein —!" lallte Herr Eſſelmann. „Denn — es iſt nimmer da — — — Donnerwetter!" brach er los, „jetzt reut's mich aber ſchier, daß ich den Geſellen von dannen ließ! Heilig Kreuz Blitz Stern — verzeih' mir's der Himmel — aber Das hätt' ich nicht geglaubt. Jetzt raubt mir der Geſell meinen chriſtlichen Kriegsmann! Dafür ſoll er eines Tags das Zipperlein haben —

nein, ich räch' mich nicht — aber arg iſt's — Donnerwetter — jetzt hab' ich gar nichts mehr!"

„Als Euer Zipperlein," ſagte Herzog Wilhelmus. „Das nimmt Euch ſicher Keiner mit. Damit Gott befohlen. Erwiſchen wir ihn, erhaltet Ihr das Euere zurück und eine Salva-Guardia dazu — fürerſt habt Ihr keine von Nöthen!"

Er gab dem Roß die Sporen und ritt davon, die vier Soldknechte hinter ihm drein. „Ein anderes Mal!" rief er dem Feldpater zu, der eben in Begleit einer Schaar neugieriger Erfurter daherkam, Reiſige waren auch gar viele unter der Menge — „der Vogel iſt ausgeflogen —" — —

Da machte der Feldpater ſich wieder auf den Rückweg.

Die Menge aber, und ſtets Mehr' und Mehre kamen, begab ſich vor das Haus im Sackgäßlein. Da hatten die zwei Erfurter genug zu erzählen und gab's ein Gered' und Lachen und war Leben und Bewegtheit im Sackgäßlein, wie noch zu keiner Zeit, ſo lang Stadt Erfurt ſtand.

Das war das Rechte für Herrn Eſſelmann.

Aber da half kein Groll und Unmuth. Den ganzen Tag bis ſpät Abends kamen die Leute von Erfurt in's Sackgäßlein und ſahen zum Fenſter, dran die Salva-Guardia ihren Frevel hätte büßen ſollen. Alle aber, die Soldknechte ausgenommen, wünſchten, man möge des Reitersgeſellen habhaft werden, daß er ſeine Pön erſtehe, der Eſſelmann aber wieder zu Baarſchaft, Talar, Käpplein und zu ſeinem Opus käme.

Aber ſelbiger frommer Wunſch war vergeblich.

Der Geſell war davon, ward nicht mehr eingeholt und hat man weiter nichts von ihm vernommen.

Hat eben des Esselmann Geld in anderen Lagern verzecht und verwürfelt, Talar und Käpplein sicher bald vertrödelt und in's Büchlein etwa zum Spott geschaut, dann und wann, bis er's einmal verlor, und wer weiß, auf welchem Schlachtfeld er das Leben ließ.

So viel aber ist bekannt.

Herr Hans Esselmann hatte noch längere Zeit so wenig Ruh' in seinem Sackgäßlein, daß er schier noch weiter weggezogen wär.'

Dann ließ das Gedräng' und Geschau' wohl nach.

Aber selbst in späteren Jahren schaute noch Mancher zum Salva-Guardia-Fenster hinauf, der außerdem nie in diese Gegend gekommen wäre.

Zu den Zeiten war der Esselmann längst nimmer zu Erfurt, sondern in der anderen Welt.

So lang er aber nicht in der anderen Welt war, sondern zu Erfurt lebte, ergab sich weiters kein rechter Anlaß, zu beweisen, daß er auch bös sein könne. Das mußt' er dulden, und trug's auch gern. Was sein Podagraw vel Zipperlein betrifft, so gab ihm das auch noch manchen Riß; dafür hatte er aber ein ungetrübtes Herz; und war ihm die eine Geschrift entführt worden, nun so schrieb er dafür noch manche andere, drin sich sein edles Gemüth abspiegelte und er männiglich ein trefflich Exempel statuirte.

Was er aber auch schrieb, berühmter ward doch nichts, als selb Eines, wie sich darüber ein Sicherer von Dazumal reinweise vernehmen läßt.

Lautet:

Auf daß die Salva guardi ware davon,
Hätt Herr Esselmann vom schreiben nit ablon,
Und noch vil verfaßt und zusammgeskribirt,
Das sein' Mild', Klug und Gelahrtheit wohl ziert,
Sein Best's aber hätt er verbero schon thun,
Als ist: Der belehrt christlich Kriegsmann.
Selb Opus ist unsäglich berühmt gewesen —
Ward aber nie druckt und hat's Keiner gelesen.
So viel vermeld' ich, Itzenich, Paulus, Peter,
Poëta und des Haus Esselmann Vetter.

So, nun weiß Jeder vom Esselmann zu Erfurt und seiner Salva-Guardia.

Wär's Euch etwan beßer angestanden, wie oft, von einer holden Maid zu vernehmen?

Nun ist's einmal so.

Wollt Ihr aber fein freundlich sein und warten,
Blüht Euch ein hold duftig Röslein im Garten!

Die Bettlerin von Wien.

Novelle

von

Dr. Franz J. Englert.

An einem unfreundlichen Winterabende, kurz vor der Weihnachtszeit, drängte ſich Wiens ſchöne Welt durch die Säle eines der erſten Gaſthöfe. Das Leben rings, der Glanz der tauſend Lichter, dazu die vollen Klänge, die von einem ausgezeichnet beſetzten Orcheſter ausſtrömten, — man kann das nicht beſchreiben. In einem kleinen Seitenzimmer hatte ſich eine Geſellſchaft junger Männer eingefunden, die ihrem ganzen Thun und Treiben nach keinen ſchwereren Beruf zu haben ſchienen, als ſich der ihnen vom Glück allzu freigebig zugeworfenen Güter ſo leicht und verſchwenderiſch als möglich zu entledigen. Die Korkpfropfen der Champagnerflaſchen flogen bis zur Decke, der Giſcht ſpritzte hoch auf, als ob ſolch' edles Naß der Donau entſchöpft werde. Dazwiſchen rollten um blankes Gold die Würfel.

In dieſe Geſellſchaft war auch der Sohn einer reichbegüterten, altadeligen Familie Böhmens gerathen, den ſeine Eltern aus dem ſchönen Prag nach Wien geſendet hatten, um ſich die Sitten und das Leben der Kaiſerſtadt anzuſehen und,

ein Weltmann geworden, dermaleinſt zurückzukehren. Er allein hatte ſich bald von den übrigen Spielern abgewendet, denn ein Freund und Kenner klaſſiſcher Muſik, harrte er des Beginns der Meiſterwerke, deren Aufführung angekündigt war und wodurch die dichtgedrängte Menge der feinen Wiener Welt in dieſe Säle gelockt worden war.

Eine Symphonie Haydn's tönte nun vom Orcheſter, und bald folgte die Ouvertüre zu Mozart's großartigem Don Juan. Wie Ironie klang es dem jungen Prager, als ihm, der an die Saalthüre getreten war, die neugewonnenen Freunde die Würfelbecher zubrachten und ihn zu bewegen ſuchten, an ihrem Spiele wieder Antheil zu nehmen. Er wies die Becher ſtill mit der Hand von ſich und horchte den Tönen dieſer großen Meiſter, deren herrliche Schöpfungen ſpurlos für ſeine würfelnden Freunde verklangen, während in den mit Menſchen angefüllten Sälen lautloſe Stille herrſchte.

„Du biſt eben ein Landjunker, Alfred," begann einer ſeiner Freunde, als die Muſik geendet, „der, in die Kaiſerſtadt gekommen, ſogleich verräth, daß er kein Wiener iſt. Wir Wiener," ſetzte er ſtolz betonend hinzu, „hören ſolche Muſik alle Tage, ſie iſt nichts Neues mehr für uns und beginnt uns zu langweilen."

„Wenn du den Prager einen Landjunker nennſt, ſo mag es ſein," entgegnete der Angeredete, „wenn du aber der Kaiſerſtadt den Vorwurf machen willſt, Haydn's und Mozart's Werke würden die Wiener langweilen, ſo thuſt du Unrecht, denn die Menſchenmenge in den Sälen, die aufmerkſam der

Muſik folgte, hat mir gerade das Gegentheil bewieſen, nämlich, daß man in Wien die Werke unſerer größten Tonſetzer zu würdigen verſteht.“

„Höre, Freund!“ entgegnete Robert auf die mehr als berechnet verletzende Antwort, „halte mich nicht zu ſehr Fremdling auf dem Gebiete der Muſik, als ob mir etwa die Namen Mozart's und Haydn's unbekannt wären; auch für mich gab es eine Zeit,“ fuhr er, den Spielbecher ruhig in der Hand haltend und nach Alfred umſehend, fort, „in welcher mein ſchwärmeriſch jugendlich Gemüth für klaſſiſche Werke der Tonkunſt eingenommen war, allein die Zeiten ſind vorüber, und ſie gehen auch für dich vorbei, wenn dich einmal, mein Freund, die unbändige Woge des Lebens erfaßt hat und mit ſich fortreißt. Wer das Leben genießen will, muß es ſchnell genießen. Auf ſeiner Flucht läßt ſich nicht einmal ſo viel Zeit erübrigen, um etwas, ſei's auch noch ſo ſchön, zweimal zu hören. Im raſchen Wechſel Alles, Alles zu genießen, was die Sinne kitzelt, bis zuletzt die gebrochene Lebenskraft und Lebensluſt Alles farblos geſtaltet, das iſt die einzige und echte Philoſophie. So iſt es bei mir auch mit der Muſik geworden, und nur im ſchnellen Tanze, der mich im Fluge des Lebens mit ſich fortreißt, fühle ich noch eine Ruhe und Raſt, ſelbſt der perlende Wein vermag mich kaum noch in echten Frohſinn zu verſetzen; die Liebe, ſie iſt mir nur eine zum Wechſel gehörige Tändelei geworden und die Würfel,“ — dabei ſchüttete er ſie aus dem Becher über den Tiſch, — „ſie mögen fallen, wie ſie wollen, — Gewinn oder Verluſt, — ich finde auch hierin kaum mehr einen Reiz! Ich habe dem Glück Alles abgewonnen, was ich erjagen konnte,

und ſchon ſtehe ich daran, daß es mir aus ſeinem unverſiegbaren Füllhorne nichts mehr zu bieten vermag."

Plötzlich hielt Robert inne, denn er fühlte, daß ſeine anfänglich beabſichtigte Rechtfertigung ein Selbſtbekenntniß ſeines Lebens, ſeiner innerſten Empfindungen geworden war. Er trank den Champagner in vollen Zügen, und lautlos war die vorher lärmende Geſellſchaft geworden; dem Anſcheine nach hatten die Aeußerungen Robert's derſelben einen Spiegel ihres eigenen Lebens vorgehalten, und je weniger ſie noch gewagt haben mochten, in ihr Inneres zu blicken, in um ſo weniger anziehenden Farben ſtellte ſich dieſes ihnen dar.

„Das wahrhaft Schöne bleibt ewig ſchön," begann endlich Alfred, ſinnend an den Thürpfeiler gelehnt; „die Töne, die einſt die ſchwärmeriſche Jugendbruſt begeiſterten, ſie müſſen auch in das ernſtere Leben des Mannes hinüberklingen, ja er wird ſie in der gereifteren Bruſt noch mehr und in ihrer ganzen Großartigkeit zu erfaſſen verſtehen."

Wieder begann die Muſik und die Würfel rollten von Neuem. Zum Erſtenmale hatte Alfred einen Blick in das Leben der blaſirten Welt geworfen, und ſein ganzes Inneres ſträubte ſich vor dem abſchreckenden Bilde, welches ihn aus dieſem Spiegel angrinzte. Die Mitternacht kam allmählich herbei, längſt hatten die letzten Gäſte die weiten Säle verlaſſen, in dem erwähnten Seitenzimmer jedoch waren Alle noch bei Würfeln und Flaſchen geblieben. Die Aeußerungen Robert's waren vergeſſen, nur nicht von Alfred. Gleichwohl hatte auch dieſer, nachdem die Muſik geendet, an dem Tiſche wieder Platz

genommen, wo er jetzt eifrig bemüht war, der Unterhaltung eine andere Richtung zu geben.

Der demnächst beginnende Carneval bot hierzu reichlichen Stoff, und soviel das ununterbrochene Spiel Zeit hierzu übrig ließ, schilderten Alle übereinstimmend mit glühenden Farben das Leben Wiens während dem Fasching. In erhöhter Stimmung beschloß man, die Freuden desselben gemeinsam zu genießen. „Du wirst dich doch nicht ausschließen, Alfred —?“ frug Einer aus dem Kreise, während die Andern begierig der Antwort zu harren schienen. Alfred nickte bejahend. Der Morgen graute, als die Gesellschaft aufbrach. Alfred, der jetzt nüchterner geworden war, fing an, die gegebene Zusage bitter zu bereuen.

Der getroffenen Verabredung gemäß, in schwarzseidenem Domino mit gleichfarbiger Larve, sollte sich die Gesellschaft, kurz nach Neujahr, auf einem Maskenball in der Leopoldstadt wieder finden. Eine rothe Rose zur linken Seite des schwarzsammtnen Federbarets war das untrügliche Erkennungszeichen. Alfred hatte sich etwas verspätet; als er in den Tanzsaal eintrat, war er von den Uebrigen, die ihn in der Nähe der Saalthüre erwarteten, gleich erkannt worden. Von allen Seiten Händedruck und freundliches Entgegenkommen, trotz alledem konnte er eine gewisse Scheu nicht überwinden, und war es ihm ganz unheimlich zu Muth geworden. Ehe er seine Wohnung verlassen hatte, schwankte noch sein Entschluß, ob er den Maskenball besuchen sollte, oder nicht; denn es war ihm Wien und jeder Ort daselbst verleidet, wo er diese Gesellschaft zu finden befürchten mußte. Nicht die Neuheit der Sache,

den erſten Maskenball in der Reſidenz zu ſehen, hatte entſchieden, daß er doch dahinkam, ſondern das einmal von ihm gegebene Verſprechen, welches er gewohnterweiſe halten wollte.

„Lange haben wir ſchon auf dich gewartet, Freund!“ redete ihn Robert an; „auf der Gallerie haben wir uns die beſten Plätze aufheben laſſen; von unſerem Tiſche können wir den ganzen Ballſaal überſehen und Alles muß an uns vorüber, was ſich von der Gallerie zum Tanze drängt.“

Durch das dichte Gewühl brach nun Robert Bahn, und Alfred mit den Uebrigen folgte ihm die Treppe hinauf zur Gallerie, an den noch einzigen daſelbſt unbeſetzt gebliebenen Tiſch, der ſich bald mit Gläſern und Fläſchen füllte, voll von Rebengold, wie es am fernen Rhein und unter Frankreichs ſüdlicher Sonne gedeiht. Dazu wurden bald weibliche Masken geladen, die gar nicht zögerten, an dem Tiſche Platz zu nehmen, und ſo waren denn raſch die aufbewahrten Plätze beſetzt.

Alfred hatte nun Gelegenheit, das bacchantiſche Treiben ſeiner Zechfreunde, denen die weiblichen Gäſte nicht haarbreit nachſtanden, zu beobachten; letztere wetteiferten mit erſteren im Leeren der Weinflaſchen und jedes weiblichen Zartgefühls ledig durchflogen ſie mit denſelben in Mitte der walzenden Reihen die Räume des Tanzſaales. Das war für Alfred ein Seitenbild zum Abend am Würfeltiſch.

Er allein ſaß ſtill am Tiſche, mit dem Plane beſchäftigt, die erſte Gelegenheit zu benutzen, ſich aus der verhaßten Geſellſchaft zu entfernen. Ein Walzer hatte eben begonnen, und dies wollte Alfred benutzen, ſich unvermerkt von dem Tiſche zu entfernen und ſo jede Gelegenheit zu weiterer Verabredung

ſpäteren Zuſammentreffens mit ſeinen Freunden abzuſchneiden; da ſchlug ihn ſeine Nachbarin, eine nicht mehr ganz nüchterne Maske, auf die Schulter und lud ihn zum Tanze.

„Danke, danke!" erwiederte Alfred; „ich bin zu wenig leidenſchaftlicher Tänzer, als daß ich Luſt hegen könnte, in ſolchem Gedränge zu tanzen."

„Wie ich deine Freunde eben erzählen hörte," fragte lakoniſch die Maske, „biſt du kein Wiener, ſondern aus der Provinz?"

„Will auch in mancher Beziehung kein Wiener werden," entgegnete Alfred; „doch ſage mir," ſetzte er fragend hinzu, „wie ſo ſprach man von mir?"

„Man ſcherzte über dich und meinte eben, es ließe ſich nicht verkennen, daß du ein Junker aus der Provinz ſeiſt," entgegnete lachend die Maske; „dies war die Bezeichnung, deren ſich deine Freunde von dir bedienten."

„Und wen nennſt du meine Freunde?" fuhr Alfred zu fragen fort.

„Nun die zur rothen Roſe!" erwiederte die Maske.

Da nahm denn Alfred das Sammtbaret, riß die rothe Roſe von Seidenband herab, warf ſie von der Gallerie in den Saal und entfernte ſich aus demſelben; denn es ſchien ihm jede Minute verloren, die er in dieſer Geſellſchaft verlebte, welcher er am Ende gar noch zur Zielſcheibe ihres Witzes dienen ſollte. Die Aeußerungen der Maske im Zuſammenhalte mit jenen Robert's am Würfeltiſche, woſelbſt ihn dieſer bekanntlich ſchon als Landjunker bezeichnet hatte, ließen ihm deßhalb keinen Zweifel übrig.

„Vielleicht, daß der Junker aus der Provinz Euch noch den Spott zu entgelten weiß," ſagte Alfred im Fortgehen zu ſich ſelbſt, ohne die geſchwätzige, zudringliche Maske, die ihm nachrief, zu bleiben, weiter zu beachten.

Schnell beſtieg er eine Droſchke, um einen gefaßten Plan auszuführen, nämlich die Maske zu wechſeln, ſodann auf den Ball zurückzukehren und unbemerkt den Eindruck zu beobachten, den ſeine Entfernung bei den ebenſo ſchnell gewonnenen, als aufgegebenen Zechfreunden hervorgebracht habe.

Noch keine Stunde war verfloſſen, als er wieder zurückgekehrt war, jetzt in die mittelalterliche Tracht eines deutſchen Edelmannes gekleidet, den Degen an der Seite. Bald hatte er ſich durch die Menge auf die Gallerie gedrängt und unbeachtet befand er ſich in der Nähe des Tiſches, an deſſen nächſtem Ende Robert, den er ſofort an der Stimme erkannte, ſeine vormalige Tiſchnachbarin im Arme, ſaß.

„Alſo die Roſe hat er vom Baret geriſſen und von ſich geworfen?" wiederholte Robert nochmals die dem Anſcheine nach eben von ſeiner Nachbarin gemachte Aeußerung; „er ſoll es büßen, wo ich ihn treffe, und am längſten iſt der Junker aus der Provinz unſer Freund geweſen," ſetzte er hinzu.

„Wer doch die Steyermärkerin ſein mag, die wir im Vorzimmer trafen?" fragte er hierauf, ſich zu ſeinem Nachbar zur linken Seite wendend, deſſen Federbaret gleichfalls die rothe Roſe trug.

„Machen wir Jagd auf ſie, es ſcheint ein Edelwild zu ſein!" entgegnete der Angeredete.

Digitized by Google

„Nach dem nächſten Tanze," erwiderte Robert, „laß es uns verſuchen; denn nun habe ich eine Tour mit der Italienerin, die ich zu unſerem Tiſche brachte."

Die Muſik begann, und bald wogte die Menge der Masken im Tanze durcheinander.

Alfred zog ſich zurück. Im Vorzimmer fiel ſein Blick auf eine Steyermärkerin, deren einfach ſchöne Maske und ſchlanke, edle Geſtalt ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zogen. Sie war von einem weiblichen Domino begleitet. War das vielleicht das Edelwild, auf welches Die von der rothen Roſe Jagd machten? Alfred zweifelte keinen Augenblick daran und hatte ſofort den Entſchluß gefaßt, jeden Schritt der ſchönen Steyermärkerin zu überwachen. Eben war ſie mit ihrer Begleiterin in eine Fenſterniſche getreten. Alfred warf ſich auf das nächſte Sopha, und unbemerkt lauſchte er von dort dem Geſpräche der Beiden.

„Ich habe im Saal etwas gefunden, Tante," begann eine feine Stimme; „ſieh', die rothe Seidenroſe lag am Boden, und hat ſolche wohl eine Maske verloren."

„Laß mich die Roſe ſehen, Eliſe," erwiderte eine andere Stimme; „gerade ſolche Roſen habe ich mehrere ſchwarze Dominos tragen ſehen, die dir den ganzen Abend auf Schritt und Tritt gefolgt ſind."

„So ſoll die gefundene Roſe beim Weggehen ihren Platz auf der Straße finden!" war die Antwort.

„Und wann gedenkſt du mit mir wegzugehen, Eliſe?" folgte die Frage, als eben der Tanz endete.

„Je eher, je lieber, Tante!“ erwiderte die Gefragte; „mich ſehnt's nach meiner blinden Mutter zu Haus, ich denke, meine erſte Ballnacht wird wohl auch die letzte, wenigſtens an dieſem Orte geweſen ſein. Mir iſt ganz bang um's Herz, ſeitdem ich hier geſehen habe, wie ſich die weibliche Maskenwelt den Männern gegenüber benimmt. Laß uns heimgehen, liebe Tante!“ ſchloß die Maske ihre Worte.

„Nur ſo lange wollen wir noch warten, bis wieder ein neuer Tanz beginnt,“ entgegnete die Angeredete, „damit wir nicht zu fürchten haben, es dränge ſich ein unlieber Begleiter zum Heimweg auf. Jetzt iſt das Vorzimmer voll von Menſchen und wir werden, ehe ſich nicht wieder Alles zum Tanze begeben hat, kaum unbemerkt entkommen können.“

So weit konnte Alfred dem Geſpräche folgen; jetzt aber ſtörte ihn das Eintreten einer Menge von Masken, und bald fand er unter ihnen auch mehrere Dominos mit der rothen Roſe, die in dem Saalzimmer hin und wieder gingen und, wie Alfred nicht zweifeln konnte, die Steyermärkerin ſuchten, welche die Fenſtervorhänge der Niſche verborgen hielten. Dicht neben ihm blieben ſie ſtehen, miteinander berathend.

„Sie muß hier ſein,“ äußerte Robert; „denn im Saale konnte ich ſie nicht auffinden. Wollen wir warten, bis die Masken dahin zurückkehren, vielleicht, daß es uns gelingt, ſie zu erſpähen, und dann ſoll ſie uns nicht mehr entkommen.“

Nach wenigen Minuten begann wieder die Muſik und Alles eilte nach dem Saale. Das Vorzimmer war bald wieder leer geworden, und nur Robert mit einem ſeiner Freunde war geblieben. Schon waren auch ſie im Begriffe, ſich nach

der Saalthüre zu wenden, da öffneten ſich die Fenſtervorhänge und aus der Niſche trat die Steyermärkerin mit der anderen Maske, den eiligen Schritt nach der Ausgangsthüre wendend.

Da trat ihr Robert in den Weg.

„Halt, mein ſchönes Kind aus der Mark!“ redete er ſie an, „lange ſuche ich dich vergeblich, doch Tokeys beſter Wein wartet auf dich, du wirſt mir wohl ein Stündchen gönnen, mit mir auf dein Wohl anzuſtoßen und dich zum Tanze zu führen.“

Betroffen ſtand die Steyermärkerin ſtill und zitternd bebten über ihre Lippen die Worte: „Ich danke für Wein und Tanz.“

„So ſei mit Gold dir gedient, ſchönſte aller Masken!“ fuhr Robert aufgeregt fort und reichte die volle Börſe.

„Ich bedarf nicht Goldes,“ antwortete die Angeredete, welche nun nach der Hand ihrer Begleiterin griff und der Thüre zugehen wollte.

Da nahm ſie Robert am Arm und zog ſie näher zu ſich mit den Worten: „So ſchnell entkommſt du, ſeltenes Täubchen, mir nicht!“

In demſelben Augenblicke hatte Alfred ſeinen Platz verlaſſen und war zu den Masken hinzugetreten.

„Schutz meiner Verwandten!“ fiel derſelbe Robert in's Wort.

„Welch' bekannte Stimme?“ äußerte Robert; „wüßte ich nicht, daß der Junker aus der Provinz“ — — —

„Zur Löſung Eures Zweifels die Parole: „Zur rothen Roſe!“ entgegnete Alfred. „Ich fordere Achtung vor meiner

Schweſter und Tante," ſetzte er hinzu, „ſie ſtehen unter meinem Schutze!"

Beide Masken erkannten nur zu gut, was Alfred hiermit erzielen wollte, und ſchüchtern und dennoch entſchloſſen vertrauten ſie ſich der Obhut Deſſen, der ſie mit ſeinem Arme ſchützen wollte.

Durch die Maske Robert's funkelten ein Paar zornglühende Augen, und bald hatte die rechte Hand aus dem Gewand einen Dolch genommen und zum Stoße gegen Alfred gehoben. In demſelben Augenblick aber hatte Alfred den Degen gezogen, um die Gefahr abzuwenden.

„Iſt das ſo Brauch zu Wien, daß die Cavaliere einen Degen tragen, aber in Ehrenſachen ſich des Dolches bedienen?" frug Alfred.

Betroffen trat Robert zurück und begab ſich mit den Worten: „Es ſei dem Junker nicht vergeſſen!" mit ſeinem Genoſſen in den Saal zurück.

„Gönnen Sie mir auf wenige Augenblicke Ihren Arm," begann nun Alfred zu den beiden Masken, „und geſtatten Sie mir, Sie nicht eher zu verlaſſen, bis ich Sie ganz ſicher weiß."

Die Masken zögerten, ſeinem Anerbieten zu folgen.

„Jede Minute iſt koſtbar," fuhr Alfred fort. „Nennen Sie mir Ihre Wohnung und ſäumen Sie nicht, wer Sie ſein mögen. Gott iſt mein Zeuge, ich will Sie nur ſchützen vor den Angriffen dieſer Wüſtlinge."

Entſchloſſenheit war geboten, und ſo vertrauten denn Beide ſich Alfred's Schutz. Er fühlte, wie der Arm der dem Anſcheine nach jüngeren Maske zitterte und wie ſich ſolche

furchtſam an ihn ſchmiegte, als er ſie zum Vorzimmer hinaus auf die Straße führte.

„Eine Droſchke!“ rief Alfred, und ſofort fuhr eine der vielen bereit ſtehenden Droſchken vor, der Schlag wurde geöffnet, und Alle ſtiegen ein.

„Nach der Joſephſtadt!“ rief eine der Masken dem Droſchkenführer zu, und fort ging's in derſelben Richtung.

Es war die höchſte Zeit, denn kaum war der Droſchkenſchlag geſchloſſen, da erſchienen die von der rothen Roſe in drohender Haltung auf der beleuchteten Treppe. Den beiden Masken war das nicht entgangen. Die jüngere derſelben ſagte, darauf hinweiſend, mit bebender Stimme zu Alfred:

„Nehmen Sie den Dank eines armen Mädchens und wer Sie auch ſein mögen, ich kann Ihnen die That nicht lohnen. Sie haben ſich des Kindes einer blinden Mutter angenommen. Vielleicht denken Sie edel genug, daß Ihnen das Bewußtſein deſſen mehr gilt, als jeder Lohn.“

Alfred war tief bewegt und empfand in ſeiner Bruſt, in welche ſeine edle Mutter die heiligſten Gefühle der Menſchen eingeimpft hatte, daß er keines beſſeren Lohnes hätte theilhaftig werden können.

„Eines Dankes bedarf es nicht,“ erwiderte Alfred, „und doch möchte ich Sie um einen Lohn bitten.“

„Und der wäre?“ folgte die Frage.

„Verzeihen Sie,“ antwortete Alfred, „wenn ich Ihnen geſtehen muß, daß ich Sie in der Fenſterniſche von meinem Sitze auf dem nahen Sopha aus belauſchte; doch zürnen Sie mir deshalb nicht, denn ich war hierzu gezwungen. Ich hatte

kurz zuvor im Saale vernommen, daß man einer Maske in der Tracht Steyermarks nachstelle. Nur Sie konnten diese Maske sein. Ihr Gespräch verrieth mir, wie Sie mit dem Treiben solcher Bälle, mit den Intriguen allen, die da gespielt werden, völlig unbekannt sind. Entschlossen, Sie zu schützen, wagte ich es, mich Ihren Bruder zu nennen, ich, der nie so glücklich war, eine Schwester zu besitzen —"

„Erlauben Sie, daß ich Sie an den Lohn erinnere, den Sie von mir fordern wollten," unterbrach hier die Steyermärkerin den Fluß von Alfred's Rede.

„Die rothe Rose," antwortete Alfred, „die Sie heute Abend fanden, war mein Eigenthum; auch ich trug Anfangs auf dem Balle den schwarzseidenen Domino und als Erkennungszeichen die rothe Rose. Doch mißkennen Sie mich deshalb nicht; ich habe der Freundschaft dieser Menschen früher entsagt, als ich Sie, die Maske aus der Mark, gesehen, und weil ich ihnen entsagte, warf ich die seidene Rose von mir. Nachdem Sie aber solche fanden, ist sie mir werth geworden, und soll sie mir die einzige schöne Erinnerung an diese Ballnacht sein."

„Mit Freude gebe ich sie Ihnen, dem einstigen Eigenthümer zurück," erwiderte Elise, die Rose Alfred reichend; „so oft Sie dieselbe sehen," setzte sie hinzu, „wollen Sie dabei denken, daß ich mich Ihrer dankbar erinnere."

„Wir sind unserer Wohnung nahe," bemerkte die Tante, beugte sich zum Droschkenschlage hinaus und wies den Droschkenführer an, die nächste Straße einzubiegen und am dritten Hause links zu halten.

Digitized by Google

In wenigen Augenblicken hielt die Droſchke vor der bezeichneten Wohnung und beide Masken ſtiegen aus.

Als die Thüre hinter ihnen in's Schloß fiel, orientirte ſich Alfred in der Gegend, ſo gut es ging. Er ruhte nicht, bis er untrügliche Kennzeichen gewonnen hatte, mittelſt deren er jeder Zeit das Haus wieder aufzufinden gedachte.

Dann fuhr er heim.

Die Ereigniſſe, welche Alfred an dieſem Abend erlebt, beſchäftigten noch lange ſeine Gedanken, bis er einſchlief. Das tiefe Gefühl, das Eliſe mit jedem Worte gezeigt, dazu Anſpruchsloſigkeit an's Leben, die Einfachheit und der Geſchmack der gewählten Maske, das treue und ſchüchterne Auge, das ſich unter ihrer Larve verrathen, machten in ihm nur zu bald den Wunſch rege, zu erfahren, wem er ſeinen Schutz gewährt habe, und ſeinen jungen Schützling kennen zu lernen.

* * *

Es war am darauffolgenden Abend. Der Schnee knatterte unter den Rädern der Droſchke, als Alfred der Joſephſtadt zufuhr, aus der Droſchke ſtieg, wo die Straße einbog, und ſie zurückfahren ließ; von hier aus vermochte er das kleine Wohnhaus leicht aufzufinden. Zu ſeiner Freude waren die Läden im Erdgeſchoſſe noch offen. Dicht in den übergeſchlagenen Mantel gehüllt, trat er in der menſchenleeren Straße der Vorſtadt näher zu den Fenſtern, durch welche ſpärliches Licht ſchimmerte.

Die Wohnſtube, wohin die beiden Fenſter gingen, war ſo beſcheiden als möglich eingerichtet, klein und nieder gebaut, doch

ein Bild der Reinlichkeit und Ordnung. Ein schöner Wiener Flügel und über demselben einige Familienbilder, die vor Jahren unzweifelhaft in Zimmern der Wohlhabenheit und des Ueberflusses ihren Platz gehabt hatten, bildeten mit der übrigen ärmlichen Einrichtung der Stube einen eigenthümlichen Contrast. Im einfachen Lehnstuhle am Ofen saß eine gealterte Frau, die Arme auf die Lehnen gestützt und den mit silbern gewordenem Haare bedeckten Kopf vorwärts gebeugt, auf der Rückenlehne hoch oben der graue Hauskater. Am Tische dagegen saß ein kaum zwanzigjähriges Mädchen am Stickrahmen, und mühete die Augen, wohl nur zum Broderwerb, am späten Abende noch ab.

Das schöne Antlitz, das Kummer und Sorge mit schneeiger Bläße angehaucht hatte, belebte ein tiefdunkles Auge, das in der Brust drinnen die reichsten Gefühle eines edlen Herzens verrieth. Alfred zweifelte nicht, es sei Elise und ihre blinde Mutter, und alsbald erkannte er auch an der Stimme, daß er sich nicht getäuscht habe.

„Willst du noch nicht zu Bette gehen, liebe Mutter?“ vernahm er Elisens Stimme, „es ist deine Zeit schon vorüber, in der du dich zur Ruhe zu begeben pflegst.“

„Mich beschäftigt wieder, was du gestern erlebt,“ entgegnete die Mutter, „und ich danke Gott, der dich gestern beschützte. Du gehst mir gewiß nicht mehr zum Balle, Elise, gewiß nicht mehr, mein Kind.“

„Ich bereue fast,“ antwortete diese, „daß mich die Lust anflog, einmal einen solchen zu besuchen, weil man mir so viel davon erzählte, allein sorge nicht, Mutter, mein Entschluß ist

gefaßt, die Larve liegt ſchon im Feuer, ich folge deinem Wunſche.“

„Wenn ich doch nur wüßte, Mutter, unter weſſen Schutz ich zu dir zurückgekommen wäre,“ ſetzte ſie zaghaft hinzu, „mir thut es leid, daß ich die ſtolze Maske nicht einmal kenne und ihr danken kann. Ein ſo edles Herz, wie es ſeine Worte und ſeine Handlung verriethen, kann nur einem biedern Manne eigen ſein.“

„Vielleicht beſſer ſo,“ erwiderte die Mutter, „daß du ihn nicht kennſt und ſich nicht in deiner Bruſt Gefühle regen lernen, die dich glücklich und unglücklich zugleich zu machen vermöchten.“

Die Schönheit der jungen Wienerin, die anſcheinend in dürftigen Verhältniſſen in der Vorſtadt zurückgezogen leben mußte, hatte Alfred ungemein überraſcht, und der Eindruck, den Mutter und Tochter auf ihn gemacht hatten, war unauslöſchlich. Der von Eliſen ausgeſprochene Wunſch, daß ſie ihren Beſchützer kennen möge, war bezüglich ſeines Schützlings auch ſein Wunſch geweſen, und auf dem Heimwege ſann er, wie er ſich bald ihr zu erkennen geben könne. Oefters fand er ſich die nächſten Tage in der Straße ihrer Wohnung ein, allein er ſah ſie entweder gar nicht am Fenſter, oder ſie arbeitete ſo fleißig, daß ſie ihn nicht beachtete. Doch bald ſollte ſich beſſere Gelegenheit geben; Alfred begegnete ihr auf dem Kirchwege. Er hatte den Muth nicht, ſie anzuſprechen, allein er wußte jetzt, wo er ſie treffen könne. Sein Entſchluß ſtand feſt, bei dem nächſten Begegnen ſich ihr zu nähern und ſie anzureden.

Dies geſchah denn auch nicht lange nachher, und nicht wenig betroffen ſtand Eliſe vor ihm, als er ſie fragte, ob ſie

geſtatte, daß er ſie begrüße. Dabei zog er die rothe Roſe als Kennzeichen, das er von ihr bekommen, hervor, und gab ſich ihr hierdurch als Denjenigen zu erkennen, für den ihr Herz ſchlug, ehe ſie ihn geſehen, und ſo bange ſchlug, weil ihr die beſorgte Mutter ſchon ſo oft mitgetheilt hatte, wie wenig Anſprüche ſie in ihrer Dürftigkeit an die Zukunft zu machen vermöge. Und dies fiel ihr um ſo ſchwerer jetzt auf's Herz, als ſie in ihrem ſchlichteinfachen Sonntagskleide ſich gegenüber der eleganten Erſcheinung Alfred's ſah.

So verging mancher Sonntagsmorgen. Alfred unterließ es nie, Eliſe auf dem Kirchgang aufzuſuchen und ſie nach Hauſe zu begleiten. Sie war ihm ſo unentbehrlich geworden, daß er über ſie Wien mit Allem, was es zu bieten vermochte, vergaß, und Beider Gemüth hatte bald das Gefühl beſchlichen, welches wir Menſchen das Glück der erſten Liebe nennen.

„Führen Sie mich zu Ihrer Mutter, Eliſe," begann Alfred einſt auf dem Heimwege; „es ſehnt mich nach ihr; ich möchte ihr ſo gerne bekennen, wie ſehr ich ihr Kind liebe."

„Ich weiß nicht," entgegnete Eliſe, „ſoll ich der Mutter meine Liebe geſtehen oder nicht; tauſendmal war ich ſchon im Begriff, ihr, vor der ich nie meine innerſten Gefühle verſchloſſen habe, das Geſtändniß meiner Liebe abzulegen, und immer wieder hatte ich den Muth nicht. Ich weiß ſo wenig Hoffnung in mein künftig Glück zu ſetzen, daß ich nur mir allein die Enttäuſchung vorbehalten, ſie dem Mutterherzen aber erſparen möchte. Iſt doch ſo viel Unglück ſchon über ſie ergangen, daß ſie die treuen Augen blind geweint hat."

„So wenig Hoffnung ſetzt meine Eliſe auf das Glück ihrer Zukunft?" fragte Alfred.

„Wenig, unendlich wenig," erwiderte Eliſe, „weil zu groß die Kluft iſt, die uns voneinander ſcheidet. Ich, das arme Kind einer erblindeten Mutter, ohne Erbtheil und Vermögen, Sie, Alfred, ein Günſtling des Glücks, das nur Ihrer Wünſche harrt, um ſie zu erfüllen. Es wird mir, denke ich daran, ſchwer um's Herz, daß Sie ſo reich ſein, ſo hoch ſtehen müſſen; ich würde Sie, vermöchte ich es, noch mehr lieben, wenn Sie das Loos mit mir theilen würden, das arme Leben durch die Arbeit der Hand zu friſten. Dann, ja dann wären Sie um ſo ſicherer mein, und ich müßte nicht fürchten, Sie zu verlieren."

„Wo der Wille ſtark iſt," entgegnete Alfred, „macht ſich das Herz unabhängig; fürchte nichts und vertraue der Zukunft."

„So will ich denn der Mutter meine Liebe geſtehen," endete ſie, und mit einem „Gott befohlen" trat Eliſe in das ſchlichte Wohnhaus ein.

Der Abend fand Alfred wieder, harrend der Dinge, die da kommen ſollten, am kleinen Fenſter in der Joſephſtadt. Eliſe ſtand mitten im niederen Zimmer, ſinnend, verlegen, unſchlüſſig.

„Kind," begann die Blinde im Lehnſtuhle, „wie biſt du ſo ſeltſam ſtille; es däucht mir ſchon ſeit Wochen, du ſeiſt verändert. Birgt etwa ſtillen Gram deine Bruſt, den du dem Mutterherzen nicht vertrauen kannſt?"

„Mutter, liebe Mutter," ſagte Eliſe leiſe und verlegen, „haſt du in meinen Jahren nicht auch geliebt?"

„Geliebt, mein Kind?“ fragte betonend die überraſchte Mutter. „Nun denn, es ſei dir vertraut; ich habe geliebt, heiß geliebt, wie das Herz liebt in deinen jungen Jahren, mit ganzer Gluth meiner Jugend. Und zehn volle Jahre habe ich ausgedauert, bis meine Eltern, die Unwandelbarkeit meiner Neigung und meines Willens einſehend, der Werbung deines Vaters endlich nachgaben.

„Was aber wird bei dir, mein Kind, alle Ausdauer des Lebens nützen, wo du deinem Freier einſt nichts bieten kannſt als dein reiches, treues Herz und die geſegnete Hand, mit der du jahrelang deine Mutter gepflegt? Doch, mein Kind, ſage mir, was will deine Frage, ob auch ich in deinen Jahren geliebt habe? Liebſt auch du, mein Kind?“

„Mutter, ich liebe!“ antwortete zaghaft Eliſe.

„Möge Gott, Eliſe, deine Liebe ſegnen,“ entgegnete die Mutter, „und dir eine Stütze geben, wenn ich nicht mehr bin. Doch ſage mir nun, wer hat in deiner Brnſt die Gluth erſter Liebe angefacht?“

„Sein Name iſt Alfred Freiherr von Roſenau,“ erwiderte Eliſe verlegen.

„Armes Kind,“ ſagte die Mutter, „vertraue ſeinen Worten nicht zu feſt. Wäre der Mann deiner Wahl ein ſchlicht einfacher Bürger, der es mit ſeiner Liebe zu dir redlich meinte, ich wollte mich deiner Liebe freuen, ſo aber dein Herz einem Manne zuſchlägt, der durch Geburt und ſeine Stellung im Leben, vielleicht auch durch großes Vermögen weit über deinem Stand iſt, trage ich Sorge um dich, denn ſolche Männer meinen es mit armen Mädchen nicht immer redlich; ſie

ſcherzen mit euerem Glücke, nehmen euch gewiſſenlos oft des Herzens Frieden und fühlen nicht, wie grenzenlos elend ſie euch gemacht."

„Mutter, ſorge nicht," antwortete die Tochter, „mein Herz hat ſeinen Namen und ſein Vermögen noch nicht gekannt, als es ihn lieben lernte; er war es, der mich ſchützend in jener Ballnacht von der Leopoldſtadt zu dir zurückführte. Seitdem hat er ſich hier und da mir auf dem Kirchgang am Sonntagsmorgen genähert. Doch," ſetzte ſie hinzu, „wie dich, ſo hat es auch mich ſchon ſchmerzlich berührt, daß ſein Herkommen und Vermögen vielleicht zwiſchen unſere Liebe noch zu treten vermöchte."

„Möge Gott deine Liebe ſchützen," erwiderte die Mutter; „gerade für ihn habe ich Gottes reichſten Segen ſo lange ſchon erfleht, als er dein mir noch unbekannter Beſchützer geweſen iſt."

Da ging die Stubenthür auf und herein trat Alfred, den Eliſe nun der Mutter zuführte. Von dieſer Zeit an war ihm Wien von Stunde zu Stunde theurer geworden, und ſeine ſchönſte Zeit verlebte er bei Eliſen und deren Mutter.

Doch ſchon im kommenden Herbſte brach die Lebenskraft der Letztern vollends zuſammen, und ehe noch der Winter ſeine Schneeflocken über die Gräber ſtreute, ſtand ihr vielbewegtes Herz ſtille, und über ihm ſchloß ſich die letzte Scholle Erde.

Etwa ein halbes Jahr war ſeitdem verfloſſen, als Alfred eines Abends in die nun noch ſtiller gewordene Wohnſtube in der Joſephſtadt trat und Eliſe mit verweinten Augen traf.

Sie ging ihm entgegen, ſchlang die Arme um ihn, um ſich an ſeiner Bruſt auszuweinen. Es war ein tiefergreifender Augenblick für Alfred, als er ſie, die er über Alles liebte, ſo im Schmerze fand.

„Alfred," begann ſie endlich, das thränenfeuchte Auge zu ihm aufrichtend, „wirſt du deine verwaiſte Eliſe nie verlaſſen?"

„Wie magſt du Zweifel in mich ſetzen?" antwortete Alfred. „Deine Liebe, um die ich dich ſo innig und oft gebeten habe, ſie will ich hoch und theuer halten, ſo lange mein Herz noch lieben kann; mein Entſchluß ſteht und bleibt feſt; dich führe ich einſt zum Altar, oder, ſo es das Schickſal, das ja mit den Menſchen ſein Spiel oft treibt, nicht wollte, ich entſage Allem, um deine Liebe mir zu wahren, um ihrer werth zu ſein."

„Du weißt es, Alfred," begann Eliſe, „mein Leben war nie neidenswerth, ehe ich dich kannte. Ein Kind, ſo zu ſagen noch an Jahren, mußte ich mit meinen armen Eltern den Verfall unſeres einſt weitbekannten Hauſes erleben, den der Fall anderer mit uns in Verbindung ſtehender Häuſer herbeigeführt hatte. Mein Vater iſt vor Gram darüber bald geſtorben; noch weiß ich, wie meine theure Mutter mich aus den reich eingerichteten Sälen und Zimmern unſers Hauſes, von denen unſere Gläubiger Beſitz nahmen, heraus in die Vorſtadt führte, in der wir ſeit jener Zeit mit dem Glanz und Vermögen früherer Zeiten dieſe Wohnſtätte der Einfachheit und Entbehrung vertauſchen mußten.

Digitized by Google

„Mein Flügel, auf dem mich die Mutter ſelbſt den Zauber und die Macht der Muſik erkennen lehrte, die lieben Bilder meiner Eltern und Großeltern, ſie ſind Alles, was wir von dem einſtigen Reichthum unſerer Familie gerettet haben. Jetzt ſteh' ich doppelt verwaiſt, Alfred, nichts kann ich dir bieten als das arme Leben, meine Ehre und meine Liebe. Ich habe dir Alles geopfert, nichts hab' ich dir vorenthalten, auch meine Ehre liegt zu deinen Füßen. Fieberkalt läuft es mir durch die Adern, Alfred, daß ich die Lehren meiner Mutter vergeſſen, die mich tauſendmal gemahnt, wie gerade die reichſte Liebe ſo nahe der Gefahr ſtehe, zu fallen; Alfred, ich ſehe den gähnenden Abgrund der Schande ſich öffnen — ich fühle mich Mutter."

Ohnmächtig ſank Eliſe in den Lehnſtuhl zurück; den Augen entrollten Thränen; krampfhaft hob ſich die ſchmerzbeklommene Bruſt, und fieberhaft durchzog es ihr Inneres. Oftmals bietet uns Menſchen das Auge ſelbſt im tiefſten Schmerze keine Thräne, um das herbe Leid zu verweinen, das nur um ſo ſchwerer die Bruſt drückt. So war es bei Alfred, als er Eliſen zuſammenſinken und erbleichen ſah. Er ſtand neben dem Lehnſtuhl, über ſie geneigt; unverwandt heftete er in der Beſorgniß um ſein theuerſtes Gut die Augen auf Eliſe, um den erſten Blick zu erſpähen, den das geſchloſſene Auge wieder dem Leben zuwende, dem Leben, das ihr Glück und Schmerz in einer und derſelben Schale reichte.

„Eliſe," begann er, als ſie die Augen wieder aufſchlug, „mein Herz war dein, es iſt's und wird's bleiben. Was die nächſte Zukunft uns auch bringen mag, Leid oder Freude, ich

theile es mit dir; ſei nicht verzagt, wie ich dich ſchon ſo oft verſicherte, ſo wiederhole ich es auch heute, daß ich dich nicht verlaſſe; es ſei vor Gott dir heilig gelobt, ich will und werde es halten."

Die Worte Alfred's hatten das Gemüth ſeiner treuen Eliſe wieder zu beruhigen vermocht; ſie ſah ihm ſo vertrauend und ſo tief in's Auge, als ob ſie im feſten Vertrauen auf ihn niemals wanken wolle.

Eliſens Tante, welche wir als ihre Begleiterin von dem erwähnten Ball in der Leopoldſtadt her noch kennen, zog in der nächſten Zeit gleichfalls nach der Joſephſtadt. Alfred verſorgte ſie mit den nöthigen Mitteln, um anſtändig den kleinen Haushalt führen zu können. Aber Eliſe erfuhr nichts davon. Alfred war eben bemüht, Alles von ihr fern zu halten, was ſie irgend kränken oder ihr Zartgefühl verletzen konnte. — So gingen Tage und Wochen in's Land. Der Beiden Liebe ward immer größer, inniger und wahrer.

Eines Tages, als Alfred eben den gewohnten Weg nach der Vorſtadt zu Eliſe einſchlagen wollte, hörte er einen Wagen vor ſeiner Wohnung halten. Neugierig eilte er an's Fenſter und kam eben recht, um aus dem bekannten Freiherrlich Roſenau'ſchen Reiſewagen ſeinen eigenen Vater ausſteigen zu ſehen. Was konnte deſſen unvermuthetes Eintreffen zu bedeuten haben? In welchem Zuſammenhange mochte es mit ſeiner Liebe ſtehen? In einem Athem richtete er tauſend Fragen an ſich ſelbſt, ohne in der Haſt eine Antwort darauf zu finden.

Alfred eilte die Treppe hinab dem Vater entgegen, doch ſein herzlicher Willkomm und Händedruck blieb unerwidert,

kein liebevolles Wort wie ſonſt glitt über die väterlichen Lippen und der ernſte Blick deſſelben verrieth die Stimmung einer tiefbewegten Bruſt.

„Vater," begann Alfred, „was führt dich ſo unerwartet nach Wien?"

„Unerwartet, ja, mag ich für dich kommen," entgegnete der alte Roſenau, „zu ſpät für mich und deine Mutter, um dich als braven Sohn wieder zu ſehen; zu früh für dich und darum unerwartet, um deinem Treiben in Wien ein Ziel zu ſetzen."

Starr und regungslos ſtand Alfred da.

„Du ſchweigſt," fuhr der alte Roſenau fort, „weil du die Schuld fühlſt, die du trägſt."

„Welche Schuld, mein Vater, ſoll mich belaſten?" fragte Alfred.

Keine Antwort folgte; allein Roſenau zog einen Brief hervor und reichte ihn ſeinem Sohne, der ihn entfaltete und las, endlich aber mit zitternder Hand dem Vater zurückreichte.

„Das alſo iſt deine Rache, Robert!" ſagte er zu ſich ſelbſt, „daß du die Herzen von Vater und Sohn einander entfremdeſt, indem du dich zwiſchen ſie drängſt, daß du einem armen, elternloſen Mädchen das Letzte nimmſt, was es ſein eigen nannte: den guten Namen!?"

„Wie ſoll ich dein ſtilles Reden mit dir ſelbſt deuten?" unterbrach ihn der Vater.

„Wie ich mich immer auch, mein theuerer Vater, vor dir verantworten werde," erwiderte Alfred, „du wirſt in deiner

Aufregung den hart beſchuldigten Sohn dennoch verkennen und ſeinen Worten nicht vertrauen. Wahr, ja wahr iſt, daß ich liebe, ſo feſt und ſo innig, wie auch du gewiß einſt geliebt haſt; aber meine Liebe gehört einem Mädchen, das mitten im Unglück und Elend das reichſte, edelſte Herz zu bewahren gewußt hat, das ich hoch halte wie eine Perle, deren nur wenige Menſchen vom Geſchicke werth gehalten werden. Die ruchloſe Hand, die die Feder zu ſolcher Verleumdung geführt, die mich im Dämmerlichte durch die verrufenſten Gaſſen Wiens irren läßt, preisgegeben den niedrigſten Leidenſchaften, die mich den Namen Roſenau ſchänden läßt durch den Umgang mit einem tiefgeſunkenen Mädchen der Joſephvorſtadt, — dieſe ſelbe Hand hat, als ich ſie zurückſtieß, da ſie mir die Wege des Laſters zeigen wollte, als ich ſie unſchädlich machte, da ſie der Unſchuld Fallen legte, den Dolch nach meinem Herzen gezückt; ja, ich kenne die Hand dieſes Elenden, deſſen lichtſcheuer Blick es nicht wagt, an die Sonne zu treten."

„Wie dem auch ſei, Alfred," entgegnete der alte Roſenau in milderem Tone, „dein Aufenthalt in Wien war dir lange genug geſtattet, es iſt an der Zeit, daß du nach Prag in dein Elternhaus mit mir zurückkehrſt, und deßhalb bin ich gekommen, dich abzuholen. Ich bedarf in meinen Tagen einer Stütze, die du mir werden ſollſt, und mein und deiner Mutter Wunſch iſt es längſt, daß du dir eine Lebensgefährtin wählſt, die dir an Stand und Geburt gleich ſei, damit du den Stammbaum deiner Väter an deine Kinder vererbeſt, wie ich dir ihn hinterlaſſe. Wähle frei, wie du willſt; vom Glücke reich begünſtigt,

wird es dir leicht ſein, unter den adeligen Familien Böhmens eine deinen Eltern erwünſchte Braut heimzuführen.“

„Und wenn ich dir eine Braut zuführen würde,“ antwortete Alfred, „die keine an Reichthum des Herzens, keine an Schönheit, keine an Adel der Geſinnung im weiten Böhmerland überbietet, deren Liebe die tiefſte Tiefe der Bruſt für mich durchglüht, deren Treue ich erprobt und bewährt gefunden, die ſelbſt vater- und mutterlos iſt, und meinen theueren Eltern die ganze Kinderliebe zuwenden würde, die aus der Armuth zum Glücke geführt das dankdurchglühte Herz in Liebe nimmer von uns abwenden würde?“

„Des Reichthums bedarf es nicht,“ erwiderte Roſenau; „denn der Güter genug ſind einſt dein Erbe; doch um ſo ſtrenger verlange ich, daß du feſthalteſt an dem Adel deiner Ahnen. Verlieben kannſt du dich in eine Bürgerliche, denn Verlieben iſt eine Sache des Herzens, und das Herz läßt ſich nicht bevormunden. Heirathen aber iſt eine Sache des Verſtandes, und ich würde dich deſſen beraubt halten, wenn ich jemals erfahren ſollte, daß du einer Bürgerlichen die Ehe verſprachſt.“

Alfred ſtand wie vernichtet.

Der alte Roſenau, der das bemerkte, trat ihm einen Schritt näher, legte die Hand auf ſeine Achſel, und mit möglichſt weicher Stimme ſprach er:

„Komm' mit nach Prag. Die Mutter ſehnt ſich nach dir. Sei ein Mann und beuge dich dem Schickſal. Die Zeit wird alle deine Schmerzen ſtillen!“

Digitized by Google

Bei dieſen Worten ſchüttelte der alte Roſenau herzlich und liebevoll die Hand ſeines Sohnes. Dann eilte er von dannen, Alfred den eigenen Gedanken überlaſſend. Der aber war zu ſchmerzlich bewegt, als daß er ſich hätte entſchließen können, Eliſe noch aufzuſuchen, zudem er es ihr heute noch erſparen wollte, zu erfahren, was ihm und ihr bevorſtehen ſollte.

Kein Glockenſchlag tönte vom hohen Thurme der Stephanskirche, den Alfred die Nacht hindurch nicht vernommen hätte; erſt gegen Morgen überwältigte ihn der Schlummer und ließ ihn auf kurze Zeit des Schmerzes vergeſſen, der ſeine Bruſt durchbebte.

Der kommende Tag war ihm noch gegönnt, vor ſeiner Abreiſe in Wien Alles zu ordnen; doch dazu bedurfte es nur kurzer Zeit, ſo daß er bald ſeine Eliſe aufſuchen konnte, um ihr die letzten Stunden ſeines Aufenthalts in Wien zu widmen.

Die Kunde ſeiner unvermuthet ſchnellen Abreiſe beugte ſie, die ſchon ſo ſehr vom Schickſale ſeit früher Jugend heimgeſucht worden war, vollends nieder, und die bang gehegten Hoffnungen ihres geträumten Glückes machten dem Kummer Platz, der in ihrem Herzen ſchon ſo heimiſch geworden war. Alfred vergaß nicht, in ſeinem eigenen Schmerz ihre geſunkenen Hoffnungen zu beleben, mahnte ſie, zu vertrauen, den Muth nicht ſinken zu laſſen und in Liebe und Treue auszuharren, wie auch er ihr vor Gott gelobt habe, bis die ſchöne Zeit des Wiederſehens tage und das Glück der Zukunft die Bitterkeit der Gegenwart aufwiege. Mit ganzer Gluth der innigſten Liebe hing der Blick ihrer müdgeweinten Augen an ihm und

feſt umſchlungen hielt ſie Alfred, wie wenn ſie ſich nimmer von ihm zu trennen vermöchte.

So tritt oft das Vorurtheil einer kalten Welt zwiſchen das Glück der Menſchen.

Allen Troſt, den ein biederes Herz zu gewähren vermag, gab Alfred bei dem ſchweren Abſchiede ſeiner Eliſe; allein er reichte dennoch nicht hin, ſie zu beruhigen. Ihre an Entbehrungen aller Art gewohnte Bruſt hatte den großen Schmerz in dem kleinen Raume des Herzens noch nicht faſſen gelernt, den ihr die Trennung von Alfred bereitete, von ihm, an dem ſie, die Doppeltverwaiſte, mit aller Liebe hing.

In den wenigen Augenblicken, in denen er die alte Tante hatte allein ſprechen können, bat er dieſelbe innigſt, ſeine Eliſe nie zu verlaſſen, ſie zu ſchützen und für ſie zu ſorgen, bis er in glücklicheren Zeiten wiederkehren werde.

Den Morgen darauf fuhr der Reiſewagen des alten Roſenau aus der Kaiſerſtadt und bald hielt er vor Alfred's elterlichem Hauſe in Prag. Alles wurde hier aufgeboten, ihm Wien und was ihm dort theuer geworden war, vergeſſen zu machen, allein es regte den Schmerz nur noch mehr auf. Nur die Tage, in denen er die Briefe ſeiner Eliſe von Wien aus erhielt, vergingen glücklicher für ihn. Der alte Roſenau, der das bemerkte, wußte es zu veranſtalten, daß einer dieſer Briefe in ſeine Hände fiel. Derſelbe war von der Hand der alten Tante, die Alfred benachrichtigte, daß Eliſe einen Sohn geboren habe. Der Zorn des gekränkten Vaters ſtieg auf's Höchſte. Er verheimlichte die Nachricht dem Sohn, und ſchrieb ſelbſt an Eliſe, daß Alfred ſich entſchloſſen habe, jede Verbin-

dung mit ihr abzubrechen, indem er nach dem unabänderlichen Willen seines Vaters demnächst eine an Stand ebenbürtige Ehe eingehen werde. Dem Schreiben war eine nicht unbedeutende Summe Geldes beigeschlossen, die allen weiteren Anforderungen von Seiten der ehemaligen Geliebten begegnen sollte.

Der inhaltsschwere Brief traf in Wien ein, als Elise noch krank zu Bette lag; der Tag des schmerzlichen Abschiedes von ihrem Alfred hielt keinen Vergleich mit jenem aus, an dem sie den Brief des alten Rosenau erhielt; eine schwere Krankheit war die unmittelbare Folge der furchtbaren Aufregung, und im Fiebertraume hielt sie ihr armes Kind hin und erzählte ihm, wie sein Vater jetzt in Prag seiner adeligen Braut seine Liebe zuwende. „Tante!" unterbrach sie sich dann, „sende dem alten Rosenau sein Geld zurück, damit er einsehen lerne, daß ein armes Mädchen auch ohne ihn sein theures Kind erziehen kann; Tante," wiederholte sie, „sende es ihm ja zurück!"

Und so geschah es auch; in Prag traf bald ein Brief der Tante an den alten Rosenau ein, der in seinem Leben vielleicht zum ersten Male durch die Zurücksendung des Geldes erfahren sollte, daß es bürgerliche Menschen gebe, deren Ehre mit Gold nicht aufgewogen werde.

Stunde um Stunde wartete Alfred auf Briefe von seiner Elise, allein vergebens; er bat den Vater, auf kurze Zeit nach Wien reisen zu dürfen, allein es wurde ihm nicht gewährt; er sendete neue Briefe ab, allein der treugeglaubte Diener überbrachte sie nun Geld dem alten Rosenau, und so kam keiner

nach Wien. Eliſe zweifelte länger nicht, daß ihr der alte Roſenau die Wahrheit geſchrieben habe. So verlebte ſie nahezu ein volles Jahr, und der Kummer, den ſie mit ſich trug, ließ ſeine unverkennbaren Spuren bald in dem ſchwermuthsvollen Blicke und den Zügen des jugendlichen Antlitzes erſehen. Da traf ſie ein neuer Schlag des Schickſals; es ſtarb die alte Tante, die ſie und ihr Kind ſo treu gepflegt, die mit ihr ſtill den Schmerz, den ihr eitle Vorurtheile verurſacht hatten, zu tragen gewußt und ſie nie verkannt hatte, wie es die unnachſichtig und ſchonungslos richtende Welt gethan.

Zu dieſem Schickſale geſellte ſich in raſcher Folge auch die Noth. Eliſe fing an zu darben. Sie war nicht einmal im Stande, ſo viel zu erübrigen, daß ſie ſich vor der Kälte des Winters hätte ſchützen mögen; die Blumen, die der eiſige Froſt an ihre Fenſter gemalt hatte, vergingen oft Wochen lang nicht, und zitternd vor Froſt arbeitete dennoch Eliſe bei dem ſpärlichen Lichte bis in die ſpäte Nacht, um ihr und ihres Kindes armes Leben zu friſten.

Doch wenn drinnen in der Bruſt das Gemüth krank iſt, läßt auch die körperliche Kraft nach, und es verſiegt mit ihr der Muth und die Ausdauer, dem Unglücke Trotz zu bieten. So unterlag auch Eliſe bald, und es blieb ihr vorbehalten, die ganze Bitterkeit des Schickſals kennen zu lernen. Die letzten Erbſtücke ihrer Mutter wurden ihr von harten Gläubigern verkauft, und bald wies ſie ihr Miethherr über die Schwelle ſeines Hauſes. Obdachlos und aller Mittel beraubt, verließ ſie, ihr theures Kind eingehüllt auf dem Arme, an

einem frostigen Wintermorgen inmitten im Winter Wien, wo sie es nicht vermochte, das Mitleid der Menschen anzuflehen. An der Mariensäule vor Wien sich noch die Kraft erflehend, betrat sie ihre Wanderschaft als Bettlerin, nicht um für sich die Erbarmung fremder Menschen zu erbitten, sondern für ihr armes Kind. Für sich hatte sie nur noch den Wunsch, zu erfahren, was aus Alfred geworden, für den ihr tiefgekränktes Herz immer noch warm schlug, weil es nicht daran glauben konnte, daß er seiner heiligsten Versprechen so ganz vergessen habe.

Wenn in der Menschenbrust der Kummer und die Sorge ihre Wohnstätte aufgeschlagen, da treibt es den Menschen oft hinaus in die weite Welt, sonder Ruh und Rast, wie wenn er dem Schicksale entfliehen wollte. So zog die arme Bettlerin in dem letzten Gewande, welches die Noth ihr übrig gelassen hatte, hinaus in die Welt, als ob sie ihrem Jammer entgehe, wenn sie Wien hinter sich habe, als ob das Elend aufhöre, wenn sie die Stätte des Elends meide.

Es war Weihnachtstag, der Tag, der Millionen Menschen Freude bringt, ihr aber den Schmerz heute verdoppelte, weil sie nicht im Stande war, ihrem Kinde den leuchtenden Weihnachtsbaum zu schmücken.

Noch hatte sie nicht den Muth gehabt, an fremden Thüren um eine Gabe zu bitten. So kam der Abend; das sorgsam eingehüllte Kind mochte dennoch den Winterfrost fühlen, denn es schluchzte und weinte, daß es der unglücklichen Mutter noch schwerer um's Herz wurde; mit des stürmischen Wintertages Schneeflocken mischten sich ihre Thränen, welche über ihre bleichen Wangen herabrollten.

Da erreichte ſie bereits weit von Wien eine Dorfſchaft, und ſchüchtern pochte ſie an der nächſten Hausthüre und bat um Brod. Eine freundliche Bäuerin, ſelbſt ein Kind auf dem Arme, ſchaute die Bettlerin mitleidig an und lud ſie in die Wohnſtube ein. Dort theilte die ſchlichte Bauernfamilie mit ihr gerne das Abendbrod, und als der flimmernde Chriſtbaum angezündet war, bot auch ihr man für ihr kleines Kind vergoldete Nüſſe und Zuckerwerk an.

Zum guten Glücke wußte das Kind nicht, daß der ſchöne Weihnachtsbaum nicht für es brannte, und ſo theilte es mit dem Kinde der Bäuerin die gleiche Freude.

Mehrere Tage gewährten ihr die ſelbſt armen Landleute Obdach, und mit heißem Danke ſchied Eliſe, um ihre Wanderung fortzuſetzen. Nur ſelten hatten die Menſchen, die ſie um ein Almoſen bat, ein mildes Herz für die Unglückliche, und oft wurde ſie bitter von den Thüren zurückgewieſen, bis ſie endlich Prag erreichte.

Die Fühlloſigkeit einer kalten Welt hatte ſie zur Verzweiflung gebracht. Die Dunkelheit war bereits eingebrochen, als ſie durch die Thore der alten Hauptſtadt Böhmens trat, und dichter, wie am Tage ihres Abganges von Wien, fielen die Schneeflocken, dabei zog der Sturmwind durch der Bettlerin durchnäßtes Gewand. Da nahm ſie den Weg über die Brücke der Moldau; das rauſchende Waſſer, das unter ihr ſich hinwälzte, weckte in ihr furchtbare Gedanken; ſchon beſtieg ſie die nahe Steinbank an der Pfeilerböſchung, ein Windſtoß fehlte nur, und die Wellen begruben ſie und ihr Kind in naſſem Grabe.

Doch wo Mächte der Hölle uns verderben wollen, da greift oft die Gottheit ein in das Geſchick der Menſchen. Das Weinen ihres armen Kindes, wie wenn es um Schonung für ſein junges Leben bäte, ließen die Mutterliebe die Verzweiflung überbieten, und entſchloſſen trat ſie zurück, dem Unglücke muthvoll entgegenzutreten, ſollte ſie auch deſſen bitterſte Hefe noch koſten müſſen.

So ſchritt ſie denn der innern Stadt zu, nicht wiſſend, ob ſich Jemand ihrer und ihres Kindes erbarmen werde. Eben war ſie zu einem hellbeleuchteten Palaſte gekommen, vor dem eine Menge Wagen hielten, und die rauſchende Muſik, die aus den Räumen des erſten Stockwerks herabtönte, ließen nicht verkennen, daß die Freuden des Carnevals dort eine frohe Welt verſammelt hatten. Welche Erinnerungen mußte gerade der Carneval in ihr wach rufen! Eben fuhr ein Wagen vor, als ſie ſinnend und über ihr Schickſal nachdenkend ihre Schritte hemmte. Raſch war ſie entſchloſſen, die Ausſteigenden um eine kleine Gabe für ſich und ihr Kind zu bitten, um doch wenigſtens ein Obdach für die rauhe Winternacht zu finden.

Eine ältliche Dame ſtieg aus, und ſchon hatte ſie ihren Bedienten beauftragt, der Bettlerin ein Almoſen zu geben, als ſie Eliſe mit dem Kind im Scheine der nahen Laterne nochmals anblickte. Die ſchöne Geſtalt, die edlen Züge und der Ausdruck des ſeelenvollen Auges ließen ihr die Bettlerin ungewöhnlich erſcheinen und mehr ſtieg ihre Vermuthung, als die ſchöne weiße Hand ſchüchtern das Almoſen nahm und ihr Dank mit thränenfeuchtem Auge folgte.

„Biſt du bereit, in meinen Dienſt zu treten, und wirſt du es mir Dank wiſſen, wenn ich mich dein und deines Kindes annehme?“ fragte die Dame.

„Ich will,“ entgegnete zitternd vor Froſt Eliſe, „dankbar ſein wie Niemand mehr in der Welt, um ſo dankbarer, als ich betteln nicht gelernt habe.“

„Nimm die Arme mit nach Haus, Ernſt,“ bemerkte die Dame ihrem Bedienten, „und trage meiner Kammerfrau auf, für ſie und ihr Kind zu ſorgen; mein Wagen ſoll nach Verlauf einer Stunde mich abholen.“

Hierauf wendete ſie ſich dem Eingange des beleuchteten Hauſes zu. Der Kutſcher hatte unterdeſſen gewendet und war nach der nicht fernen Wohnung zurückgefahren, während die Bettlerin von Wien dem Bedienten ſchweigend folgte.

„Ich weiß nicht,“ begann ſie endlich, „ſoll ich noch einmal auf die Wiederkehr beſſerer Zeiten hoffen können, oder nicht. Ich bin mit dem Unglücke ſo vertraut geworden, daß ich zweifle, es könnten glücklichere Tage für mich und mein Kind noch einmal kommen.“

„Wenn das beſte Herz in Prag ſich Ihrer erinnert,“ entgegnete der Bediente, „dann ſind Sie unbeſorgt um Ihre Zukunft, denn mehr lebt dem Glücke der Menſchen Niemand als unſere gnädige Frau.“

Kaum hatte derſelbe geendet, hielt er vor einem palaſtähnlichen Hauſe und zog die Hausglocke. Eine breite, hellbeleuchtete Treppe führte er Eliſe hinauf und durch einen langen Gang zum Zimmer der Kammerfrau, welcher Ernſt die Befehle ſeiner Herrin überbrachte. Dieſelbe ließ Eliſe nicht

lange warten, ſondern in ihr warmes Zimmer eintreten, und bald brachte ſie derſelben die eigenen Kleider, die ſie der Bettlerin zum Umkleiden auf das Freundlichſte anbot. Auch für das Kind, das vor Hunger und Froſt zitterte, wußte ſie bald Rath zu ſchaffen.

Die Kammerfrau zeigte der armen Bettlerin ein ſo gefühlvolles Herz, daß dieſe nicht Worte des Dankes genug finden konnte für ſo ſeltenes Mitleid. Glücklich ſchlug Eliſens der Freude entwöhntes Herz und bei dem dampfenden Thee, den die Kammerfrau auftragen ließ, verlebte ſie wieder einmal ſeit langer, langer Zeit eine frohe Stunde.

Bald tönte die Hausglocke, und die neugewonnene Wohlthäterin Eliſens trat ein, der armen Fremden freundlich die Hand bietend.

„Johanna," redete ſie die Kammerfrau an, „ich dächte, auf die wenigen Wochen, ſo Sie Ihr elterliches Haus aufſuchen wollen, wird unſere Fremde, wenn ich mich nicht täuſche, Ihren Dienſt wohl verſehen können, und mit Ihrer Rückkehr will ich ſchon Sorge tragen, daß wir ſie gut unterbringen."

Eliſe glaubte bei dieſen Worten, daß ſich ihr ein neuer Himmel geöffnet habe.

„Wenn ich vermag, Ihnen zu genügen," entgegnete ſie ſchüchtern, „will ich dankbar mich für dieſe Zeit Ihrem Dienſte widmen. Wo ich gute Menſchen finde, wird in mir der Muth wieder wachſen, und ich werde mit Freude die ſchwachen Kräfte aufbieten, eine ſorgſame Dienerin zu ſein."

Die folgende Nacht brachte der armen Bettlerin von Wien wieder einmal ſorgloſeren Schlummer. Die liebgewonnene Kammerfrau reiſte ſchon in den nächſten Tagen ab, und die in Allem geübte Hand Eliſens bewies ihrer Herrin bald, daß ſich dieſelbe in ihrem ſcharfſehenden Blicke nicht getäuſcht habe.

Schon eine Woche war vergangen, als ſie eines Abends nach vollbrachter Arbeit auf ihr Zimmer zurückkehrte. Sie ſetzte ſich an den Flügel, um ihrem Knaben ein Schlummerlied zu ſingen. Bald entlockte ſie den Saiten die herrlichen Accorde und dazu ſang ſie mit ſo klangvoller Stimme ihr ſchönes Lied, daß, hierdurch aufmerkſam geworden, ihre Wohlthäterin ſich nach ihrem Zimmer begab und, als ſie das Lied geendet hatte, eintrat.

„Eliſe," begann dieſelbe, „Ihr Spiel verräth eine gute Schule, und Ihre Stimme iſt rein und ſeelenvoll, wie Ihr ganzes Weſen. Sie ſind zum Betteln nicht erzogen worden. Wollen Sie einer mütterlichen Freundin nicht die Geſchichte Ihrer Vergangenheit berichten? Es iſt nicht Neugierde, was mich dieſe Frage zu ſtellen antreibt, ſondern aufrichtige Theilnahme.

Eliſe ſchwieg; das thränenbenetzte Auge verrieth, daß es ihr großen Kampf koſte, Jemand in ihre Vergangenheit einzuführen.

„Liegt es nicht in meiner Macht," erfolgte die Frage an ſie, „Ihren Kummer und Ihre Noth zu mildern?"

„Wenn es ein Menſch vermöchte," entgegnete Eliſe, „ſo wären Sie es, gnädige Frau, die Sie ſo liebevoll und gut

mich aufgerichtet haben, aber Sie begreifen, daß es Schmerzen gibt, die zu beſeitigen nicht in der Macht der Menſchen liegt."

Die Baroneſſe vermied es, weiter in Eliſe zu dringen; allein ſie wußte bald derſelben Vertrauen zu wecken, daß ſich ihr der ungleichen Bettlerin Innerſtes erſchloß und dieſe ihr allmählich die Urſache ihres Kummers vertraute.

Als dabei Eliſe den Namen Roſenau nannte, wurde ihre Wohlthäterin ſichtlich ergriffen, denn dieſe war, was Eliſe nicht ahnte, — Alfred's Mutter. Ihr hatte längſt ſchon der biedere Sohn zugeſtanden, was ihn an Wien feſſelte, und er hatte ihr ſein Leid erſchloſſen. Das Mutterherz empfand anders als jenes des Vaters, und vergaß nicht, daß es auch einen anderen Adel der Menſchen gebe, als jenen der Geburt, welch Erſterer tief im Herzen ſeine Wohnſtätte habe, und darum war ſie der Liebe ihres Sohnes gewogen.

„Mein Wunſch, den ich für mich noch hätte, iſt kein anderer," ſchloß Eliſe, „als Alfred noch einmal, unbemerkt von ihm, wieder zu ſehen, denn ich weiß, daß es gewiß ſeine Schuld nicht iſt, daß er mir und ſeinem Kinde entſagt."

„Den Wunſch vermag ich dir vielleicht noch zu erfüllen," entgegnete Frau von Roſenau.

Eliſe küßte dankbar ihrer Wohlthäterin die Hand, die ſo ſegensvoll für das Wohl der Menſchheit wirkte.

„Und kennen Sie Alfred?" fragte ſie ſchüchtern.

„Wohl kenne ich ihn," antwortete Frau von Roſenau, und zu deinem Troſte kann ich dir ſagen, daß er noch keine Wahl getroffen, ſondern unverändert deiner gedachte, wie ſehr auch die Töchter der beſten Familien Prags ihm geneigt ſind.

Das biedere, wenn auch ſtolze Herz ſeines Vaters, wird ſich wohl auch noch beſtimmen laſſen, und der Mutter Herz haſt du gewonnen, denn ich ſelbſt — bin Alfred's Mutter.

Eliſe erbleichte und des Glückes längſt entwöhnt, hatte ſie den Muth nicht, zu hoffen. Doch als ſie Alfred's Mutter aufſtehen ſah, dieſelbe ihr Kind an's Herz drückte, wie es nur die blutsverwandte Liebe zu thun pflegt, da keimte in ihr wieder die Hoffnung auf und belebte ſie allmählich mehr.

Frau von Roſenau war bald Eliſens mütterliche Freundin geworden; ſie hatte ſich vorbehalten, ihrem Sohne, der ſeit Monaten mit dem Vater ſich auf Reiſen befand, Eliſe als ſeine Braut zuzuführen. Am Schluſſe des Carnevals wollten Vater und Sohn in Prag eintreffen. In einfachem Domino wollte Alfred's Mutter Eliſe mit zu dem Balle nehmen, mit dem der Carneval ſchloß. Eliſe konnte ſich ſchwer dazu entſchließen, denn ihr war der einzige von ihr beſuchte Maskenball in noch zu friſcher Erinnerung. Allein nur auf dieſe Weiſe konnte ſie ihren Wunſch, Alfred unbemerkt zu ſehen, erreichen. Es trat aber noch etwas Anderes hinzu, was es ihr zur Pflicht machte, den Ball nicht unbeſucht zu laſſen. Auf demſelben ſollte nämlich ein großartiger Maskenzug veranſtaltet werden. Man wollte den von der Kaiſerin Maria Thereſia berufenen Reichstag zu Preßburg darſtellen, auf welchem dieſelbe, ihren kleinen Sohn, den nachmaligen Kaiſer Joſeph II., auf den Armen, erſchien, und durch ihre an den Reichstag gerichteten Worte die Magnaten und Stände Ungarns für ſich begeiſterte. Frau von Roſenau hatte den Wunſch ausgedrückt, daß das Kind Eliſens Joſeph II. darſtellen möge.

Eliſe hatte nichts dawider. Schon betrachtete ſie ihre Herrin als ihre Mutter, und konnte deren Obhut ſorglos das theuerſte Kleinod des Lebens vertrauen. Eigentlich ausgeſorgt hat aber eine Mutter niemals. So war's begreiflich, daß Eliſe wenigſtens in der Nähe des Kindes ſein wollte, und darum einwilligte, ebenfalls in einfachem Domino den Ball zu beſuchen.

Der Schluß des Carnevals nahte heran und wenige Tage vor dem erwähnten Balle traf Alfred mit ſeinem Vater in Prag ein. Seine Mutter hatte Vorſorge getroffen, daß Alfred an dem Zug in der Tracht eines ungariſchen Magnaten Theil nehmen könne, wozu er ſich auch auf Wunſch der Mutter bewegen ließ.

Der Abend des folgenden Tages kam, und die Familie Roſenau fuhr zum Balle, wohin auch kurz darauf Eliſe abgeholt wurde; ſie blieb, in den ſeidenen Domino gehüllt, ſchüchtern an der Saalthüre ſtehen. Alsbald gaben die Trompeten das Zeichen, daß der Zug nahe. Die prachtvollen Anzüge der ungariſchen Stände und Magnaten feſſelten wenig ihre Aufmerkſamkeit, denn dieſe war ganz darauf gerichtet, Alfred zu erſpähen, was ihr dadurch erleichtert wurde, daß ſämmtliche Theilnehmer des Zugs ohne Larve erſchienen. Ihre Kniee wankten und ſtärker pochte das Herz, als ſie ihn erkannte.

Da tönte das zweite Zeichen der Trompeten, und eine Dame Prags, Eliſens Kind auf dem Arme, die Kaiſerin Maria Thereſia mit ihrem Sohn Joſeph darſtellend, trat ein. Der Eindruck, den dieſe Scene hervorbrachte, war ein großartiger, und ſo erkannte Eliſe bald den Unterſchied eines Balles

Digitized by Google

der eleganten Welt und jenes Maskenballs in der Vorstadt Wiens. Sie ließ Alfred und ihr Kind nicht aus dem Auge, und gewann von Ersterem bald die Ueberzeugung, wie derselbe der Damenwelt gegenüber jede Aufmerksamkeit unterließ. Ihrem schönen Kinde hatten sich bald Alle zugewendet, denn allgemein bewunderte man dasselbe, als es schüchtern, weil es die Mutter vermißte, und doch neugierig sich nach dem Glanze der flimmernden Lichter und dem blitzenden Golde der Uniformen umblickte. Alfred's Mutter hatte es alsbald zu sich genommen und schmiegsam hatte es das lockige Köpfchen auf ihre Schulter gelegt. Alfred war näher getreten, denn auch ihn freute das engelschöne Kind mit seinen großen blauen Augen, mit denen es ihn treuherzig anblickte. Er winkte ihm zu und sogleich streckte dasselbe die kleinen Aermchen nach ihm aus, als ob es ahnen könne, daß sein Vater vor ihm stehe; Alfred nahm es der Mutter ab und scherzte und spielte mit ihm, daß es bald durch sein kindliches Lächeln zeigte, wie es sich freute.

Elise war in die Nähe der Frau von Rosenau getreten, und noch wendeten sich immer ihre Blicke nach Alfred und ihrem Kinde. Als sie es, das Kind einer Kaiserin Oesterreichs vorstellend, auf dem Arm Alfred's in reichster Tracht eines ungarischen Magnaten sah, da fielen ihr jene Augenblicke der Vergangenheit ein, in denen ihr armes Kind das schlechte Bettlerkleid mit ihr theilen mußte. Doch als Alfred mit ihrem Kinde liebkoste und es ihn freundlich anlächelte, da hob sich freudig bewegt und höher ihre Brust.

„Sage mir, liebe Mutter, wem gehört das schöne Kind?"

„Dort ſteht die Mutter," erwiderte dieſe, nach Eliſen im ſchwarzen Domino zeigend, da ſie ſolche bereits bemerkt hatte.

Sie winkte Eliſen, welche näher trat, das Kind abzunehmen. Das Letztere aber, das ſich vor der dunkeln Maske der Mutter fürchtete, barg ſich in den Armen Alfred's.

„Ich habe eben," ſprach Alfred die Maske an, „meine Mutter gefragt, wem das ſchöne Kind gehöre, das nicht allein meine, ſondern die allgemeine Bewunderung erregt hat."

„Es iſt auch mein einzig Gut, das ich beſitze," entgegnete leiſe Eliſe, „und das Einzige, worauf ich ſtolz ſein darf."

Die erſteren Worte, die ſie geſprochen, hatten Alfred an ſeine unter einer Maske nicht vermuthete Eliſe erinnert. „Das Gut, das Sie beſitzen," entgegnete er, „wiegt viele Güter auf, die Sie vielleicht entbehren müſſen, und ein Recht haben Sie, darauf ſtolz zu ſein. Ich zweifle, ſollte ich mein Glück mit dem Ihrigen vertauſchen wollen, daß Sie auch nur einen Augenblick den Entſchluß faſſen könnten, ſich an meine Stelle zu verſetzen."

„Sie werden dennoch nicht Grund haben," erwiderte ſie, „jemals zu klagen, ſteht Ihnen doch Alles zur Seite, was ein glückliches Leben erheiſcht, dazu eine unvergleichliche Mutter, während ich längſt doppelt verwaiſt und allein ſtehe, ja verarmt und verlaſſen wäre, hätte ſich nicht Ihre Mutter meiner angenommen. Sie können dem Glücke getroſt die Hand bieten; was es aus ſeinem unerſchöpflichen Füllhorne bieten kann, wird es Ihnen gewähren.

Digitized by Google

Eliſe hatte ſich beinahe von ihrem Gefühle hinreißen laſſen, und ſie fühlte, daß ſie nahe daran ſtand, ſich zu verrathen.

„Wie glücklich Sie mich auch wähnen," antwortete Alfred, „ſo mögen Sie ſich dennoch täuſchen. Ich habe nicht verfehlt, dem Glück einſt die Hand zu bieten, allein es hat mich, als ich glaubte, dem Ziele meiner Wünſche am nächſten zu ſein, verlaſſen. Doch wie komme ich dazu, Ihnen das Alles zu ſagen," ſetzte er hinzu; „entſchuldigen Sie mich, ich fühle mich immer zu Menſchen hingezogen, denen das Glück ſich abhold zeigt; iſt es doch eine nie geleugnete Wahrheit, daß es einen Troſt für uns Menſchen bildet, Leidensgefährten zu beſitzen. Zu Ihnen zog es mich um ſo mehr, als mich Ihre Sprache an mein ſchönes Wien erinnert, wo ich ſo ſchnell vergeſſen wurde."

„Und wer hätte Sie vergeſſen können?" fragte Eliſe.

„Weil Sie ſich meiner guten Mutter befreundet nennen, ſei es Ihnen vertraut," erwiderte Alfred; „vergeſſen von Derjenigen, der ich mein ganzes Leben zu widmen entſchloſſen war!"

„Nicht vergeſſen, mein Alfred!" antwortete Eliſe, und das durch die Larve ſichtbare Auge verrieth thränenfeucht, wem er ſein Herz erſchloſſen. Sein Innerſtes fühlte die ganze Macht des Einfluſſes der Wiederkehr verlorenen Glücks, in deſſen reichſtem Gefühl er Eliſen ſeine Mutter zuführte, die ja immer ſeiner Liebe geneigt war und auch des Vaters Herz ſeit ſeiner Ankunft dafür gewonnen hatte. Mit welchen Empfindungen jetzt Alfred das ſchöne Kind auf ſeine Arme

nahm, kann das Herz nur fühlen. Bald führte Alfred's Mutter dem alten Rosenau Eliſen zu, der ſie bat, ihre Larve abzulegen, um ſie den ihm befreundeten Familien als ſeine Tochter vorſtellen zu können.

Eliſe vermochte an ihr wiedergefundenes Glück, das nichts mehr ſtören ſollte, nicht zu glauben, und ſchüchtern nahm ſie des künftigen Vaters dargebotenen Arm. Ihre Schönheit, die ſelbſt in der einfachen Maske ſich nicht verleugnete, zog bald die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſie; mehr Herzen wußte ſie ſich noch zuzuwenden, als ſie wenige Monate darauf als Alfred's glückliche Gattin Alles durch ihre Herzensgüte zu gewinnen wußte, ſo daß die arme Bettlerin von Wien bald der Liebling der erſten adeligen Familien Prags wurde, am meiſten aber jener des alten Roſenau, der einſehen gelernt hatte, wie es einen noch höheren Adel als den der Geburt gebe, nämlich jenen des Geiſtes und Herzens.

Digitized by Google